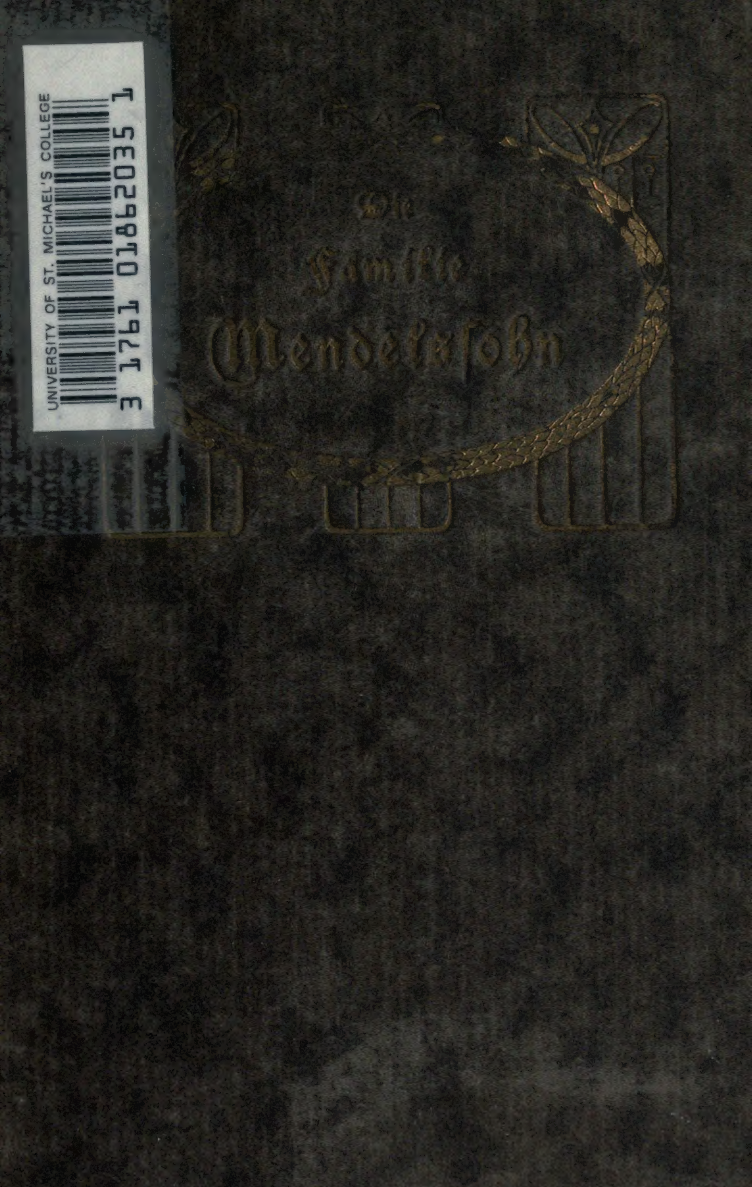
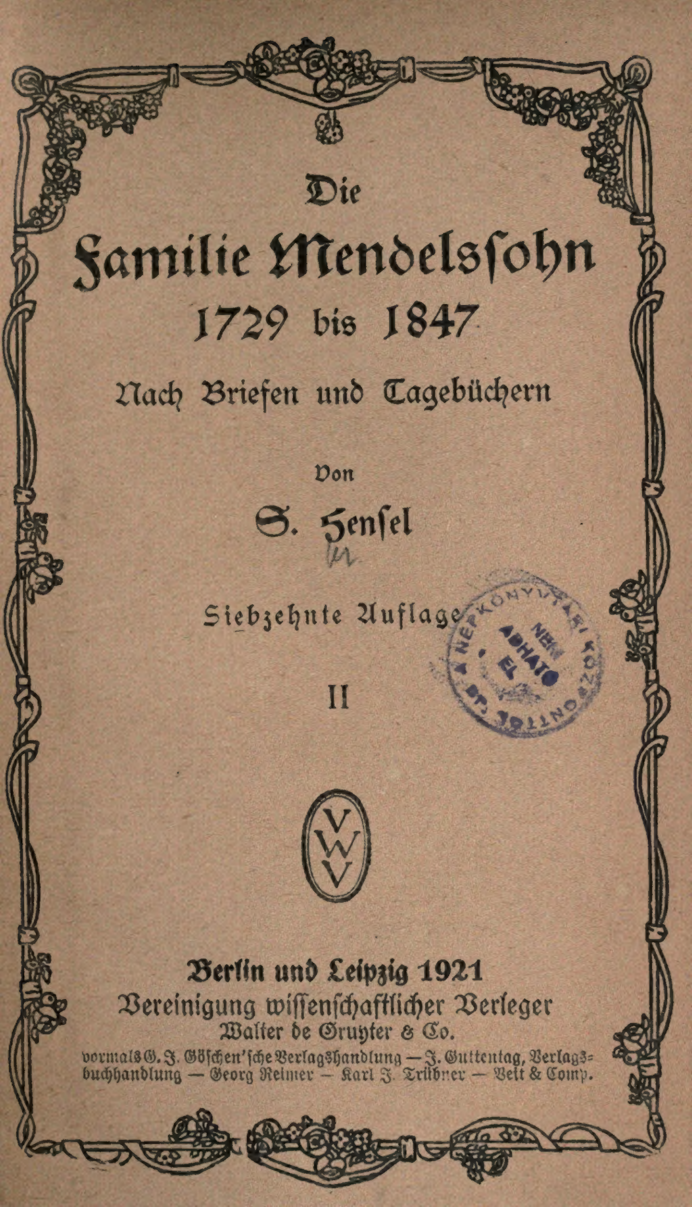


Die Familie Mendelssohn
UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01862035 1




UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY





Die Familie Mendelssohn 1729 bis 1847

Nach Briefen und Tagebüchern

Von

S. Hensel

Siebzehnte Auflage

II

Berlin und Leipzig 1921
Vereinigung wissenschaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.


UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Die Familie Mendelssohn

Band II



Inhalt.





Zweiter Teil.

1835—1847.

— — Ich nenne den den Glücklichsten,
Der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geschaut
Und eilig dann zurückgekehrt, von wo er kam;
Die Sonne, die allen leuchtet, Sterne, Feuer, Meer,
Der Wolken Zug — und wenn du hundert Jahre lebst.
Nichts andres siehst du, als in wenigen Jahren auch.
Erhab'neres aber schaut des Menschen Auge nie. —

(Menander.)

Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt.

(Menander.)





Der Winter 1835/36 verging trübe; ein jeder mußte suchen, sich mit dem großen erlittenen Verlust vertraut zu machen. In Felix setzte sich die verschlossene, beinahe verzweifelte Stimmung so fest, daß es bei Fanny zur lebendigsten Überzeugung wurde, es müsse wirklich für ihn ein neues Leben anfangen, er müsse heiraten. Sie besprach es mit Felix und entnahm zu ihrer innigen Freude aus dessen Äußerung „er wolle sich nächsten Sommer am Rhein umsehen", daß es wohl nicht so ganz ins Ungewisse hinein nötig sein werde, sich umzusehen. — Was hätte ihn sonst bewogen, gerade am Rhein zu suchen? — Wir werden sehen, wie glücklich er suchte und fand.

Aus dem Anfang 1836 (31. Januar) sei hier wieder ein Brief von Fanny an Klingemann mitgeteilt:

„Ich will den Brief an Sie anfangen, damit er angefangen sei, und ich ihn dann gelegentlich weiter schreiben und gelegentlich abschicken könne. Die Korrespondenz mit Ihnen ist so erfreulicher Art, daß sie die einzige ist, die ich fortsetze, und willentlich gewiß nicht ins Stocken geraten lassen werde. Denn schriftlich wie im Leben liebe ich solchen Umgang, vor dem man sich auch einmal maussade und maulfaul zeigen darf, ohne daß der andere gleich Absicht oder Beleidigung darin sieht. Man muß auch einmal einen Brief schreiben dürfen, in dem nichts steht, als „guten

Tag, antworten Sie bald.“ Und das darf ich ja hier. Viel mehr steht mir wahrhaftig heut nicht zu Gebot. —

4. Februar. Es ist sehr wahr, was Sie über ein neues Jahr und über Zeitabschnitte schreiben. Es ist uns diesmal ähnlich ergangen, und wenigstens der Ausgang Januar hat uns doch ein ganz anderes Gesicht gezeigt, als das Ende des vorigen Jahres; man fühlt sich unwillkürlich einer Bürde los, indem man eine Jahreszahl für immer ablegt, die wechselvolle Tage einschloß. Es ist ein Vorurteil, eine Einbildung, wenn wir aber alles Eingebildete mit den Jahren ablegen wollten, da ginge gar zu viel Wahres, Wirkliches, mit. — Wir haben das Musikmachen zuerst wieder an den Paulus geknüpft, von dem uns Felix zu Weihnachten einige Nummern hier ließ, welche wir gestern an seinem Geburtstage mit wenigen auserwählten Personen gesungen haben. Wir haben große Freude daran, und zum wenigsten das Bewußtsein, daß Vater noch dieses Genusses teilhaftig geworden, indem die kleine Woringensche Gesellschaft mehreres daraus, leider nach unserer Abreise von Düsseldorf, höchst vortrefflich gesungen haben soll. Vater hatte große Freude daran, und fand namentlich die Predigt Stephani mit den folgenden Musikstücken ganz neu. Es ist merkwürdig, und Felix und ich haben oft mit Verwunderung bemerkt, wie man, ohne eigentliche technische Kenntnisse der Sache, ein so scharfes und oft so unwiderleglich richtiges Urteil haben konnte, wie Vater in der Musik. Er selbst beklagte sich oft, namentlich in der letzten Zeit, daß ihm kein Talent zuteil geworden sei, aber das war, wie ich glaube, das hervorstechend Charakteristische in ihm, daß alle Fähigkeiten, wie auch alle Organe des Schädels in der schönsten, reinsten Harmonie gleichmäßig entwickelt waren, woraus eine Übereinstimmung des Gefühls mit der Ansicht, und

beider mit dem Handeln entstand, wie man es wohl nicht leicht wieder finden möchte. Er bildete recht eigentlich den Mittelpunkt für uns alle, und nur zu schmerzlich vermissen wir ihn. In tausend Kleinigkeiten fühlt man seine Abwesenheit, und muß sich erst konstruieren, wie das anders geworden wäre, wenn er lebte. Das Zusammenleben meiner Mutter und Schwester gestaltet sich übrigens zu Beider Ehre, wie das nicht anders zu erwarten war, und ich kann namentlich auch meinen Schwager Dirichlet in dieser Beziehung nicht genug loben. Paul versieht als sorgsamer Hausvater die Interessen der Familie, und ich glaube, wenn Vater zurücksehen kann auf die Seinigen, so wird er nicht unzufrieden sein mit der Art, wie sein Haus geführt wird. Hensel arbeitet jetzt fleißig an seinem Bilde, von dem Sie sich der ersten Zeichnung erinnern werden (Auszug der Israeliten aus Ägypten, Mirjam an der Spitze), die Farbenskizze hatte er mir zu meinem Geburtstage geschenkt, und sie war das letzte, was Vater genau und mit Anteil sah, sehr davon erfreut war und nur einige Bemerkungen darüber machte, die Hensel noch alle benutzt hat. Das Bild wird, glaube ich, sehr schön werden.

8. Februar. Mein Brief fängt an, Methusalems Alter zu erreichen, und ich muß nachgerade daran denken, ihn gar hinaus zu schreiben. — Führen Sie nur Ihren Vorsatz aus, Pfingsten zum Musikfest zu kommen, Sie werden sich und Felix eine große Freude damit bereiten. Ein solcher rheinischer Pfingsttag kann einen mit so manchem in Deutschland versöhnen. Leider wird diese Freude wohl zu den unerreichbaren für mich gehören; dafür waren wir neulich einmal wieder in der Singakademie und haben zu unserem Ärger und Skandal Israel in Ägypten aufführen hören. Wie dies Institut auf den Hund gekommen,

davon hat niemand einen Begriff, leider auch fast niemand im Publikum, denn meine Berliner „haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.“ Es wäre auch wirklich nur wegen einer Kleinigkeit, die man Pflicht und Gewissen nennt, wenn der Direktor der Akademie sich Mühe geben wollte, denn daß seine Aufführungen anders sind, als die der Passion durch Felix, das wissen hier nur wenige. Überhaupt habe ich jetzt (und Hensel nicht weniger) einen Dégout vor Berlin, der sich schwer beschreiben läßt. Wer hier nicht die Zufriedenheit in sich und seiner Familie findet, ist verloren. Um sich herum darf man gar nicht sehen, da sieht man nichts als eine trostlose Öde in Politik, Kunst und Natur. Und Preußen, das einst nach dem Ruhm strebte, an der Spitze der Zivilisation zu stehen, nimmt jetzt Maßregeln, die man in Österreich anfängt zu vergessen. Sie werden von der Unterdrückung der französischen Zeitungen, von dem Verbot gewissen Papierhandels, von dem Interdikt gegen die jungen Schriftsteller gehört haben. Andere, ganz tolle Maßregeln stehen bevor. Und bei dem allen herrscht eine gewisse lâche Billigkeit, wodurch sie sich um den ganzen beabsichtigten Erfolg bringen. So sind die Zeitungen bis zum 1. April erlaubt, — so lange die Abonnements laufen. Einstweilen werden die Verbote nun in Paris bekannt, sie schütten ihren ganzen Spott über uns aus, und das wird alles noch gelesen. Allgemein ist man der Meinung, daß das Verbot gar nicht in Kraft treten wird.

Hier macht jetzt ein polnischer Jude Aufsehen, der auf einem Instrument, das aus einigen Strohbündeln und Holzstäben besteht, eine fabelhafte Virtuosität besitzen soll. Ich würde es nicht glauben, hätte es nicht Felix geschrieben. Gesehen habe ich ihn und kann versichern, daß er ein ungemein schöner Mensch ist.

Er kokettiert mit strengem Judentum in Kleidung und Lebensart und macht Glück bei Hof damit. Ich könnte Ihnen darüber eine sehr passende jüdische Redensart schreiben, wenn Sie sie nur verständen.

12. Februar. Ich habe das Phänomen gehört und versichere Sie, ohne so entzückt davon zu sein, wie manche, daß er alle Virtuosität auf den Kopf stellt, denn er macht auf seinen Holzstäben, welche mit Holzstäben geschlagen werden und auf einem Strohlager liegen, was nur auf dem vollendetsten Instrument möglich ist. Wie mit solchem Material der geringe Ton, den das Ding von sich gibt, und der dem der Papagenoflöte am nächsten kommt, erzeugt werden kann, ist mir noch ein Rätsel. Sehr politisch läßt er es vor den Augen des Publikums zurechtlegen, scheint überhaupt ein Fuchs erster Klasse zu sein. Ich mache Sie auf besagten Gusikow aufmerksam, wenn er nach London kommt. Es ist nur eine Stimme unter uns, daß Vater sich höchlich für ihn interessiert haben würde, hätte er ihn gehört.

Der Minister Altenstein hat sich sehr über die Zeichnung gefreut, die Hensel von der Austin gemacht hat; er verehrt sie hoch und sagt, sie sei die einzige Person, die ihn jemals verstanden, was Sie, der Sie ihn nicht kennen, nur halb so komisch finden können, als es wirklich ist. — Es ist aber Zeit, diesen endlosen Brief zu schließen, ich sollte bedenken, daß in London, die langen Zeitungen und die weiten Wege wohl erwogen, der Tag einige Stunden weniger hat, als anderswo. — Ich bitte, schreiben Sie mir doch ein wenig Politik. Unsere Zeitungen sind so dumm, daß man weniger als nichts daraus erfährt. Ich glaube, jemand, der acht Jahre in London war, verliert gänzlich die Anschauung von so einem Dinge, wie die Spikersche Zeitung hier ist. Karaibisch!" —

Felix hatte im Winter 1835/36 den Paulus beendet, und derselbe kam auf dem Düsseldorfer Musikfest Pfingsten 1836 zur ersten Aufführung. Ursprünglich wollten nur sein Bruder Paul und dessen Frau reisen. Im letzten Augenblick entschloß sich Fanny, dieselben zu begleiten. Die dringenden Bitten der Woringenschen Familie, die noch ein Eckchen in ihrem Hause leer hatten, und dies bei einem Musikfest für ein unverzeihliches Verbrechen gehalten hätten, die Aussicht Klingemann und tausend Bekannte zu treffen, vor allem der Wunsch, den Paulus bei seinem ersten Eintritt in die Welt zu hören, lockten sie. Ersterem wurde das Vorhaben in einem Doppelbrief der Schwestern gemeldet:

Berlin, 26. März 1836.

Fanny: „Wer zum Fest nach dem Rhein geht? Ich und meine Mutter*) und Pauls, die ich allenfalls auch zuerst hätte nennen können. Dieser Brief nun soll nicht wie jener aus Boulogne ein Brand- und Drohbrief für Sie sein (damals war ich ernstlich böse, denn ich glaubte, Sie wollten nicht kommen), sondern ein sehr genteeler Bettelbrief, worin nichts steht als: Kommen Sie doch auch. Ich glaube wohl, daß Sie wollen werden, wenn es möglich ist, aber lassen Sie es möglich sein. Es gibt mehrere Arten von Möglichkeiten, unter denen ich Sie bitte, die zu wählen, die es Ihnen möglich macht, nach Düsseldorf zu kommen. Bedenken Sie alles, was Sie schon von selbst bedenken werden und handeln Sie nach unserer besten Überzeugung. — Wie sehr es mich interessiert, Felixens erstes ganz großes Werk zum ersten Male geben zu hören, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, die weite Reise um dieses Zwecks wegen beweist es. Indessen

*) Lea blieb schließlich doch zurück.

würde ich doch vielleicht nicht Mann und Kind hier verlassen haben um dieses Zweckes wegen (wenigstens rede ich es mir jetzt ein), hätte sich nicht Mutter, eigentlich gegen unser aller Ansicht, so bestimmt erklärt, die Reise machen zu wollen, wo es denn vielleicht besser ist, ich bin dabei als nicht dabei. Warum hat das der Vater nicht erleben dürfen? Wie ihm der Paulus ans Herz gewachsen war, das können Sie gar nicht wissen; er wäre gewiß hingegangen. — —

Rebecka: Ich sollte eigentlich neidisch sein und Ihnen abreden nach Düsseldorf zu gehen, da die andern schon ohnedies Pläsier genug haben werden und Sie in Düsseldorf noch weiter von Berlin entfernt sind, als in London; ich führe aber die Großmut des Scipio auf und sage Ihnen: Gehen Sie nach Düsseldorf.

Ein rheinisches Musikfest muß man erlebt haben, um wieder den alten Traum vom alten Deutschland zu träumen, der dem Londoner in seinem Weltgewühl, dem Berliner in seiner sandigen Kritik aus dem Gedächtnisse entrückt ist. Lassen Sie sich keine freudige Emotion entgehen, zu der Sie das Musikfest unfehlbar hinreißen muß, erstlich als Menschen mit Augen und Ohren und noch besonders als Felixens Freund. Leider muß ich nur der Prediger sein, oder der Wegweiser nach Düsseldorf, muß meine Arme ausbreiten und stehen bleiben, aber gern geschieht's nicht.

Hierher kann ich Sie nun gar nicht mit gutem Gewissen einladen, da ich jedem, dem ich wohl will, den Rat gebe, Berlin den Rücken zu kehren. Sie haben keinen Begriff davon, was das jetzt für ein Nest ist. Um desto edler wäre es freilich, wenn Sie eine alte Freundin durch Ihren Besuch erfreuen wollten, beinahe so edel als sie es selbst ist, Ihnen zum Musikfest zuzureden, denn eigentlich liegt diese Großmut gar nicht in meinem schwarzen Charakter. Dirichlet

empfiehlt sich und wünscht Ihre Bekanntschaft; unter uns gesagt, ich bin überzeugt, er hat ein Vorurteil gegen Sie, obgleich er nie etwas davon gesagt hat, da Sie hier eine der wenigen geheiligten Personen sind, über die erstens alle einer Meinung sind, und gegen den keiner erlaubt, was zu sagen. Aber er ist ebenso ein Widerspruchsgeist wie wir alle, so kommen, sehen und siegen Sie denn. Von Dr. S. habe ich nun wieder so viel Vollkommenes von allen Seiten gehört, daß ich nicht umhin kann, ihn bis zu persönlicher Bekanntschaft recht unausstehlich zu finden."

In Frankfurt a. M. ward Dorothea Schlegel besucht, an deren großer Rüstigkeit im 72. Jahr sich alle erfreuten. Von Bingen aus wurde eine Partie auf die Drusenburg gemacht „und da nahm ich mir eigentlich vor", schreibt Fanny, „Dir, liebe M., die Gefühle zu beschreiben, die Du gehabt hättest, wenn ich Dich da aus der Tasche hätte ziehen und wie das Rheinpanorama auseinanderfalten können. Nachher aber waren wir den ganzen Tag auf unsern eigenen oder fremden Eselsbeinen (lache nur nicht höhnisch, ich habe mich so tapfer gehalten, wie irgend ein Ritterfräulein) und abends waren wir hundemüde, daß ich keinen Humor mehr zu langen Beschreibungen auftreiben konnte; drum wisse nur trockenst, daß wir Prinz Friedrichs Rheinstein bestiegen haben, einen so hübsch bestutzten (laß Dir von Wilhelm erklären, was das ist) Landsitz, wie ihn nur je ein edler Raubritter gehabt haben kann, voller bunter Glasfenster (hätte ich nur eins für Wilhelm und Rebecka ausheben können, sie sind nirgends für Geld zu haben), eisernen Popänzen, Bechern, aus denen man nicht trinkt, Schwertern, die man nicht zieht, Stühlen, die man nicht besetzt, Kanonen (sehr anachronistisch), die man nicht löset; allerliebst anzusehen und gräßlich zu bewohnen. Dann

waren wir noch auf dem Niederwald und in Johannisberg." —

Von Köln schrieb Fanny einen sehr katzenjämmerlichen Brief an ihren Mann, in dem sie den ganzen Reise-Entschluß bereut; sie war noch nie seit ihrer Verheiratung ohne ihn gereist, und gerade hier, wo voriges Jahr das bunteste, bewegteste Leben geherrscht hatte, machte sich der Kontrast um so fühlbarer. Diese Stimmung verlor sich aber in Düsseldorf, wo sie bei Woringens „mit dem bekannten liebenswürdigen Geschrei empfangen wurde, welches einem kund tut, daß man gern gesehen ist." Gleich denselben Nachmittag war die erste Orchesterprobe des ersten Teils von Paulus. „Ihr könnt Euch denken, mit welcher Spannung ich dieser Probe entgegensah. Die Ouvertüre ist wunderschön, die Idee, den Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme" gerade zur Einleitung des Paulus zu benutzen, fast witzig, herrlich in der Ausführung. Er hat den Orgelklang prächtig im Orchester getroffen. Die Chöre gehen schlagend, Solos wurden gestern nicht gesungen. Die Stelle mit der Erscheinung klingt ganz anders, als ich sie mir dachte, aber so wunderschön, so überraschend und ergreifend, wie ich weniges in der Musik kenne. Es ist der Gott, der im Sturm daher fährt. Als nach dem folgenden Chor „Mache Dich auf, werde Licht" ein lautes Beifallsklatschen, Bravorufen und Tuschblasen erfolgte, dankte ich Gott, daß Du, liebe Mutter, nicht hier bist, denn nach dem Eindruck zu schließen, den diese erste unvollkommenste Probe auf die Anwesenden machte und auf mich, die ich doch jünger, stärker und weniger lebhaft von Empfindung bin, als Du, hättest Du es nicht aushalten können, es wäre Dir ohne Frage zu viel geworden. — Ich fühle mich aber wahrhaft beschämt, die einzige zu sein von Euch, der ihr gutes Glück gestattet, dies

mitzuerleben. Wie gönnte ich es Euch allen! — Ich erinnere mich nicht eines ähnlich starken Gefühls von Freude und Traurigkeit zugleich. —

Nach der Probe ging Felix mit zu Hause, und wir blieben munter zusammen bis halb zwölf. Ich hätte es mir nicht möglich gedacht, außer meinem Hause mich irgendwo in der Welt so wohl zu fühlen, wie bei diesen lieben herrlichen Menschen. Wärst Du doch mit hier, lieber Wilhelm, es ist wirklich ein angenehm behagliches Gefühl, so zu Hause und auch nicht zu Hause zu sein. Ich freue mich aber doch nicht wenig auf das wirkliche zu Hause. —

Ach Beckchen! Eine Ouvertüre zur Leonore haben wir kennen gelernt: ein rares Stück! Sie ist notorisch nie gespielt worden, sie gefiel Beethoven nicht, und er legte sie beiseite. Der Mann hat keinen Geschmack gehabt! Sie ist so fein, so interessant, so reizend, wie ich wenig Sachen kenne. Haslinger hat eine ganze Auflage gedruckt und gibt sie nicht aus. Vielleicht tut er's nach diesem hiesigen Erfolg." —

Am zweiten Tage wurde die 9. Symphonie aufgeführt. Ein Beweis dafür, daß wirklich auch bei den musikalischsten Menschen lange Zeit und tiefe Bekanntschaft mit diesem Werk dazu gehört, um es gerecht zu würdigen, ist, was Fanny, die sie bis dahin nur aus dem Lesen der Partitur gekannt hatte, über die Aufführung schreibt: „Diese kolossale 9. Symphonie, die so groß und zum Teil so abscheulich ist, wie nur der größte Mann sie machen kann, ging wie von einem exekutiert: die feinsten Nuancen, die verstecktesten Intentionen kamen an den Tag, die Massen sonderten sich, sie ward verständlich, und ist denn also wirklich zum größten Teil hinreißend schön. Ein kolossales Trauerspiel, mit einem Schluß, der dithyrambisch sein soll, aber nun auf seiner Höhe umschlägt und in sein Extrem fällt, ins Burleske."

Fanny schließt den Bericht ihrer Reise in ihrem Tagebuch mit den Worten: „Ich fühle wohl, daß es für eine Frau keine Vergnügungsreise ohne Mann und Kind geben kann, und werde mich auch nie ohne Not von einem von ihnen oder beiden trennen.“ —

An Klingemann aber schrieb sie:

11. Juni 1836.

Motto: Luft im Laub und Wind im Rohr
Und Alles ist zerstoben.

„Und war doch schön!

Bis ich nun aber nicht aus Düsseldorf erfahre, wie Sie dort miteinander bis zum nächsten Tage gelebt, von Ihnen, wie Sie abgereist, welche Miene Ihnen Brüssel und Antwerpen gewiesen und wie Sie London angedampft, von Felix, wie er den Weg nach Frankfurt gefunden, bleibt mir die Erinnerung abgeschnitten und ich vermisse etwas. —

Das Doppelleben im Beckerschen Saal und Garten und im Woringenschen Hause war doch wirklich erfreulicher Art, und wenn das Leben in Ihrer Weltstadt Momente darbietet, die wir in unsrer deutschen Kleinbürgerei kaum verstehn, so gehört doch wiederum ein rheinisches Musikfest zu den Gestaltungen, deren Ahnung nicht durch den englischen Nebel dringt. Und wenn Sie und ich gewiß besonderen Grund zu besonderer Freude hatten, so kann es nicht fehlen, daß wir es mit Vergnügen nochmals gegeneinander aussprechen. Felix ist doch ein geborener Kapellmeister, und außer einem geborenen noch ein geübter. Wenn man so sieht, wie Unerhörtes, kaum glaublich Scheinendes möglich ist, wenn der rechte Mann an der Spitze steht, fällt es einem bitterschwer aufs Herz, wie selten der Platz seinen Mann und der Mann seinen Platz findet.

Es sähe anders in der Welt aus, wenn das immer geschähe und wenn es so einen kleinen Sonnenweiser gäbe, der namentlich Eltern anzeigte, wohin sie ihre Kinder zur Erziehung leiten sollen. Das ist ja die eigentliche Erziehung, und wie selten wird sie ausgeübt. Es mag wohl kaum einen so von Gott verlassenen Menschen geben, daß er nicht etwas leisten könnte, aber er findet's nur nicht. Zu Felix zurückzukehren, habe ich meine besondere Freude gehabt, wie klug und richtig er mit den Leuten umgeht und wie er sie, ganz ohne Absicht, nur weil es so recht ist, in sein und der Sache Interesse zu ziehn weiß. Und nun seine Musik selbst!

Das muß echt sein, weil es durch sein eigenes Licht glänzt und sich nie falscher äußerer Mittel dazu bedient. Und das liegt wieder in seinem Charakter und hängt genau mit allem übrigen zusammen. Das ganze Herbeiströmen, von allen Seiten, wobei man sich nach langer Zeit wieder zusammenfand, hatte doch etwas höchst Originelles, dem gerade die Kürze der Stunden, die Gedrängtheit des Ereignisses noch einen besonderen Reiz gab. Freilich ein paar ruhige Tage nachher wären auch nicht übel gewesen in diesem ersten aller gastfreundschaftlichen Häuser. Ach! es war doch schöne Zeit! —

— — Eben bekomme ich den ersten Band Eckermann und will mich nun drin umsehn. Ich habe so lange nichts Neues gelesen, was mir nur im entferntesten zusagte, eigentlich sind die meisten jetzigen Sachen gar nicht zum Lesen da, höchstens zum Blättern, zum Durchsehn, es ist eine Stille in der Literatur eingetreten, wie sie, glaube ich, lange nicht gewesen ist."

7. Juni.

„Ich habe gestern den größten Teil des ersten Bandes Eckermann bereits gelesen, mit großer Freude, wie ich gern gestehn mag. Es scheint mir von allen Goetheschen Nachlesen weitaus die bedeutendste, und zwar deshalb, weil der sie Bietende ein Mensch von rührend gewissenhafter Treue und einer seltenen literarischen Anspruchslosigkeit ist. Wo er sich selbst darstellt, erblickt man unverkennbar einen äußerst bornierten, durch Goethe völlig absorbierten Menschen, der aber genau gehört und treu aufgeschrieben hat. Und so glaube ich denn wirklich, daß es nicht leicht ein Goethesches Werk gibt, in dem er reiner, ursprünglicher dastände. Was mich sehr frappiert, ist das Zusammentreffen mit mancher Meinung, die Vater zu äußern pflegte; es würde ihn unendlich erfreut haben, hätte er es gekannt. Auch daß es im entferntesten kein Klatschbuch ist, gefällt mir sehr, es spricht für Eckermanns Charakter, wie leicht hätte er sein Buch pikant machen können. Kurz, ich nehme meine Jeremiade für diesen Fall gern und völlig zurück*). — — Das Interesse an diesem wohltuenden Büchelchen erhält sich bis zu Ende, und ich fühle mich dem Verfasser, ich möchte sagen, persönlich verpflichtet, daß er die weise Mäßigung gehabt hat, statt der Folianten, die er doch gewiß hätte füllen können, die beiden dünnen Bändchen zu schreiben, die aber fast lauter Goldkörner enthalten.

Zum Schluß muß ich noch eine Preisfrage aufstellen: Wie kann man von Richtung einer Zeit im

*) Es bezieht sich dies auf ein fortgelassenes sehr scharfes Urteil über eine Publikation von Varnhagen, dessen Schluß lautet: „Varnhagen wird noch allen Schaden stiften, den er in Händen hat, und ist er einmal tot, dann geht der Skandal erst recht an, dann kommen seine Memoiren.“

allgemeinen sprechen, wenn gleichzeitig der Paulus und die Hugenotten auftreten und jeder sein Publikum findet! Ich, die ich mich an ersteren halte, finde jetzt meine besondere Freude daran, mein Gedächtnis anzustrengen, um die Solostücke, die mir nur in Stimmen mitgegeben worden, zu vervollständigen. Wo es nicht ausreicht, muß ich, bis gedruckte Hilfe erscheint, von dem Meinigen dazutun. Heut versuche ich das berühmte Duett der falschen Zeugen zu konstruieren, ohne andere Anleitung als elf Takte Pausen. Ich brachte aber nur acht zusammen."

Rebecka wurde zur Stärkung ihrer Gesundheit nach Franzensbad geschickt; sie reiste anfangs Juli ab, und zwar, da Dirichlet seiner Vorlesungen wegen noch in Berlin zurückgehalten wurde, mit ihrem Kind allein. Anfangs fühlte sie sich in dem miserablen Nest, wo sie außerdem schlechtes Wetter hatte und von Schmerzen geplagt wurde, sehr unbehaglich. Einige ihrer Briefe mögen hier folgen:

Leider! Franzensbad, den 10. Juli 36.

Motto: „Recht hübsch, aber ein Bisken langweilig."

— — „Bitte, schreibt fleißig, dann kann ich Euch doch als Neuestes melden, daß ich Eure Briefe bekommen habe. Nein! Welch ein Leben! On ne m'y attrappera plus. Der Arzt, der sehr aufmerksam ist, hat mir das Sprechen auf der Promenade verboten und die einsamen Gänge empfohlen, ich befolge diese Warnung genau und vermeide alle liebenswürdigen Berliner. Sie mich aber — Gott sei's geklagt — nicht. Gestern abend war bei mir große Assemblee, daß meine sechs Stühle nicht hinreichten, um halb acht war der Rout zu Ende. Und der Müßiggang aller Anwesenden steckt an, noch habe ich gar nichts getan, mich sogar noch nicht nach einem Flügel umgetan, ich

glaube auch nicht, daß außer an Gänsen und Hühnern welche zu haben sind. Eine Musikfestreise ist dies eben nicht; wie dort eine aufgeregte Pläsier-Atmosphäre, weht hier eine langweilige, dumm machende Luft, der ich nicht widerstehen kann. — — Heut habe ich eine „neue" Zeitung zu Gesicht bekommen, in der die größte Neuigkeit Rouget de Lisles Tod war, den ich schon in Berlin wußte. Geht wirklich denn gar nichts vor? Ich habe als neueste Staatszeitung das Gerücht des zweiten Attentats auf Louis Philipp widerrufen müssen. — — —

Ein fünfjähriges Wunderkind bringt hier die müssigen Ohren und Zungen in Bewegung, ich soll es dieser Tage hören, es spielt „Variationen aus dem Kopfe"; ich fürchte, ich höre jede Ohrfeige heraus, die es gekostet. Wenn Ihr X. seht, sagt ihr, ich hätte sie im Verdacht, hier einen heimlichen Geliebten gehabt zu haben, da sie sich so gut hier amüsiert hat — ich kann's nicht finden und denke nur, „Oktober wird auch kommen", das heißt August, das heißt Dirichlet. Adieu, denkt freundlich der Ellenden — Fanny weiß, was das auf Nibelungisch heißt. —

Den 18. Juli. — Mein Leben geht hier fort, so so, la la, wenigstens bin ich jetzt gesund, trinke, gehe, bade, ruhe ohne zu schlafen, heute werde ich zum ersten Male auf vieles Begehren an der table d'hôte essen. Mit Ungarwein — Kompliment wieder und es wäre nix — echauffiert zu sehr. Eben habe ich mir ein sogenanntes Klavier anprobiert, aber dafür lieber keins, so ein Klapperkasten! — Übermorgen ist ein wohltätiger Ball, vielleicht sehe ich mir den Skandal eine Viertelstunde an, um die Polen und den österreichischen Adel geputzt zu sehen, der verzweifelt hübsch ist, ganz anders wie die Berliner Semmeln. Hier im Hause wohnen zwei kleine Komtessen, eine sieht genau aus

wie die andere, so fein, graziös, schwarzäugig und -haarig, und sehen so lustig und unbedeutend fünfzehnjährig in die Welt, daß ich ihnen immer Kußhände nachwerfen möchte, wenn sie sich vor dem Fenster so anmutig hin und her bewegen. Heute versammelte sich die ganze Klerisei bei mir und beriet Pläsier, da wurde ein Spitzenhändler gemeldet, mit Jubel hereingerufen, E. wollte erst die ganze Welt kaufen, handelte dann die halbe Welt herunter, und kaufte zuletzt ein ganz kleines Stückchen, ich erstand auch eins. Nun gute Nacht. Nur der Sturmwind flüstert durch die hehre Stille, alles pflegt schon längst der Ruh, denn es ist — neun Uhr. — —

Den 24. Juli. Ich schreibe mit brillantem Akkompagnement von Militärmusik, die Herrn von R., der hier im Hause eingezogen ist, ein Ständchen bringt. Seit der hier wohnt, habe ich sehr oft an den seligen General B. denken müssen, da die höchst vornehmen Fräulein alle Tage über mir ein und denselben Galopp ableiern. Aber Kinder! Welche Kälte! Hätt' ich doch statt aller weißen und bunten Mousselinkleider einen Pelz und ein Paar Pariser. — Aber es fängt an, mir sehr gut zu gehen, ich werde gesagt, ganz rote Backen zu bekommen. Übrigens sieht man hier wirklich gens de l'autre monde: was sagt Ihr zu einem Fürsten Wladoyano aus der Walachei, der genau aussieht wie ein jüngerer Paganini, dessen Frau, eine geborene Fürstin Ghika aus Bukarest, die schönsten türkischen Schals, die E. in ihrer kennermäßigen Begeisterung auf 1500 Taler schätzt, morgens frühe auf der Erde herumschleppt. Dann haben wir eine wunderschöne Russin, die am Brunnen ein Negligé von schwarzem Samt mit Blonden trägt; E. kann gar nicht aus dem Enthusiasmus über all die first rate-Schals heraus, die den Kies morgens fegen. Verzeiht die

„schalen" Details, aber was soll ich sonst schreiben? — Wollte Gott, Dirichlet wäre schon da, ich kann die Zeit kaum erwarten. Madame M. ist heut nach Marienbad abgereist und will allen zu Füßen gelegt sein („habt Ihr Hebebäume, mich wieder aufzurichten?") — Nun sind es drittehalb Wochen, daß ich kein gescheites Wort gehört habe, heißt das Leben? Und was ist das für ein Sündenleben, wo man sich über jede vergangene Stunde freut. Es ist ein Winterschlaf im Sommer.

Den 6. August. Nun wirst Du Dich wundern, wenn ich nach all den peevishen, ennuyierten Briefen mit einem Male schreibe, daß ich mich sehr gut amüsiere. Seit Dirichlet hier ist, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden, ich habe, wie K. sagt, ein gutes humeur, das Wetter ist schön, wir haben einige angenehme Bekanntschaften gemacht, mit denen Dirichlet auch zufrieden ist, wir leben den ganzen Tag im Freien, machen Partien, das Bad bekommt mir gut, kurz, es ist alles besser geworden. So lange ich allein hier war, kam ich mir vor, wie ein verirrtes „Schaf", wußte gar nicht, wo ich mich hinwenden sollte, hatte Furcht vor bösen wie vor freundlichen Gesichtern. Nun wird nach dem Trinken im Park gefrühstückt, einer ladet den andern ein, und man bringt seine respektiven Kaffeetische zusammen. Mittags wird im Kursaale gegessen, nachmittags spazieren gefahren, wobei wieder Kaffee eine Rolle spielt, oder es ist Salon im Park; wenn wir nur gutes Wetter behalten, so wird „Ende gut, alles gut" aufgeführt und der melancholische Anfang vergessen. Heut war Ottokind*) hier und der ganze vornehme und niedere Pöbel maulaffte auf der Straße. Wir haben uns nicht von unserm Fleck im Park gerührt; Tugend wird aber belohnt, er

*) Der damalige König von Griechenland.

spazierte dicht an uns vorüber und unterhielt sich mit den benachbarten R.'s, so daß ich ihn ganz genau sehen konnte. Er sieht aus wie nischt. —

Davids Verlobung mit ganz Rußland*) hat mich mehr gefreut als überrascht. Nun muß Felix Ernst machen, da seine erste Geige ihm vortanzt, ich werde ihm auch noch den Text darüber lesen. Aber es ist eine göttliche Geschichte. Hier amüsiert sie mich doppelt, weil ich die abgeschmackt stolzen russischen Adligen in der Nähe sehe, die allen Leuten aus dem Wege gehen, um womöglich nicht dieselbe Luft mit ihnen zu atmen; mich wundert, daß sie aus einem Brunnen mit der Canaille trinken. Übrigens habt Ihr, Mutter und Fanny, ein paar himmlische Briefe geschrieben; wenn ich großmütig wäre, ich schickte sie zurück, damit Ihr was Hübsches zu lesen hättet. Aber Du, liebe Mutter, zähme Dein sechzehnjähriges Herz, das Dich nicht ruhen läßt, weil Felix verliebt ist. Kann Dir Dr. W. kein Pülverchen gegen die Jugendlichkeit des Gemüts verschreiben? Aber agitant ist es auch für eine Schwesterseele, und wüßten wir nur erst was Bestimmtes! Etwas Ordentliches wird er sich wohl ausgesucht haben. Der Mann hat Geschmack. Soll ich meine Einbildungskraft auf Jeanrenaud oder Souchay richten? Teile mir Deine Gedanken darüber mit.

Hier sind unglaubliche Festivitäten los, gestern war ein großer Ball für König Otto und die Königin von Bayern. Der ganze Brunnen illuminiert, viel Eleganz, Russen, Adel „un Deine Dochter ooch." Wollt Ihr Euch Otto vorstellen, so denkt Euch einen kleinen, magern, kränklichen, farblosen Schubring, der einen Fuß schleppt, keine Vorderzähne hat, was man seiner Sprache auch anhört, und sehr harthörig ist. Aber

*) Konzertmeister David in Leipzig heiratete eine russische Fürstin.

doch hat mich das arme Wurm gerührt und die schweren Füße waren wohl weniger an seinem schlechten Tanzen schuld, als das schwere Herz, das mithüpfen mußte. Ich habe mir die ihn umgebenden Griechen genau angesehen, welcher ihn wohl strangulieren würde, sie haben alle boshafte und gar nicht hellenische Physiognomien, außer dem einen, Mauromichalis, den sie auch for show in griechisches Kostüm gesteckt haben. Ich hatte einen guten Platz und konnte die ganze Hundekomödie recht in der Nähe sehn, wie der Zeremonienmeister sie reihenweise vorstellte, die Königin jedem was Angenehmes sagte, wie die sehr hübsche Tochter des Herzogs von Oldenburg den Kammerherrn abschickte und R.'s Schwiegersohn zum Tanz auffordern ließ, und wie sie knixten und kein Ende. O Welt! Getanzt haben nur die russische Clique und die höchsten Herrschaften. Die Russen äffen hier ihr Reich im kleinen nach, dominieren alles, tun, als ob sie zu Hause wären, spielen auf der für alle Welt zum Gehen bestimmten Promenade Zeck, wobei die Männer mit ihren ungebildeten Knutenstimmen schreien wie besessen, und den, ich selbst kann's nicht leugnen, sehr hübschen Frauen beinahe die Kleider vom Leibe reißen. Kein anderer, vornehm oder niedrig, wagt sich an sie heran. Eine Frau von M. ist unter ihnen, bei der werden mir Armide, Circe, Sirenen und Konsorten klar. Schöneres sah ich nie und doch hat sie nicht einen, Gutmütigkeit oder irgend ein Gefühl verratenden Zug im Gesicht, alles kalt berechnet, ich behaupte, sie kennt Gift und Dolch, aber so göttlich schön, so verführerisch reizend, man kann nicht von ihr wegsehn und ich würde es sogar Dirichlet nicht übelnehmen, wenn er unglücklich vor Liebe wäre. Aber sie weiß wohl, wen sie mit ihren Götteraugen ansieht, nur Grafen und Prinzen Solch eine feine Kokette aus einem Roman

ist mir noch nicht vorgekommen, und kein Mensch kann sagen, worin eigentlich die Koketterie besteht; angezogen wie ein Kind mit einem weißen Kleidchen und ein paar frischen Blumen im Haar, aber nicht ein unberechneter Faden. Gott!! wie unschuldig sind die guten Berlinerinnen! Dies raffinierte Wesen kennt man doch bei uns nicht! —

Mittwoch kam der Fürst Metternich, der dem König Otto einen Besuch machen wollte, wir liefen ihm an den Brunnen nach und gingen dreimal dicht an ihm vorüber, er sieht prächtig aus, hat eine noble Tournüre, eine Nase wie ein großer Mann und nebenbei ein wenig wie alle Itzigs, — ich glaube aber doch nicht, daß er vom Stamm ist, — und eine hübsche junge Frau, dem Anschein nach nicht älter als seine Tochter, die auch mit war." —

Von Franzensbad reisten Dirichlets in Begleitung von Professor Gans nach Marienbad, dort hielt sich Chopin auf, aber er ließ sich gar nicht sehen, und der Arzt und eine polnische Gräfin, die ihn ganz in Beschlag nahm, hatten ihm das Spielen verboten. Rebeckas Wunsch ihn zu hören, von dessen Spiel Felix und Paul viel erzählt hatten, war aber so lebhaft, daß sie beschloß, eine Bitte an ihn zu wagen, oder, wie sie selbst schreibt, eine Bassesse zu begehen, und sich als „Soeur de Messieurs Paul et Felix Mendelssohn-Bartholdy" zu legitimieren. „Die bassesse gegen Chopin", heißt es wenige Tage darauf, „ist begangen und höchst geplumpt. Dirichlet ging zu ihm und sagte ihm eine Soeur etc. nur e i n e n Mazurka — impossible, mal aux nerfs, mauvais piano — et comment se porte cette chère Madame Hensel, et Paul est marié? heureux couple etc. — Allez vous promener — das erste- und das letztemal, daß wir so etwas tun." —

„Sonntag früh fuhren wir ab von Marienbad, die Franke, Gans und Magnus begleiteten uns bis an den Wagen und nun ging's ins Hexenland Böhmen hinein, zwischen Stoppelfeldern, elenden Hütten, wilden, tannenbewachsenen Bergen; ich sah mich überall um, ob keine Reste von Zigeunerwirtschaft oder keine Besen zu sehen wären, nach Felixens Zeichnungen muß es in der Art sein, wie die Hochlande; die Stoppeln geben den Feldern schon allenfalls ein heidenartiges Aussehen, aber überall freundliche Leute und nicht übermäßig viel Bettelei. Das Volk scheint bei weitem gutmütiger als bei uns, mit dem kleinsten Trinkgeld sind sie zufrieden, „küß' d' Hand"; viel schöne braune Menschen. Den ersten Abend blieben wir in Klattau, da kommt man durch die Stadt Laus, auf einem andern Wege durch Mis, was Frank sehr glücklich machte. Gestern Montag über Horasdiowitz, Strakonitz, Wodnian (ich spreche das sehr schön aus) nach Budweis, ein kurioses Ding, mit platten Dächern, unzähligen Glocken, Heiligenbildern in Käfigen vor den Häusern und andern Werkzeugen des Katholizismus. Wir hatten die Ehre, in demselben Zimmer zu wohnen, wo Karl X. Messe hörte, tafelte, Karten spielte, ich glaub' auch jagte, wenigstens war Platz dazu. — Heut hatten wir einen göttlichen Reisetag, prächtiges Wetter, warm und luftig, aßen in Kaplitz die ersten guten Kartoffeln, die mir über die Zunge kamen, leider muß ich noch die Butter dazu stehen lassen, da sie sich nicht mit dem Eisen verträgt, das mir noch im Magen sitzen soll, auch Obst gibt's noch nicht, — um sechs Uhr nachmittags kamen wir hier in Freistadt an, hätten noch eine Station fahren können, aber das freundliche Städtchen lachte uns an; zwei Stunden vorher ist die deutsche Grenze, wo sich die Länder beinahe so scharf scheiden, wie Waadt und Wallis; hier fängt Laubholz an, schö-

nere Bergformen, Wiesen, ordentliche Dörfer und ganz in der Ferne sehen die Ischeler Berge herüber; hier gingen wir auf einen Berg neben der Stadt, sahen die Sonne untergehen, lernten die herrlichen Ischeler Bergformen auswendig, die sich ganz deutlich blau in den rosigen Abendwolken absetzten, beschmierten drei Blätter in meinem Buch und glaubten wir zeichneten, gingen um die Stadt herum, eine ehemalige Festung mit alten grauen Mauern und Türmen, der Stadtgraben verschüttet, mit Obstbäumen bewachsen, rings umher eine Promenade unter schönen Lindenbäumen, es war ein zu schöner Abend, er erinnerte mich lebhaft an unsern Spaziergang in Bahlingen, wo wir auch zuerst die Alpen sahen. Wie wünschte ich Euch her, jetzt, da es anfängt schön zu werden, und das ist doch erst das Vorspiel, ich bin aber schon ganz entzückt. O Fanny! warum können wir nicht solche Reise zusammen machen! Und warum sollte Vater das schöne Land nicht sehen! Ach, wie ist es möglich, eine frohe Stunde zu erleben, ohne den Verlust doppelt schmerzlich zu empfinden!" —

Dirichlets dehnten ihre Reise noch bis Gastein aus; von einem Ausflug nach Italien hielt die dort herrschende Cholera ab, sonst, meinte Rebecka, hielte wohl nichts ab, bis Neapel zu gehen. In München fand Dirichlet die Nachricht des Todes seiner letzten Schwester.

München, 15. September.

„Gestern abend sind wir hier angekommen und haben, da wir nicht in Innsbruck waren, erst heut den Tod von Dirichlets Schwester erfahren. Wie mir namentlich die arme Mutter ans Herz geht, das kann ich gar nicht sagen. Ich muß an die selige Großmutter denken, die immer sagte, man solle Gott bitten, daß er einem nicht alles auferlegt, was man tragen kann.

Dazu soll man so alt werden, um zehn Kinder zu überleben! Wir haben beschlossen, ihr die einzige Freude zu gönnen, die sie noch auf dieser Welt hat, mein armer Dirichlet geht noch von Leipzig aus, wohin er mich erst bringen will, nach Aachen. Hätten wir es früher erfahren, so hätten wir ihr auch ihr Enkelchen gebracht, nun ists aber für Walter und mich zu spät im Jahre.

Daß es mir jetzt an aller Stimmung zum Sehen und Genießen fehlt, könnt Ihr Euch vorstellen, am liebsten machte ich mich sogleich auf den Weg. Allein wie die bare Prosa des Lebens sich überall geltend macht, so müssen wir hier waschen lassen und daher bis Sonntag bleiben; und ich werde ohne Humor so viel Merkwürdigkeiten als möglich sehen, für die Zukunft ist es mir doch interessant, wenn ich auch jetzt nicht die für ewige Kunstwerke gehörige Freude und Andacht haben kann, die Mutter geht mir nicht aus dem Sinn. Heut vormittag beredete mich Dirichlet und ging mit mir auf eine Stunde in die leider nicht länger geöffnete Leuchtenbergsche Sammlung, da ist etwas Genie in dem kleinen Raum zusammengedrängt; es zieht einen doch von den Steinen und der leblosen Natur mächtig zum menschlichen Geist hinüber."

Dirichlet trennte sich schon in Nürnberg von Frau und Kind, um zu seinen Eltern zu eilen. Er war ihr letztes übrig gebliebenes Kind, freilich auch ihr geliebtestes, und fortan ihre einzige Freude. Es war der Mutter beschieden, auch dies, ihr Letztes, noch zu verlieren und erst im hundertsten Lebensjahre zu sterben.

Dort in Nürnberg bewahrheitete sich Schillers Wort aus dem Tell: „Hier wird gefreit und anderswo begraben." Während sich Dirichlet zum Abschied von Frau und Kind rüstete, um seine Eltern zu trösten,

traf die Nachricht von Felixens Verlobung mit Cécile Jeanrenaud ein. Die ganze Reise über war Rebecka schon in der peinlichsten Spannung gewesen, denn daß Felix mit ganzer Seele ein schönes Mädchen am Rhein liebe, so viel wußten die Familienglieder, aber es waren doch noch immer bloße Gerüchte. Von Gastein aus schreibt Rebecka, sie habe die allgemeine Zeitung mit der stillen Hoffnung gelesen, unter den Meßartikeln aus Frankfurt a. M. werde stehen: Der bekannte Musiker Felix Mendelssohn hat sich am so und so vielten verlobt, aber es habe nur flaue Baumwolle und Bundestag darin gestanden. In Nürnberg also bekam Rebecka einen Brautbrief von Felix, der gleich nach der Verlobung nach Leipzig zurückgegangen war, und hierhin eilte sie, erfreut über die langersehnte Nachricht. Sie war die erste von der Familie, die ihn nach der Verlobung sah, sie fand ihn so heiter, ruhig, innerlich glücklich, mitteilend, wie er schon lange nicht gewesen, und schreibt, sie hätte kaum gedacht, daß ihm die Liebe so gut kleiden würde, er sei gar zu liebenswürdig. So verlängerte sich denn ihr Aufenthalt von einem Tag zum andern; und endlich ging es noch so, wie sie selbst beschreiben mag:

Leipzig, den 4. Oktober.

„Gestern stehe ich absichtlich recht früh auf, um Dir endlich einmal einen ordentlichen, vernünftigen Brief zu schreiben, Dir für Deine Liebenswürdigkeit zu danken, daß Du mir, während Du Deine betrübten Eltern aufzuheitern beschäftigt bist, hier gute Tage gönnen und verlängern willst, will Dir auseinandersetzen, wie Felix am Sonnabend seiner eklichen Wirtsleute wegen aus- und wieder zu Pensas hinziehen muß, wo kein Platz für uns ist, ich also noch einmal delogieren muß, we ich gern, ehe Du nach Berlin kommst, die Wohnung

fix und fertig einrichten wollte usw. usw., und wie ich aus allen diesen Gründen nicht Deinen gütigen Urlaub benutzen, sondern abreisen will; drei Seiten habe ich vollgeschrieben, da kommt Felix herein, guten Morgen, Beckchen! Guten Morgen, Felix! — Na, Du bleibst hier bis Dirichlet kommt, Dich holen? Ich: Nein, ich habe es eben an Dirichlet geschrieben, daß es nicht geht. Felix: Wo ist der Brief? Ich: Da liegt er, willst Du schon wieder lesen? Felix: Nein — geht an den Tisch, nimmt den Brief und zerreißt ihn in tausend Stücke. — — Ich war davon so perplex, daß ich den ganzen Tag nicht wieder schreiben konnte und weiß noch heut nicht, was ich anfangen soll; ich fürchte, acht Tage im Hotel werden mich ganz ruinieren: mein Grundsatz ist nun zwar, mit guten Tagen nicht zu geizen, und es ist hier sehr angenehm, Felix enorm liebenswürdig, spielt mir sehr viel vor, wir haben so schrecklich viel zu plaudern, und Felix ist so gut, meine Gesellschaft wenigstens wie einen kleinen Trost für die Trennung zu betrachten. David sagt auch, acht Tage wären gar keine Anwesenheit, vierzehn Tage wären erst eine Woche und dergleichen. Wie gesagt, ich weiß noch nicht, was ich anfangen soll.

In meinem gestrigen Brief stand noch vieles, was nun verloren ist; aber das muß ich Dir doch wiederholen, daß Felix sich an Rossini einen warmen Freund und Gönner erworben hat, der seine Musik mit vielem Interesse hört und ihm sehr ernsthafte Bemerkungen darüber sagt und sagen läßt, ihm empfiehlt, populärer zu komponieren usw. Ferner, daß Kalkbrenners bester Schüler, Elève du Conservatoire de Paris, beliebter Musiklehrer de Paris Mr. Stamaty hier ist, um in Deutschland bei Felix Musik zu lernen und durchaus hier nicht spielen will, weil er erst was Besseres lernen müsse. Überhaupt Berlin und Aachen ausgenommen

fangen doch die Leute an, seine Musik zu verstehen. Hier wird er, wie Conticini sagt, angeboten.

Nun aber höre: Morgen kann ich nicht fort, denn da hat Felix eine kleine Gesellschaft gebeten, Lipinsky und David musizieren, und ich muß Tee machen. Übermorgen ist Probe von Lipinskys Konzert, wo Felixens Melusine gemacht wird, Freitag das Konzert selbst. Ich denke bis jetzt Sonnabend zu reisen, kann aber wirklich auch dafür nicht stehen. Und nun adieu, mein lieber, guter Mann; ich zähle die Tage, bis wir uns wiedersehen, sei es hier oder in Berlin; aber so angenehm sie ohne Dich sein können, sind sie hier. — An Deine Mutter kann ich nie ohne Rührung denken; Gott erhalte sie! — Könnten wir doch nur beitragen, ihr das Leben etwas zu erheitern."

So ließ sich denn Rebecka eine douce violence antun und blieb bis spät in den Oktober in Leipzig.

Durch Berlin war während ihrer Abwesenheit der junge Goethe gereist, ein Enkel des Dichters, von dem Fanny schreibt, „ein recht freundliches 18jähriges Bürschchen, mit dem kein Mensch reden würde, wenn er Werner hieße, und an den man Ansprüche macht, die er nimmermehr erfüllen kann, weil er Goethe heißt." Im ganzen verlief der Sommer 1836 für die Familie ziemlich ruhig. Die ganze Aufmerksamkeit war auf Frankfurt und das, was sich daselbst zutragen sollte, gerichtet; man war „in derjenigen Stimmung, wo man jeden Klingelnden für den Briefträger und jede Rechnung für den erwarteten Brief hält und sich aufregt, wenn die Tür aufgeht." — Und endlich, im September, kam denn auch der richtige Briefträger und brachte der Mutter die langersehnte Nachricht, daß ihr letztes Kind auch die ihm beschiedene Frau gefunden habe, und diese Nachricht lautete:

Frankfurt a. M., 9. Sept. 1836.

Liebe Mutter!

„In diesem Augenblick, wo ich wieder in mein Zimmer trete, kann ich nichts andres tun, als an Dich schreiben, daß ich mich eben jetzt mit Cécile Jeanrenaud verlobt habe. Mir schwindelt der Kopf von dem, was ich an diesem Tage erlebt habe, es ist schon tief in der Nacht, ich weiß weiter nichts zu sagen, aber ich mußte noch an Dich schreiben. Wie ist mir so reich und glücklich. Morgen, wenn es irgend sein kann, schreibe ich Dir ausführlich, und womöglich auch meine liebe Braut.

Dein Brief liegt eben da, ich hab' ihn geöffnet, um zu sehen, daß Ihr wohl seid, aber noch nicht lesen können. Lebt wohl und mir immer nah."

Felix.

1836 war Mendelssohn auf vertraulichem Wege die Direktion des Cäcilienvereins in Frankfurt a. M. angeboten worden, da Schelble, der Gründer und zeitherige Dirigent desselben, schon längere Zeit krank war und das Institut aus Mangel an einem tüchtigen Oberhaupt einzugehen drohte. Er erklärte nun gleich aufs bestimmteste, daß er unmöglich daran denken könne, an Schelbles Stelle, falls dessen Aufkommen nicht zu hoffen wäre, die Direktion zu übernehmen, dazu war ihm die eben angetretene Stellung in Leipzig viel zu lieb; aber, wenn noch Aussicht wäre, daß Schelble wieder gesunden, etwa sich durch eine Reise stärken und dann zum nächsten Winter die Leitung des Cäcilienvereins wieder übernehmen könnte, so wollte er seinen Sommer mit Vergnügen dazu benutzen, einstweilen das Institut im Gang zu erhalten. Er sah dies als einen Dienst an, den er dem sehr hochgeschätzten Freund und der

guten Sache schulde, und gab bereitwillig den Plan einer Schweizerreise und eines Seebades in Genua dafür auf.

Selten wohl ist einer guten Tat die Belohnung so augenblicklich und unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. Gleich nach dem Düsseldorfer Musikfest, von dem vorher die Rede war, am 4. Juni, ging Felix nach Frankfurt ab. Nach den Anstrengungen des Festes tat ihm zuerst die Ruhe und Stille in der lieblichen Frankfurter Natur außerordentlich wohl. Wenige Menschen konnten vielleicht so arbeiten wie er, wenige aber auch nach einer solchen Zeit toller Hast und Hetze, wo auf Wochen hinaus nicht eine Minute unbesetzt gewesen war, dann so intensiv eine Zeit der Erholung, womöglich in einer hübschen Gegend genießen. Die Direktion des Cäcilienvereins nahm nicht übermäßig viel Zeit in Anspruch, so blieb viel Muße. Namentlich spricht er von einem Wald: „wenn man in dem des Abends spazieren geht, unter den prachtvollen Buchen, in den unzähligen Kräutern und Blumen, und Brombeeren und Erdbeeren, — da geht einem das Herz auf." — —

Und das Herz ging ihm auf, in anderm Sinne auch. Frau Jeanrenaud, die Witwe eines protestantischen Predigers in Frankfurt, hatte zwei Töchter, darunter eine, Cécile, von ganz wunderbarer Schönheit und Lieblichkeit. Als Felix nun auf längere Zeit in Frankfurt war, suchte er das Haus wieder auf, in das er schon früher eingeführt worden war und das er wohl schon im Sinn hatte, als er Weihnachten 1835 Fanny versprach, den nächsten Sommer am Rhein sich nach einer für ihn passenden Frau umzusehen. Er fand sie in Cécile Jeanrenaud. Es waren keine entschiedenen, prägnanten Eigenschaften, die sie so liebenswürdig machten, — es war vielleicht umgekehrt gerade deren Abwesenheit, die vollkommene Harmonie, das vollendete Gleichgewicht ihrer Natur. Sie war nicht her-

vorragend geistreich, nicht blendend witzig, nicht tief gelehrt, nicht sehr talentvoll; aber ihr Umgang war so wohltuend ruhig, so erquickend, wie die reine Himmelsluft oder das frische Quellwasser.

Und gerade für Felix, mit seinem nervös reizbaren Temperament, war diese Frau wie geschaffen; mit ihrer milden Heiterkeit hatte sie den wohltätigsten Einfluß auf ihn, wie ihn keine anders geartete Natur hätte haben können und bereitete ihm bis zu seinem Ende Jahre des ungetrübtesten Glücks.

Er hatte zu Anfang manche Vorurteile zu überwinden. Cécile hat einmal an Fanny geschrieben, daß sie sich früher Felix nie anders denken konnte, als einen höchst steifen ekligen alten Mann, der keinen Menschen neben sich bestehen lasse und mit einem Samtkäppchen auf dem Kopf langweilige Fugen spiele. Nun, dieses Vorurteil zu überwinden, wurde Felix nicht schwer; das schwand natürlich, sobald er sich zeigte. Mit der Tochter wurde er sehr bald vertraut und sie erwiderte seine Liebe auf das innigste; aber auch die übrigen maßgebenden Personen der Familie gewann er sich schnell.

Inzwischen ging er, ehe er sich formell erklärte, einer in Düsseldorf getroffenen Verabredung zufolge, als Begleiter Schadows ins Seebad nach Scheveningen. Zugleich wollte er die Festigkeit seiner Neigung durch längere Entfernung auf die Probe stellen. Daß er während dieser Trennung ziemlich desperat war, ist wohl erklärlich — es spricht sich in allen seinen Briefen aus dieser Zeit aus.

Felix an Rebecka.

Frankfurt a. M., 24. Juli 36.

„Ehe ich hier nach meinem Bade abreise, muß ich Dir doch einmal in Dein Bad hineingeschrieben ha-

ben*), obwohl ich gerade jetzt ein schlimmer Korrespondent bin, aber es darf nicht gesagt werden, daß ich Dir zu irgend einer Zeit nicht geschrieben habe. Diese Zeit ist sonderbar. Ich bin so entsetzlich verliebt, wie noch niemals in meinem Leben und ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Übermorgen soll ich von Frankfurt abreisen, mir ist aber, als kostete das den Hals, ich will in jedem Fall vor Leipzig wieder hier sein, um dies gar zu nette Mädchen noch einmal zu sehen, aber ob sie sich etwas aus mir macht, das weiß ich eben gar nicht und was ich anfangen soll, wie gesagt, auch nicht. Das ist aber gewiß, daß ich die ersten recht frohen Stunden dieses Jahres ihr verdanke und daß mir zuerst wieder ein wenig freier zu Mut geworden ist, als bisher. — Und dabei bin ich sehr betrübt, wenn ich nicht dort sein kann. Siehst Du, da hast Du ein Geheimnis, wovon Du keinem Menschen was sagen darfst, aber damit Du der Welt das wahre Beispiel gibst, daß Du auch schweigen kannst, so sage ich Dir auch weiter gar nichts und willst Du mehr wissen, so schreibe mir nach dem Haag poste restante, denn übermorgen reise ich nach dem verwünschten Seebad. O Beckchen? Was soll ich anfangen? —

Das ist meine Stimmung jetzt den ganzen Tag; ich kann weder komponieren, noch Briefe schreiben, noch Klavier spielen, nur allenfalls ein bißchen zeichnen. Aber danken muß ich Dir für die guten Worte, die Du mir über den Paulus sagst, so was ist das beste und liebste, was ich darüber hören kann; was etwa Du oder Fanny mir über solch ein Stück sagt, das sagt das Publikum, ein anderes gibt es gar nicht. Aber ich wollte nur, Du schriebest mir noch ein paarmal darüber und über meine andre Musik recht ausführlich;

*) Franzensbad. Siehe oben.

glaubst Du denn, mir könne das gleichgültig sein, ob Dir so was Freude macht? —

Die ganze Zeit, daß ich hier bin, habe ich noch an dem Paulus gearbeitet, weil ich ihn nun einmal so vollkommen wie möglich herausgeben will, auch weiß ich bestimmt, daß der Anfang des ersten und das Ende des zweiten Teils ungefähr dreimal so gut geworden sind, also war's meine Pflicht, denn es gelingt mir in manchen, namentlich in Nebensachen, bei so einer größeren Arbeit erst nach und nach meinem eigentlichen Gedanken nahe zu kommen und ihn recht klar hinzustellen, bei den Hauptsachen und Stücken kann ich freilich nachher nichts mehr ändern, weil sie mir gleich so einfallen, aber um das auch von allen sagen zu können, dazu bin ich noch nicht weit genug. Nun arbeite ich aber schon etwas mehr als zwei Jahre an dem einen Oratorium, das ist allerdings sehr lange und ich freue mich nun auf den Moment, wo ich auch mit den Druckkorrekturen fertig sein werde und was anderes anfangen kann. Zunächst denke ich einige Symphonien zu machen. So recht eigentlich komponiert habe ich hier noch gar nichts, siehe die erste Seite; ich bin gar zu sehr herunter dazu, Du lachtest Dich tot, wenn Du mich so sähest. —

Heut früh kamen vier Mitglieder des Cäcilienvereins, den ich Mittwoch zum letztenmal dirigiert habe, und brachten mir im Namen des Vereins ein Reiseneceſſaire, das viel eher einen verkappten Prinzen als einen Musiker erraten läßt, ein Non plus ultra von Pracht und Eleganz, aber ich werde es doch brauchen. Oben drauf steht F. M. B. und Caecilia, was mir ganz gut gefällt. —

Dieser Brief ist gewiß einer der dümmsten, aber Du bist in Franzensbad und ich soll nach Scheveningen, das ist auch vom dümmsten, wie Droysen sagen würde." —

Haag, 9. August 36.

Felix an seine Mutter:

„Deinen lieben Brief erhielt ich vorgestern und danke Dir von ganzem Herzen dafür. Du siehst aber wohl freilich mehr in meinem letzten Brief, als ich darin sagen wollte, denn wenn Du von meiner Verlobung, meinem Glück, meinen veränderten Lebensplänen sprichst, so ist das alles noch ganz im Unbestimmten. Aber danken muß ich Dir für die lieben, gütigen Worte, die Du mir über diese bloße Möglichkeit geschrieben hast und die ich fast als Deine Erlaubnis betrachten möchte, so zu handeln, wie ich es zu meinem Glücke nicht anders kann. Dennoch möchte ich diese Deine Erlaubnis, Deine Einwilligung gern bestimmt besitzen, um von dieser Seite nicht mehr von Zweifeln geplagt zu sein; Dich darum zu bitten, ist der Zweck dieser Zeilen eigentlich. Sage mir also, daß Du mir auch jetzt das Zutrauen und die Freiheit schenken willst, deren ich mich schon in früheren Jahren erfreuen durfte, und Du wirst mich dadurch sehr glücklich machen. Daß ich ein solches Zutrauen nicht mißbrauchen will, kannst Du mir glauben, und ich habe es auch wohl zuweilen verdient. Bitte, sage mir das, liebe Mutter.

Glaube aber darum nicht minder das, was ich Dir im Anfang schreibe. Ich möchte nur von Dir und Deiner Güte die Erlaubnis, oder die Emanzipation haben, die mir das Alter schon seit einigen Jahren gegeben hat, die ich aber eben nun destoweniger von Dir hier entbehren möchte, oder auch nur daran zweifeln. Ob ich aber dann bei meiner Rückkehr nach Frankfurt davon Gebrauch machen kann oder nicht, — das ist, wie gesagt, mir selbst noch das größte Rätsel. Alles hängt von dem ab, was ich bei meiner Rückkunft dort erleben werde, denn bis jetzt weiß ich nichts

davon. Nur das ist gewiß, daß ich ganz Holland, alle Holländer, nebst Seebad, Badekarren, Kursaal und Gästen mit allem Zubehör zu aller Hölle wünsche, ins Pfefferland, und wollte, ich könnte schon wieder zurück. Denn wenn ich jetzt dieses sehr liebenswürdige Mädchen noch einmal zu sehen bekomme, so denke ich, es wird sich bald entscheiden, ob wir einander näher und nahe kommen, oder nicht; bis jetzt eigentlich kenne ich sie wenig und sie mich auch nicht; ich kann Dir darum auch nicht viel über sie schreiben, wie Du es wünschest. Nur das weiß ich zu sagen, daß mir ihre Nähe sehr frohe Tage in Frankfurt jetzt bereitet hat, gerade in einer Zeit, wo ich dessen sehr bedurfte und es wenig erwartete, daß sie eine Tochter des lange verstorbenen Pfarrers Jeanrenaud, von ihrer Mutter)einer Souchayschen Tochter) dort im Hause aufs zarteste und sorgsamste erzogen ist, daß sie mit Vornamen Cécile heißt und mir gar sehr gut gefällt.

Liebe Mutter, ich bitte Dich nur, ängstige und agitiere Dich nicht meinethalben, wie Du mir schreibst, sonst machst Du mich mit ängstlich, und ich möchte gern heiteren und ruhigen Sinnes und Blickes diese Sache verfolgen und so unbefangen dabei bleiben, wie sonst wohl, wenn es in meinem Leben auf augenblickliche Entscheidung ankam. Deshalb wünsche ich sehr, daß Du niemandem, am wenigsten jemand in Frankfurt, etwas von dieser Angelegenheit mitteilst, es könnte mir alles zerstören. — Liebe Mutter, antworte mir gleich auf diesen Brief."

Indes das Seebad nahm auch ein Ende und Felix eilte nach Frankfurt, wo die Verlobung stattfand. Unmittelbar darauf mußte er wieder nach Leipzig zurück und konnte also sein Glück nicht lange genießen. Natürlich war die Begierde und Spannung der Familie, etwas von der Braut zu hören, außerordentlich groß. Da liefen denn nun von allen Seiten so enthusiastische

Berichte ein, daß dadurch nur der Wunsch, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, vermehrt wurde, ein Wunsch, der aber für alle noch eine ziemliche Zeit unerfüllt bleiben sollte. Aus dem natürlich gleich lebhaft eingeleiteten Briefwechsel möge einiges folgen:

Frankfurt, 13. Dez. 36.

Felix an Fanny:

„Ja, Du lieber Fenchel, da sitze ich wieder an Céciles Pult und schreibe Dir und bin ein glücklicher Mensch. Wie ist's weiter zu beschreiben? Weiß gar nicht und bin stumm, aber nicht so wie die Affen am Orinoco, sondern ganz anders. Zuweilen möcht' ich ein klein wenig toll werden, wenn ich an die Visiten denke, die morgen losgehen, es sind deren — — — 163, wohlgezählt! — Was sagst Du nun, Kantor? Und bei meinem Bart, ich muß sie alle machen, trotzdem, daß ich mich so jämmerlich anstelle, wie mir nur möglich. Aber wahrlich, mir ist das auch einerlei — ich bin zu froh. Neben der Cécile habe ich nun die letzten vier Tage hier gelebt und habe noch acht solche vor mir und dabei ist alles hier im Hause so nett und lieb, und der Karl Jeanrenaud, dessen Bekanntschaft ich jetzt erst gemacht habe, der ist auch so liebenswürdig und gut, wie die andern, ein gar zu netter Mensch und außer alledem habe ich eine ganze Menge gute Musik im Kopfe, die Dir alle noch gefallen soll, und so kann ich's wohl dankbar sagen, welch ein glücklicher Mensch ich bin. Lebe wohl usw."

Berlin, 23. Dezbr. 36.

Fanny an Cécile.

„— — Deine Zeichnung, liebe Cécile, hat uns allen sehr viel Vergnügen gemacht und sehr gefallen,

besonders aber Hensel, der gerade, weil er es am besten versteht, jede Intention zu schätzen weiß, und ich kann wohl sagen, ein liebenswürdiges Publikum ist. Du erlaubst mir wohl, meinen Mann ein wenig gegen Dich zu loben, oder vielmehr Dir zu sagen, daß ich ihn wirklich nicht genug zu loben wüßte, so vortrefflich ist er, so daß ich mit Überzeugung von ihm, wie Du von Felix, sagen darf, sein Talent ist nicht sein größter Vorzug und doch wollte ich, Du könntest das Bild sehen, was er jetzt vollendet hat, weil ich glaube, daß sich ebensowohl ein liebenswürdiges Gemüt, als ein schönes Talent darin ausspricht. — —

Aber liebe Kinder! Wie kann man 163 Visiten zu machen haben? das ist ja eine unvergleichliche Tierquälerei! Wir haben gerechnet und gerechnet und herausgebracht, daß, wenn Ihr auch jeden Tag zwanzig macht, was ein Ding der Unmöglichkeit ist, Ihr doch acht volle Tage braucht, an denen Ihr gar nicht leben, sondern nur besuchen könnt — unmenschlich! Ich hoffe, es hat einer von Euch bei der dritten sich den Fuß vertreten, oder einen Schnupfen bekommen, der gerade ausreicht — weiter nichts. Wenn Ihr Euch diese 163 Visiten recht deutlich und grausam vorstellt und dann denkt, daß Ihr sie nach Eurer Verheiratung abermals zu machen habt, so gibt das vielleicht einen Beweggrund ab, Euch in Leipzig trauen zu lassen, was ich aus verschiedenen Gründen, die mir die Bescheidenheit auszuführen verbietet, sehr zweckmäßig finden würde. Ach wäret Ihr morgen hier! Ich denke, es wird recht niedlich werden. Zwei große Orangenbäume, welche in unserem Vorzimmer stehen, erleuchten wir durch Lämpchen von ausgehöhlten Zitronen, dann kommen die großen Weihnachtsbäume in unserer blauen Stube, unter Hensels Schülern machen wir eine kleine Lotterie, natürlich aus lauter

Gewinnen bestehend, unsere jungen Leute haben auch wieder ihrerseits einen Spaß vor, von dem ich mich aber überraschen lasse, ich weiß gar nichts. Hensel bekommt von mir, o du Malerin, ein Lot echten Ultramarin, der hier so übermäßig teuer ist, daß er sich schon lange keinen angeschafft hat. — Heute nachmittag nun muß ich poetisch sein, denn morgen ist keine Zeit mehr dazu, da muß aufgebaut werden."

Leipzig, 31. Dezbr. 36.

Felix an Fanny.

„Liebe Fanny, diese Zeilen sollen Dir und Hensel meinen Dank für Eure liebenswürdigen Albumbeiträge bringen und Euch sagen, wie Ihr mich dadurch erfreut habt. Hättet Ihr sehen können, wie meine Cécile so froh darüber war, wie sie die lieben Blätter den ganzen Abend über nicht aus der Hand ließ und sie immer wieder betrachtete, so wäre darin der Dank schon, und auch Ihr hättet Euch daran gefreut. — — O Fanny, das war ein Weihnachtsfest für mich. So hab ich keins erlebt, und werde es nicht wieder; die glücklichsten, liebsten Tage waren mir geschenkt, solche Tage, an denen einem das Leben und Atmen wieder neue Freude und neue Dankbarkeit gibt. Ich kann Euch aber das alles nicht beschreiben, denn Ihr kennt meine Cécile nicht, wäre das erst! — Man gab mir ihr Porträt am Weihnachtsabend, aber da bekam mein Grimm gegen alle schlechten Künstler neue Nahrung, und ich war nahe daran, dem Maler, B. heißt er, aus Wien, viele Grobheiten zu sagen, und durfte es doch nicht, weil Mme. Jeanrenaud so gut gewesen war und hatte mir eine Freude machen wollen, und weil die Cécile so oft gesessen hatte. Und doch war's schändlich. Wie eine geschmeichelte, gewöhnliche Mamsell

sah's aus, und mit so groben Fehlern, daß der Mann ganz verblüfft war, als ich ihm einige davon sagte, und sie mir alle gleich zugab. Es ist zu schlimm, wenn solch ein Kerl selbst da nicht einmal ein bißchen poetisch, ich meine natürlich werden kann, und mit seinen affektierten, angenommenen Stellungen und mit weißem Teint und zarten blauen Äuglein kommt, statt der dunkelschwarzblauen und dem braunen und roten Teint und der ganz natürlichen Cécile. Auf Veits Porträt bin ich neugierig, denn er macht's nun, ich glaube das wird anders aussehen, obwohl es verzweifelt schwer sein mag, dies bewegliche Gesicht festzuhalten und nachzuahmen. —

Am 4. Januar 1837. Der ist es nun geworden, und Neujahr, und nun nimm alle meine Wünsche für Euer Wohl und Glück dazu hin. Als ich am vorigen Sylvesterabend traurig vor zwölf nach Hause ging und im Bett zwölf schlagen hörte, da dachte ich wenig, mit welch dankbarer Empfindung ich die letzte Stunde davon gestern verleben sollte, mit welch frohen Hoffnungen die erste dieses neuen. Da dankte ich Gott für all das Gute, und ich weiß, daß Du es mit empfindest, und Dich mit daran freust, wie ich so glücklich bin."

Leipzig, 24. Januar 1837.

Felix an Fanny.

— — „Ich denke am 17. März abzureisen nach Frankfurt, und für den 13. ist die Kirchenaufführung bestimmt. Ich möchte fast sagen leider bestimmt, denn ich habe doch auch gar keinen Animus jetzt dazu, und es gefällt mir nicht, daß ich so kurz vor meiner Hochzeitsreise solch einer entsetzlichen Hatz entgegengehe. Ich fluche auf die ganze Konzert- und Musikwirtschaft hier und muß sie doch mitunter segnen, denn sie ist

wirklich liebenswürdig. Du glaubst es nicht, wie viel gute, interessante Erscheinungen solch einen Winter über durch unsern Horizont (den Leipziger) gehen, und wie gern möchte ich, daß Du das mal so mit erlebtest, es würde Dich gar so sehr amüsieren. Vorige Woche spielte Bennett sein C-Moll-Konzert zum Jubel der Leipziger, die er sich mit dem einen Schlag allesamt zu Freunden und Verehrern gemacht zu haben scheint, denn man hört überall nur Bennett jetzt; im Konzert vorher hatte Molique sehr vortrefflich gespielt, nächstens kommt eine neue Ouvertüre von Spohr zur Tochter der Luft, zu der er, wie er mir schreibt, durch meine Melusine angeregt worden ist; im Armenkonzert kommt eine neue Ouvertüre von Bennett, zwei neue von Hiller (der Dich in jedem Brief grüßen läßt) haben wir schon gemacht, und da wir auch nächstens den Faust von Radziwill probieren wollen, und da sich auch Md. Crescini angemeldet hat, so dürft Ihr Berliner gar nicht mausig sein."

Rebecka an Cécile.

11. März 1837.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, liebe Cécile, wie sehr ich mich freue, daß Ihr noch in Leipzig geblieben seid, in unserer Nähe, und Mutter sieht Euch, und Du hörst den Paulus noch. Wäre die Nähe nur nicht auch so weit, oder gäbe es Fernröhre von der Leipzigerstraße bis zu Reichels Garten, oder Eisenbahnen, oder wäre ich nicht aus mancherlei Gründen so unbeweglich. Felix, der, unter uns gesagt, das ganze Konzert bei der Nase herumführt, oder ihm darauf herum tanzt, könnte sich wohl auf ein paar Tage losmachen und Euch herbegleiten, wenn er nur ernsthaft will, vorausgesetzt, daß Dir diese Begleitung nicht unangenehm wäre. Ihr sollt auch, wie Ihr wollt, entweder alle

Herrlichkeiten Berlins im schönsten Licht, oder gar keine Herrlichkeiten sehen, letzteres ist für Berlin sehr vorteilhaft. — Ich wollte übrigens, ich wäre bei Euch und säße neben Dir im Chor, pausieren und anfangen wollte ich schon. Du singst wohl zum erstenmal im Chor? Ist das nicht ein herrliches Vergnügen? Ach überhaupt, es geht gar nichts über die Musikanten! Was wirst Du noch für Pläsier in den verschiedensten Genres von Felixens Musik haben. Macht er Dir denn auch musikalische Possen vor, oder ist er zu verliebt dazu? Sonst empfehle ich Dir eine Art Präludien à l'enfant und mit falschen Schlüssen, über die ich lachen muß, ich glaube, wenn ich am Tode läge. Leider fehlt uns dieses Musikantenleben gänzlich, wir haben gar keine musikalischen Hausfreunde, nur zuweilen bei Fanny die großen Aufführungen, die denn freilich außerordentlich schön sind, und nach denen sich jeder scheut, in Fannys Gegenwart zu spielen oder zu singen, oder wir spielen uns allein was vor. — — Grüß Felix sehr. Nicht wahr, er sieht nett aus an seinem Pult? Ich sehe gar zu gern, wenn ihm etwas gefällt, und er nickt so vergnügt mit dem Kopfe, als wäre kein Mensch im Saale und macht dabei eine dicke Unterlippe." — —

7. März 1837.

Felix an Fanny.

(Nach Aufführung eines ihrer Lieder in Leipzig.)

„Ich will Dir über Dein Lied gestern schreiben, wie schön es war. Meine Meinung weißt Du zwar schon, doch war ich neugierig, ob mir mein alter Liebling, den ich immer nur im grauen Kupferstichzimmer oder im Gartensaal von Beckchen gesungen und von Dir gespielt kannte, nun auch in dem sehr gefüllten

Saal, bei hellem Lampenlicht, nach vieler, lärmender Orchestermusik, die alte Wirkung tun würde. So war es mir ganz kurios, als ich ganz still und allein Deinen netten Wellenschlag anfing, und die Leute mäuschenstill horchten; aber niemals hat mir das Lied besser gefallen, als gestern abend, und die Leute begriffen es auch und murmelten jederzeit, wenn das Thema am Ende wieder anfängt mit dem langen e, und klatschten sehr lebendig am Schluß. Zwar sang es die Grabow lange nicht so gut wie Beckchen, indes war es doch sehr rein, und die letzten Takte sehr hübsch. Bennett, der auf dem Orchester war, läßt Dich vielmals grüßen und Dir über das Lied sagen, was Du schon weißt, und ich meinesteils bedanke mich im Namen des Publikums zu Leipzig und den anderen Orten, daß Du es gegen meinen Wunsch doch herausgegeben hast." —

Dieser Brief bezog sich auf ein von Fanny veröffentlichtes Lied. Schon viel früher, in den ersten Liederheften Opus 8 und 9 hatte Felix sechs Lieder von ihr unter seinem Namen herausgegeben, Nr. 2, 3 und 12 in Opus 8 „Heimweh", „Italien", „Suleika und Hatem", Nr. 7, 10 und 12 in Opus 9 „Sehnsucht", „Verlust" und „die Nonne". Dies war unter den nähern Freunden des Hauses bekannt genug, im Publikum galt ihr Anteil an den herausgekommenen Sachen für viel größer. Anfangs 1837 gab nun Fanny dem Musikhändler Schlesinger ein Lied, welches in einem „Album" von diesem veröffentlicht wurde, und worüber Felix, außer jenem schon mitgeteilten Brief, an sie schrieb: „Weißt Du denn, Fenchel, daß Dein A-Dur-Lied in Schlesingers Album Furore hier macht? Daß die neue musikalische Zeitung (ich meine ihren Redakteur, der in meinem Hotel mit ißt) für Dich schwärmt? Daß alle sagen, es sei das Beste im Album, was ein schlechtes Kompliment ist, denn wo ist sonst

was Gutes? Daß sie es aber wirklich goutieren? Bist Du nun ein rechter Autor, und macht Dir das auch Pläsier?" —

Gewiß machte es ihr Pläsier; sie hatte den Mangel an liebevollem Eingehen andrer in ihre musikalischen Bestrebungen das Jahr vorher schmerzlich empfunden; der Zufall wollte es, wie Rebecka an Cécile schreibt, daß sich damals der tägliche Umgang aus lauter unmusikalischen Menschen zusammensetzte, worüber auch Fanny sich am 15. Juli 1836 klagend gegen Klingemann ausspricht:

— — „Ich lege zwei Klavierstücke, die ich seit Düsseldorf geschrieben, für Sie bei, Sie mögen beurteilen, ob sie sich eignen, meiner unbekannten jungen Freundin in die Hände zu kommen; ich überlasse es ganz Ihnen, kann aber nicht unterlassen zu sagen, wie angenehm es mir ist, in London für meine kleinen Sachen ein Publikum zu finden, das mir hier ganz fehlt. Daß sich jemand hier etwas abschriebe, oder nur eine Sache zu hören verlangte, das kommt kaum einmal im Jahr vor, namentlich seit der letzten Zeit, und seit Rebecka nicht mehr singen mag, liegen meine Lieder durchaus ungehört und ungekannt da, und man verliert am Ende selbst mit der Lust an solchen Sachen das Urteil darüber, wenn sich nie ein fremdes Urteil, ein fremdes Wohlwollen entgegenstellt. Felix, dem es ein leichtes wäre, mir ein Publikum zu ersetzen, kann mich auch, da wir nur wenig zusammen sind, nur wenig aufheitern, und so bin ich mit meiner Musik ziemlich allein. Meine eigne und Hensels Freude an der Sache läßt mich indes nicht ganz einschlafen, und daß ich bei so gänzlichem Mangel an Anstoß von außen dabei bleibe, deute ich mir selbst wieder als ein Zeichen von Talent. Und nun genug von diesem uninteressanten Gegenstande." —

An denselben schreibt sie, und es beweist, wie gern und freudig sie, was ihr musikalisch von andern geboten wurde, aufnahm:

16. Dezbr. 36.

„Wir haben jetzt einen höchst vortrefflichen Klavierspieler, Döhler, hier gehört, mir doppelt wichtig, da ich Thalberg nicht kenne, und also die neuesten Fortschritte der Technik erst durch ihn mir lebendig geworden sind. Ich lerne so gern, und hier gibt es für gewöhnlich leider fast gar nichts zu lernen. Wenn diesem sehr jungen und angenehmen Virtuosen nur ein soliderer Geschmack beizubringen wäre, er müßte außerordentlich werden. Aber wie bei aller Umwälzung der Musik immer Variationen und wieder Variationen gemacht und gespielt werden können, das ist mir ein Rätsel. — Übermorgen habe ich Musik, dann führt Weihnachten eine Pause in aller Musik herbei, die nicht Trompete oder Weihnachtsknarre ist. Wären Sie doch hier!"

Der Eindruck, den die sehr vollendete Technik der neueren Spieler auf sie machte, war kein vorübergehender, ja er bewirkte, daß sie ungerecht gegen sich selbst wurde. So schreibt sie an Klingemann 3. April 37: „— — Durch Ideenverbindung komme ich auf Ihren Collardschen Flügel, den ich sehr goutiere und sehr beneide. Ich werde mir wahrscheinlich mein Leben lang, immer in der Absicht, einen englischen Flügel zu haben, weder den, noch einen andern anschaffen, hab's auch jetzt weniger nötig als sonst, da ich mir gegen all die modernen Sprühteufel und Tausendsasa in meinem Spiel unbeschreiblich veraltet vorkomme, und mich immer mehr in meinen Käse und mein Nichts zurückziehe."

Und noch im Sommer 1837 muß diese Unzu-

friedenheit mit sich selbst fortgedauert haben, denn Felix schreibt am 13. Juli an seine Mutter:*)

— — „Das ennuyiert mich aber, daß Fanny sagt, die neue Klavierschule wachse ihr über den Kopf. Das ist ja gar nicht an dem. Sie spielt wohl alle die kleinen Kerls in den Sack. — Die können ein paar Variationen und Kunstgriffe gut machen: aber all die Fertigkeit und Koketterie mit Fertigkeit verblendet selbst das Publikum nicht mehr leicht. Es muß Geist sein, wenn es sie alle fortziehen soll, und darum höre ich vielleicht D. lieber eine Stunde lang — als Fanny eine Stunde lang — aber nach acht Tagen kann ich ihn nicht mehr vor langer Weile anhören, und dann fange ich erst an, mich in das andere Spiel hineinzuhören, und das ist das Rechte. Alles das macht eben nicht mehr, wie Kalkbrenner zu seiner Zeit, und geht noch während ihres Lebens vorüber, wenn nicht etwas Besseres als Finger dabei ist. Das hat aber Fanny, und darum braucht sie sich vor keinem von allen denen zu fürchten."

Wilhelm Hensel war von jeher sehr für den Gedanken der Veröffentlichung von Kompositionen seiner Frau eingenommen gewesen, und es ist erklärlich, daß er in seiner Ansicht durch den Erfolg jenes kleinen Versuches bestärkt wurde und weitere Fortsetzung wünschte. Ihre Mutter dachte ebenso und verlangte im Sommer 1837 von Felix, er möge seinerseits zum Herausgeben zureden. Aber Felix' Ansicht über das Herausgeben im allgemeinen war durch diesen vereinzelten Erfolg nicht im mindesten erschüttert und er lehnte das Ansinnen, ihr zuzureden, ab.

Fanny, die eigentlich selbst zum Publizieren keine große Lust hatte und es nur eben ihres Mannes wegen getan hätte, ließ sich denn auch leicht und gern von dem Gedanken abbringen. Derselbe tauchte erst viel

*) Felixsche Briefe.

später wieder auf und wurde in geringer Ausdehnung ausgeführt.

Felix war mit Jeanrenauds Ende März nach Frankfurt a. M. zurückgegangen, wo die Hochzeit stattfand. Das junge Paar machte eine Hochzeitsreise nach dem oberen Rhein und Schwaben. Von der frohen, ruhig glücklichen Stimmung, die bei Felix eingekehrt war und durch den wohltätigen Einfluß der Frau jetzt zur herrschenden in ihm wurde, möge folgender Brief Zeugnis geben:

Freiburg, im Breisgau, 10. April 1837.

„— — Du erinnerst Dich wohl noch, wie wir damals im Regen in den Dom liefen und ihn bewunderten, mit seinen dunkeln, bemalten Fenstern; aber die Lage der Stadt konnten wir damals gar nicht sehen, und was Schöneres ist mir nie vorgekommen, kann ich mir auch gar nicht erdenken; so friedlich und reich, und auf allen Seiten viel schöne Täler und auf allen Seiten Berge, nahe und weite, und Ortschaften so weit das Auge reicht, und schöne, nett gekleidete Menschen, überall rauschende Bergwasser in allen Richtungen, dazu rings umher im Tal das erste Grün und auf den Bergen der letzte Schnee — Du kannst Dir denken, wie wohltuend das alles ist; und wenn ich nun mit meiner Cécile den ganzen Nachmittag heut im warmen Sonnenschein langsam spazieren gehe, überall stehen bleibe und mich umschaue, und mit ihr von Zukunft und Vergangenheit spreche, so kann ich's wohl dankbar sagen, welch ein glücklicher Mensch ich bin.

Ich habe vor, sehr fleißig zu sein. Ich möchte gern mancherlei Neues zutage bringen und ordentliche Fortschritte machen; dazu scheint mir's aber notwendig, daß ich all das aufgehäufte Alte erst einmal fortarbeite, und das will ich denn den Sommer über tun,

will viele alte Pläne ausführen, und die, die nicht bis zum Winter ausgeführt sind, über die will ich dann weg und sie sollen liegen bleiben. Drei Orgel-Präludien habe ich in Speyer gemacht, die werden Dir, hoffe ich, gefallen; auch ein Heft Lieder ohne Worte ist zum Druck beinahe fertig, ich denke aber nicht so bald wieder welche herauszugeben, und lieber größere Sachen zu schreiben. Mit einem Violinquartett bin ich fast fertig und will dann ein zweites anfangen; es arbeitet sich jetzt gar zu schön und lustig.

Wir denken noch wenigstens acht Tage hier zu bleiben und die Exkursionen in die umliegende Gegend zu machen, dann wahrscheinlich über Heidelberg nach Frankfurt zurück. Wenn ich in diesen Tagen die Schneeberge der Schweiz, die alten Freunde, sehen werde, so wird mir's schwer fallen, nach Norden umzukehren und doch wird's diesmal wohl nicht anders sein können. Cécile will Platz behalten, ich schließe darum."

Den übrigen Teil des Sommers bis zum Musikfest in Birmingham brachten „die Felicier," wie Fanny das Paar immer nannte, in Frankfurt und Bingen zu. Vor dieser Reise nach England „graulte" sich Felix sehr, er schreibt an seine Schwester, indem er ihr ein Seebad empfiehlt:

„— — Wenn Du Dich von Hensel nicht trennen willst, so denk an mich, der ich in wenig Wochen allein nach England gehen soll und Cécile hier lassen und bin noch keine vier Monat verheiratet und muß es doch tun. Und bloß einem Musikfest zuliebe, — da ist noch ein Seebad ein anderer Grund. — Es wird eine wahre Hetze auf dem Musikfest werden, vier Tage dauert es, und bis jetzt habe ich nicht weniger zu tun, als den ersten Tag Orgel zu spielen, den zweiten Paulus zu dirigieren, den dritten Klavier zu spielen und den vierten zum Schluß wieder Orgel

zu spielen. Außerdem ist noch die Rede davon, meinen neuen Psalm „Wie der Hirsch schreit“ und meinen Sommernachtstraum zu geben. Außerdem gibt noch Neukomm eine große neue Kantate: „The ascension“. Außerdem will er mehrere Sachen aus der Bachschen Passion singen lassen, wozu er, wie man hier sagt, viel Posaunen gesetzt hat. Außerdem werden die italienischen Sänger singen. Außerdem ist noch der ganze Messias. Außerdem noch in jedem Konzert eine Symphonie und eine Ouvertüre. Und es dauert bis zum 22. September und den 30. soll ich in Leipzig Probe halten und den 10. Oktober ist das erste Abonnements-Konzert. Gottsschock! das ist kein Spaß. Aber vielleicht macht der Tod des Königs von England noch einen Strich durch die ganze Rechnung.“ —

Dieser Strich durch die Rechnung wurde aber nicht gemacht und Felix mußte reisen. In allen Briefen aus dieser Zeit findet sich, bald leise anklingend, bald stark betont, die Klage, daß das „Aufführen“ und Dirigieren einen großen Teil seines Reizes für ihn verloren habe und er sich mehr und mehr davon wegsehnt, und zum eigenen Arbeiten, zum Komponieren, zum Zuhausesein hingezogen fühlt. Alle die äußerlichen Erfolge hatten von jeher nicht allzuviel Reiz für ihn gehabt; jetzt aber, wo seine Häuslichkeit anfing, ihm eine ganz neue Welt aufzutun, wendet er sich von jenen Äußerlichkeiten immer mehr ab und bereut die Zeit und die ungeheure Anstrengung, die sie kosten. Und die war bei diesem Birminghamer Musikfest sehr groß, der Erfolg allerdings auch so durchschlagend wie noch nie. Er war der recht eigentliche „Held“ dieses Festes; und was die Engländer an Enthusiasmus leisten können, wenn sie wollen, das ist fabelhaft. Und nach den Aufregungen des Festes, von denen Felix schreibt: „man brauchte einiges Fischblut, um nicht zu bersten“,

mußte er unmittelbar die Rückreise antreten, sechs Tage und fünf Nächte nach Frankfurt zu Cécile; dann mit dieser in langsamerem Tempo in drei Tagen nach Leipzig; hier kam er mittags um zwei an und um sechs dirigierte er das Abonnementskonzert, „die Posaunen und Pauken strengten sich so an, daß mir allerdings am Schluß des Konzerts etwas kaput zu Mute war", schreibt er an seine Mutter. Kein Wunder, daß er sich nach häuslicher Ruhe sehnte.

Es muß daran erinnert werden, daß noch immer die Schwestern Cécile nicht kannten. Dadurch hatte sich, namentlich bei Fanny, eine Art Verstimmung festgesetzt; sie glaubte, es hätte sich wohl schon eine Gelegenheit finden lassen, Cécile nach Berlin zu bringen. Ende August kamen die Woringenschen Mädchen mit dem alten Präsidenten nach Berlin, und da natürlich die Familie alles aufbot, die oft genossene Gastfreundschaft etwas zu vergelten, so gab es eine sehr muntere und bewegte Zeit. Es wurde viel und gute Musik gemacht; überhaupt wuchsen die Sonntagsmusiken, sowohl was die Anzahl der Mitwirkenden, als die der Zuhörer, und die Größe der in Angriff genommenen Werke betraf, immer mehr und mehr. Sie fingen beinahe an, den Charakter einer freundschaftlichen Vereinigung zu verlieren; denn es kam wohl vor, daß Anwesende, mitgebracht von kurz vorher selbst Mitgebrachten, sowohl Wilhelm als Fanny ganz unbekannt waren, so daß die Zuhörerschaft meistens aus andern als den Leuten bestand, mit denen sie eigentlich umgingen, und sich förmlich fremde Koterien bildeten; den Singenden blieb kaum Platz zum Stehen, geschweige zum Sitzen, und die Überfüllung der Räume steigerte sich ins Unerträgliche.

Mit Ausnahme der Singakademie existierte damals keins der Institute, die heut in so großer Anzahl

für die Aufführung guter Musik in Berlin sorgen, und die Singakademie beeilte sich nicht allzusehr, neue oder unbekannte alte, gute Sachen in ihr Repertoir aufzunehmen.

Nach einigen Wochen eines sehr angenehmen Aufenthalts machten sich Woringens wieder reisefertig: sie wollten über Leipzig zurückgehen, und bei dieser Gelegenheit kam denn Fannys Stimmung gegen die „Felicier“ zur Aussprache, die auch in Briefen an diese selbst durchschimmert. So schreibt sie am 5. Oktober 37 an Cécile:

„— — Ihr seid aber eigentlich recht böse Leute, daß Ihr einem noch nicht einmal mit zwei Worten Eure Ankunft in Leipzig angezeigt habt. Wenn ich nun nur einmal von Felix zu hören bekäme, daß er aus der Unruhe kommt; diese ewige Hetze, in der er jahraus jahrein lebt, macht mich, die ich mich in der tiefsten Ruhe befinde, atemlos, wenn ich nur daran denke. Das wird wohl eins der großen Verdienste sein, die Du Dir um ihn erwerben wirst, liebe Cécile. Vom Birmingham-Musikfest haben wir von allen Seiten gehört und gelesen. Ich glaube aber, nach allen Beschreibungen zu urteilen, daß ein rheinisches tausendmal hübscher ist. Wie nobel und einfach ist so ein Düsseldorfer Musikfest, oder ein Heidelberger, wo sie voriges Jahr die Jahreszeiten in der Schloßruine aufgeführt haben. Allerdings ein gewagtes Unternehmen, aber wenn es gelingt, muß es einen reizenden Eindruck machen. Auf Felixens Konzert bin ich sehr neugierig, wird es bald gedruckt, damit man es doch auch kennen lernt? Wenn ich Felixens Sachen zuerst gedruckt gesehen, verhalte ich mich immer dazu wie das Publikum, d. h. ich beurteile sie ohne alle Vorliebe; da kann ich denn immer nicht umhin, mit Wehmut an die Zeit zu denken, wo ich die Sachen kennen lernte, sowie sie

eben entstanden. Es ist doch ein ander Ding und ärgerlich, daß es im Buch des Schicksals verzeichnet stand, daß wir nicht zusammen leben, sondern, daß er seit acht Monaten eine Frau haben sollte, die ich nicht kenne. Ich muß Dir nur sagen, wenn jetzt jemand kommt und mir von Deiner Schönheit erzählen will und von Deinen Augen, so schnauze ich ihn an! Gehört habe ich genug davon, schöne Augen aber will man nicht hören. — —"

Indessen, wie es mit solchen Stimmungen zu geschehen pflegt: sie bestehen eigentlich nur, solange sie der Mensch mit sich herumträgt, einmal ausgesprochen, haben sie ihren Stachel verloren. Woringens ließen das auch gar nicht gelten und beredeten Fanny zur Reise nach Leipzig, wo sie nun endlich die schönen Augen sehen sollte, von denen sie so viel gehört. Der Eindruck war natürlich derselbe wie auf alle. Sie schreibt, aus Leipzig zurückgekehrt, an Klingemann: „Daß ich meine Schwägerin nun kenne, hat mir allerdings einen großen Stein vom Herzen gewälzt, denn ich kann nicht leugnen, daß Unbehagen und Mißstimmung in dieser Beziehung sehr in mir überhand genommen hatten. Sie ist aber ein so liebenswürdiges, kindhaft unbefangenes, frisch erquickliches, immer gleich und heiter gestimmtes Wesen, daß ich Felix nur glücklich preisen kann, sie gefunden zu haben, da sie ihn unaussprechlich liebt, ihn aber dabei nicht allzusehr verzieht und seiner Launenhaftigkeit mit einem Gleichmut begegnet, der sie ihm am Ende vielleicht gar abgewöhnen wird. Ihre Gegenwart hat etwas von frischer Luft, sie ist so leicht, klar und natürlich."

Der gute Eindruck muß übrigens ein gegenseitiger gewesen sein, wenigstens schreibt Fanny an Cécile am 21. Novbr. 37: „Was Du mir Freundliches sagst, liebe Cécile, hat mich gar sehr erfreut, denn ich habe mir

wohl nicht leicht in meinem Leben mehr gewünscht, einen guten Eindruck zu machen, als Dir gegenüber, und Deine lieben Worte und Deine Aufrichtigkeit lassen mich hoffen, daß dies wirklich geschehen sei. Da man nun die Frauen eigentlich in ihrem Hause sehen muß, werde ich Dir mit noch mehr Zuversicht entgegentreten, wenn Ihr uns hier besucht, und hoffe gewiß, es Euch dann recht angenehm machen zu können; wie freue ich mich auf die Zeit."

Der Winter 1837/38 verging ohne besondere Vorfälle. Hensel beendete ein großes Bild, Christus in der Wüste, Fanny spielt einmal zu einem wohltätigen Zweck öffentlich, worüber sie an Klingemann am 27. Febr. schreibt: „Vorige Woche hat hier in der eleganten Welt ein Konzert großes Aufsehen gemacht. Es ist nämlich, wie es an andern Orten häufig geschieht, ein Dilettantenkonzert zum Besten der Armen mit verdoppeltem Eintrittsgeld gegeben worden, wobei die Chöre fast von lauter Gräfinnen, Gesandtinnen und Offizieren gesungen wurden. Da war ich vornehme Frau denn auch dringend gebeten worden, zu spielen, und habe zum erstenmal in meinem Leben öffentlich gespielt und zwar Felixens Konzert aus G-Moll. Ich habe mich gar nicht geängstigt, meine Bekannten waren so gütig, es für mich zu tun, und das ganze Konzert, so elend das Repertoir auch war, hat so viel Neugier und Interesse erregt, daß die Einnahme 2500 Taler betrug." —

Im Frühjahr 1838 reiste Paul mit seiner Frau zur Taufe des ersten Sohnes von Felix nach Leipzig. Das Versprechen des letzteren, einige Zeit in Berlin zuzubringen, erregte die lebhafteste Freude, und Fanny schrieb darüber:

„— — Felix, vergiß meinen Bach nicht, und dann höre mal (Cécile, Albertine, Paul, wer wird ihn er-

innern?), hast Du die neuen Moschelesschen Etuden und willst sie mir durch Paul schicken und sie Dir dann selbst wieder abholen? Ich werde Dir sehr verbunden sein dafür. Über Deine hiesigen Wohnangelegenheiten bekommst Du nächstens einen eigenen Brief. Die sieben Städte Griechenlands streiten um Dich, und die freundlichen Schwestern sind im Begriff, feindliche Brüder Deinetwegen zu werden, Du sollst hören und erfahren. Lieber Felix, komponiert habe ich diesen Winter rein gar nichts, musiziert freilich desto mehr, aber wie einem zu Mut ist, der ein Lied machen will, weiß ich gar nicht mehr. Ob das wohl noch wieder kommt, oder ob Abraham alt war? Was ist übrigens daran gelegen? Kräht ja doch kein Hahn danach und tanzt niemand nach meiner Pfeife. Wirst Du denn die Leute beglücken und ihnen einmal was hier vorspielen am Sonntag? Oder soll ich meine Bude so lange schließen? Kinder, wie freue ich mich auf Euch! Der Garten wird dann auch schon hübsch sein, und so Gott will, führen wir ein lustig Leben. — Adieu, Geschwistervolk, alles grüßt Euch und hat Euch lieb." —

Und es wurde ein lustiges Leben, einen großen Teil des Sommers im Hause und im Garten mit Felix und den Seinen, und das langentbehrte Zusammenleben wurde sehr genossen. Dagegen war Hensel seit dem 27. Mai auf einer englischen Reise abwesend, die er mit den Bildern der Mirjam und des Christus angetreten hatte, um dies Land, auf das durch Felix, Klingemann und andere Freunde die Augen der Familie oft gerichtet waren, kennen zu lernen und selbst dort bekannt zu werden.

Für den ersten Zweck war die Zeit sehr günstig gewählt; das Jahr vorher war der alte König Wilhelm IV. gestorben und die Krone Großbritanniens auf das Haupt der 18 jährigen Victoria gekommen. Die Krö-

nungsfeierlichkeiten, welche durch allerhand Zufälligkeiten verzögert worden waren, fanden während Hensels Anwesenheit in London statt, so daß ihm die Gelegenheit wurde, viel Interessantes zu sehen. Weniger günstig war der Moment für die andern Zwecke, gesehen zu werden und, was ihm sehr am Herzen lag, einen guten Kupferstecher für einige Bilder zu gewinnen. Die Krönung, und nichts als die Krönung lag den Engländern im Kopf und den Kunsthändlern speziell war für den Augenblick kein Bild anziehend, was nicht in irgend einem Zusammenhang mit dem großen Tagesereignis stand.

Hensel, der im ganzen außerordentlich schreibefaul war, hat von dieser Reise, der ersten größeren Trennung von Fanny, sehr eingehende und ausführliche Briefe geschrieben, von denen einige Auszüge folgen mögen.

Die junge Königin hatte gewünscht, seine Bilder zu sehen, und Buckingham Gallery als den Platz bezeichnet, wo sie aufgestellt werden sollten. Er schreibt nun: „Was kriegt' ich für einen Schreck, als ich da hineintrat und die schönen Rubens, Van Dyks, Rembrandts usw. sah, und nun meine Sachen dazwischen stellen sollte! Aber was half's, ich mußte mich der Feuerprobe unterwerfen, und wenigstens ist dieses „Muß" mir instruktiv gewesen. Du weißt, wie ich die heilsamen Mortifikationen für Künstler predige, und immer, wenn auch mit Schauder, gewünscht habe, mal meine Geschöpfe unter denen der alten Kunsthelden zu sehen. Als meine Sachen aufgestellt waren, hatte ich noch eine halbe Stunde Zeit, die Galerie zu besehen, und wenn ich in das Beste eingedrungen war, sah ich meine Bilder an und erließ mir keine Demütigung, die mir nützlich sein konnte, ich wußte wohl, solche Schule würde mir vielleicht nicht wieder

geboten. War ich aber auch gedemütigt, so war ich doch auch erhoben zugleich, ich sah, daß manches errungen war, und fühlte deutlich und sicher, daß mehr zu erringen sei, wenn Gott und Glück Zeit und Gelegenheit geben."

Das Bild der Mirjam ging in den Besitz der Königin von England über und die Herzogin von Sutherland, die eine Kopie haben wollte, was Hensel abschlug, bestellte ein andres Bild, auf dem die eine Figur des Mirjambildes die Hauptrolle spielen sollte. Auch Lord Egerton bestellte ein großes Bild aus dem Leben des Herzogs von Braunschweig, welcher auf dem berühmten Ball in Brüssel am Vorabend der Schlacht von Waterloo die ersten Kanonenschüsse hörte und dann in der Schlacht fiel. Dieser Moment auf dem Ball, nach Byrons Childe Harold Canto III. Stanza 21—23, sollte der Gegenstand sein. — Beide Bilder beschäftigten Hensel das nächste Jahr. —

Die Krönung beschreibt er folgendermaßen:

London, 28. Juni 38. Coronation.

„Alles ist vorbei, und die Königin gekrönt. Eben sahe ich das helle Kleid aus der Pforte kommen*) und alte Zeit wurde neu, als die mittelalterlich gekleidete junge Königin durch die an dem grauen Gemäuer stehenden roten Hellebardiere schritt. Es war ein ganz hübsches Bild, und gerade mit Sonnenblick. Möge es ein gutes Omen für ihre Regierung sein! — Jetzt nun nichts mehr; ich komme eben, sechseinhalb Uhr, ganz abgetrieben zu Haus, will nun schnell zum Dinner, dann noch abends durch Stadt und Volk, welches letztere ich heute besonders kennen zu lernen gedenke.

*) Der Brief trägt als Vignette eine Skizze der Westminsterabtei-Pforte.

Den 29. Also London ist lange, und vorzüglich gestern, toll gewesen, und heut ist es abgespannt und schläft. Fünfmalhunderttausend Fremde waren, nach der Angabe eines Ministers, zugeströmt, und selbst das weite London konnte kaum die Zahl der Gäste fassen. Wohl dem, der schon untergekrochen war! Übrigens ist bei alledem kein Mangel hier gewesen; ganze Züge irländischer Ochsen zogen durch die Straßen, von ungeheuerm Maß und Gewicht, was sich denn doch alles auf Schüssel und Teller bringen ließ, oder auch aus bloßer Faust genossen wurde. Damit aber auch für das Auge gesorgt sei, kamen Wälder und Gärten in London an, um Häupter, Busen und Balkone zu schmücken: Shakespeares wandelnder Wald wurde wahr. Selbst von Rußland sollen Blumen gekommen sein, und Eis von überall, wo es gefroren hat, was ja überall gewesen ist. Die Vorbereitungen waren sonst lustig zu sehen, aber zu gehen oder zu fahren, mußte unter die Verzweiflungen des Lebens gerechnet werden; da ich nun viel fahren muß, um den Weg zu finden, fuhr ich schlecht und brauchte überall das Dreifache der Zeit. Die Kommunikation war als unterbrochen anzusehen, da jedermann, der nicht zu jedermann gezählt werden wollte, das Durchdrängen scheute. Gestern von vier Uhr morgens (in London!!!) rollten nun schon die Wagen, die armen kleinen vornehmen Kinder waren aus den Laken in Dress gestopft, um vor dem Andrang an ihre verschiedenen Plätze befördert zu werden. Um siebeneinviertel Uhr fuhr ich mit Lady Sandon ab; unsere Plätze waren vortrefflich; dicht am Portal der Abtei, Westminster-Hospital. Eigentlich hatte ich zwischen zwei Bündeln Heu gestanden, indem Benedicts mich auch eingeladen hatten, bei ihnen in Piccadilly die Prozession zu sehen, wo ich Lablache, die Grisi usw. ge-

troffen hätte, doch konnte ich es Lord Sandon nicht füglich abschlagen, seine Frau zu führen, da er selbst mit der Kammer erscheinen mußte.

Nachdem wir einige Zeit das Volk betrachtet hatten, wie es wuchs und schwoll, und ich einiges skizziert, kamen die Wagen der Peeresses und Peers, welche nicht im Zuge waren, nacheinander an, einige gezischt, andre, z. B. Wellington, sehr applaudiert. Das Volk war übrigens im ganzen gesittet, wenn auch aufgeregt, aber zum erstenmal habe ich die hiesige Polizei, ohne eigentlichen Anlaß, brutal gesehen. Die Masse, von hinten gedrängt, konnte wirklich nicht anders, als die ihr bestimmten Grenzen überfluten, und nun hieben die Konstabler mit ihren Stöcken ohne Ansehen der Person drein, rissen einzelne Leute an ihren Kleidern heraus, um sie an einer andern Stelle, wo sie doch wieder ebensoviel Platz einnehmen mußten, hineinzustoßen, kurz, es war ein ganz zweckloses Einschreiten, und viel besser benahm sich die Kavallerie, wo sie einschreiten mußte. Wir, von unsern privilegierten Plätzen aus, konnten das ganz gemächlich überschauen, wenn sich das Herz nicht umgekehrt hätte, bei der Not unter uns. Eine Dame mit grünem Schleier wurde über die Köpfe der Menge ohnmächtig weggetragen; in dem Gewirre suchte ein besoffenes Weib mit bloßen Schultern und fliegendem Haar zu tanzen und kreischte der Polizei, die sie hindern wollte, nur immer ihr „Coronation“ entgegen. Ein humoristischer Nachbar brachte sie endlich besser mit vertraulichen Witzen und schalkhaften Ohrfeigen weg. Überhaupt finde ich, daß man hier viel mehr trunkene Weiber als Männer sieht, es ist unglaublich, was sie von Whisky hinunter schütten können. Wir selbst brauchten zu solchen Mitteln keine Zuflucht zu nehmen, im Innern des Lokals war für Kaffee, Tee, Eier usw. gesorgt, und später, während

die Zeremonie in der Kirche war, auch für ein vollkommenes Frühstück mit Beef, Schinken, Gelees, Eis, wofür man keinen Penny zu bezahlen hatte, da alles schon in den Einlaßkarten mit eingerechnet war, und man also anständigerweise gar kein Geld erblickte, sondern das Ganze den Anstrich einer Gesellschaft hatte. So ist der Krönungstag also der wohlfeilste meines Londoner Aufenthalts geworden. Dreiviertel nach elf Uhr kam der Anfang des Krönungszugs bei Westminster an, und eine Stunde darauf war alles in der Kirche eingepfercht. Den Zug beschreib ich Euch nicht, weil die Zeitungen es tun, und ich halte mich daher nur an Einzelheiten. So war es schön, wie der Takt eines ganzen Volkes in Beifall ausbrach, als der Marschall Soult erschien; daß es dem Helden und ehemaligen Feinde, und nicht der französischen Nation galt, bewies sich dadurch, daß man den General Sebastiani ganz ruhig vorüberließ. Auch dem österreichischen Gesandten wurde lauter Beifall, was wohl nicht bloß der Pracht seines Aufzuges zuzuschreiben war, in welcher der belgische Ambassadeur, Fürst Ligne, gleichen Schritt hielt, ohne jedoch gleiche Ernte zu halten. Übrigens konnte man nichts Blendenderes sehen, all die schönen Pferde mit den reichen Geschirren, goldstrotzenden Wagen und Dienern und den geschmückten Leuten drin, alles das durch graue Gebäude und Massen unscheinbaren Volks unter grauem Himmel eingerahmt, den nur zuweilen Sonnenstrahlen durchschossen; erst hatte es sogar geregnet. Als nun gar der ganz goldene, märchenhafte Wagen der Königin, mit lebensgroßen dreizackschwingenden Tritonen und der großen Krone Englands oben, ankam, und links und rechts das feine Kleid daraus niederneigte, und in einem Augenblick die Masse des Volks durch den Wellenschlag wehender Tücher und geschwungener

Hüte überdeckt war, und ein ungeheures Brausen von Beifall durch Glockenläuten, Musik und Kanonendonner schlug, mußte man sich wirklich anfassen, um überzeugt zu sein, daß man nicht in Tausendundeine Nacht hinüberträumte. Darauf dann die plötzliche Stille, Kirchenstille, als die Königin in die Kathedrale gegangen war. Ich ging unter das Volk, an das Portal der Kirche, sah in die feierliche Dunkelheit hinein, und durch meine unwillkürliche Rührung arbeitete sich nun ein gut Stück derben Humors hindurch, als ich die ausstaffierten, modern-cinquecentischen Hellebardiere in der Nähe sah, mit den roten Küchengesichtern und den Nasen, die nach Beef schnüffelten, und von Whisky und Claret erzählten, so daß ich mit sicherem Auge in die Volkshaufen schauen und mir Gruppen für mein Skizzenbuch herausholen konnte; ich habe ein ganzes Büchlein vollgezeichnet, doch aber den großen Unterschied zwischen englischen und italienischen Bewegungen bemerken müssen; wie ganz anders eine Papstkrönung, oder auch nur Benediktion in Rom! — Einige sehr schöne Anordnungen und Effekte von geschmückten Balkonen, Dächern mit Frauen, gegen die Luft usw. fand ich und merkte sie mir, wenn ich mal einen englischen Paul Veronese malen sollte; es gibt hier eine Art Luftwirkung, wie nirgend sonst, aber sie muß behutsam angewendet werden, sonst ist man gleich mit der jetzigen englischen Schule auf demselben Punkt.

Beim ersten Kanonenschuß, der den Moment der Krönung bezeichnete, begab ich mich zu Lady Sandon zurück, und nun sahen wir das Ganze sich zurück bewegen. Ich habe doch wieder einen poetisch malerischen Eindruck für immer bekommen, und wärst Du mit mir gewesen und hättest ihn geteilt, so wäre es mir nicht manchmal so unharmonisch schwarz durch die Seele gezogen, und besonders hätte ich nicht einen

so fatalen Abend gehabt, wo ich, bei aller Lust um mich her, in einem unbeschreiblichen Katzenjammer war." —

Das Berliner Familienleben war in diesem Sommer höchst erquicklich, trotz des entsetzlichen Wetters, das die Benutzung des Gartens und Gartensaals selbst zur Unmöglichkeit machte. Felix komponierte viel, Cécile malte und zeichnete; Fanny nannte das den doppelten Kontrapunkt ihrer eigenen Ehe. — Ihre Gedanken waren aber fortwährend in England und — mit Plänen zu einer italienischen Reise beschäftigt, die gleich nach Hensels Rückkehr angetreten werden sollte. Ihre Briefe an ihn sind ganz voll davon, sie jubelte in dem Gedanken, daß nun endlich ihr Lieblingswunsch in Erfüllung gehen sollte. — Das friedliche Stilleben störte eine Masernepidemie, die alt und jung ergriff und Felixen zur übereilten Abreise von Berlin, Hensel zur ebenso übereilten Rückkehr trieb. Fanny meldet seine Ankunft und die weiteren Pläne an Klingemann unterm 18. Septbr. 1838:

„Ich will Ihnen, werter Freund, nur mit wenigen Worten Hensels glückliche Ankunft anzeigen, er kam, da er wegen Mangels an Beförderungsmitteln einen Tag in Hamburg verweilen mußte, gestern früh wohlbehalten hier an; wie groß unsere beiderseitige Freude war, nach so langer Trennung, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu schildern. Daß die Nachricht von den hiesigen Masern ihn in einen so panischen Schrecken und infolgedessen aufs Dampfboot getrieben, das lag außer aller möglichen Berechnung, da ich ihm die Krankheit mit jeder denkbaren Beruhigung so überaus leicht schilderte, wie sie wirklich gewesen ist. Es ist und bleibt aber wahr, die vertrautesten Personen wissen oft die Wirkungen eines Briefes nicht zu berechnen; das geschriebene Wort ist so anders als ein gesprochenes.

Einstweilen haben wir uns nun unsre nächste Zukunft sehr reiflich überlegt, und nach genauer Prüfung des Guten und des Besseren gefunden, daß es ratsam sei, unsre noch für diesen Herbst projektierte italienische Reise für jetzt aufzugeben, und statt dessen nächste Season wieder in London zuzubringen. Ich werde ihn begleiten und dann die Freude haben, Sie und manche Freunde wiederzusehen und manche andre mir unbekannter weise Befreundete kennen zu lernen. Was das letztere betrifft, so verhehle ich mir nicht, daß ich einen schweren Stand haben werde, da man in mehr als einer Beziehung Erwartungen von mir hat, denen ich nicht entsprechen kann. Ich verstehe nicht, mir selbst zu schmeicheln, und habe, wenn man mir's auch nicht anmerkt, eine natürliche Blödigkeit, die nicht wenig gesteigert werden wird durch das Bewußtsein, die Freunde meines Mannes erwarten mich als eine Prophetin, eine Heroine, und es kommt ein Knirps. Ich weiß wohl, daß dies nur den ersten Eindruck betrifft, aber Sie werden mir zugeben, daß es beschämend ist. — Ich habe fortwährend die Freude, Interessantes und Erfreuliches aus London zu hören, und den größten Genuß an Hensels mitgebrachten Zeichnungen. In die Gräfin D. bin ich ganz vernarrt und sehe mir ihr himmlisches Gesicht wohl zehnmal des Tages an. Sie werden meine uninteressierte Seele daran erkennen, daß es mich freut, wenn mein Mann eine solche Schönheit zeichnet; so schön zu sein, das ist aber auch eine besondere und beneidenswürdige Gabe des Himmels. Schade, daß diese seltene Frau fast jedes Lebensglück entbehrt! —"

Berlin, 9. Oktober 1838.

Fanny an Cécile!

„Liebe Cile! Ich kann Dir nur drei Worte schreiben, um Dir zu Deinem Geburtstage Glück zu wünschen,

oder vielmehr Felix, der offenbar viel mehr Freude noch von Deinem Leben hat, als Du, dann muß ich ausgehen, und 27 Kühen die Schwänze aufbinden, u. a. Fanny J. besuchen und auf morgen mittag einladen, ist Dir das Kuh genug? Also zwischen 3 und 4, wenn dieser Brief ankommt, haben wir einige langweilige Leute zu Tisch und trinken Dein Wohlsein in Ananaskardinal, Du Sonntagskind. Gott schenke Dir Gesundheit und langes Leben, und wenn Du einmal ein altes Mutterchen bist, und mit dem Kopfe wackelst, wird Dir das auch noch gut stehen, wie alles, was Du unternimmst. Nun kannst Du mir aber auch einmal schreiben, denn „voilà la troisième fois", daß ich anklopfe, und Du hast noch nicht einmal gesagt: „herein". Drum schreibe ich Dir auch nicht viel von der Ausstellung, von der diesmal gar nicht viel zu sagen ist. — — — Wenn wir uns nur noch sehen vor unserer Reise nach England. Ich habe ein bißchen gruselige Freude, wenn ich daran denke. London ist gar zu groß. — Adieu, liebste Kinder, lebt wohl und verzeiht diese in Form eines Briefes zusammengelegte, und mit Adresse und Siegel versehene Stupidität. Ich bilde mir ein, der Dunst des heut zuerst geheizten Ofens macht mich so dumm. Schreibe aber und denke daran, daß Dir das gütige Geschick eine Schwägerin gegeben hat, die sich heut und immer nennt Deine

Liebende.

11. Oktober 1838.

Felix an Fanny.

„Es freut mich, daß es Hensel im lustigen England wohlgefallen hat; bekäme unsereins nur was von den schönen Zeichnungen zu sehen, von denen die Bücher gewiß wimmeln; und ich höre, daß Ihr nächstes Jahr

zusammen hinüberreiset, das ist gar vernünftig, denn Dir muß es in dem alten geliebten Rauchnest behagen, das ist gar kein Zweifel. —

Das ist so schlimm beim Entferntleben, daß nicht allein man einander entbehren muß, sondern daß auch die Umgebungen mit all ihrem Tun und Treiben so nach und nach einwirken, ohne daß man es merkt und will, und daß die in jedem anderen Ort wieder anders sind und andershin wirken. Da habt Ihr nun Eure schöne Ausstellung und ich gäbe viel darum, nur einen Vormittag einmal dort zu sein und sie zu sehen, da hier so gar nichts dem Ähnliches herkommt; wieder habe ich es so recht an Seydelmann gesehen, der hier zwar viel und starken Eindruck macht, aber doch nicht so wie in Berlin, wo seine Umgebungen wieder andere sind; gestern gaben sie die Emilia Galotti und ich war zum erstenmal im Theater, aber selbst an seinem Spiel konnte ich mich nicht recht ergötzen, weil die andern es gar zu erbärmlich machten; ich erinnerte mich des schönen Abends, als wir es zusammen sahen, und trieb Cécile vor dem Ende fort, weil ich's nicht aushalten konnte. Nun wieder auf der anderen Seite kann er hier doch die Räuber spielen, was der König in Berlin nicht haben will, und das soll seine größte Rolle sein; David hat mir, mit dem Buche in der Hand, eine ganze Stunde davon vorerzählt und beschrieben; ich lasse eine Anzeige in die Zeitung rücken, um eine Wiederholung zu erbitten, und er hat mir's schon halb und halb zugesagt, es zu tun. Und wieder ist unser Musikwesen lustiger und lebendiger als bei Euch; wärest Du jetzt hier, wie im vorigen Jahr, es würde Dich amüsieren, wie es hergeht. Neue Klavierspieler haben sich (Gott sei's geklagt) bis Weihnachten gemeldet und freilich kuriose darunter; nächste Woche ist ein Sängerinnenkampf, der wird graulich; Mm.

Löwe von Berlin, Mm. Botgorschek von Dresden, Mm. Shaw von London und Mm. Novello von Mailand treffen hier zusammen und liefern die Schlacht bei Leipzig im Gewandhause. — Die Novello kommt, glaube ich, expreß, um der Shaw einen „Shawbernack“ zu tun (verzeih, Hensel, daß ich in Dein Fach pfusche), sie fällt aus den Wolken, hat eine Menge unfrankierte Briefe aus Italien hergeschleudert, will zwei Tage nach dem ersten Auftreten der Shaw Konzert geben, dann will sie nach Rußland. — —

In dem ersten Shaw-Konzert führen wir die Beethovensche Egmontmusik mit Deklamation von Seydelmann auf, außerdem spielt der kleine Möser; mich schwitzt schon, wenn ich an den Abend denke. Professor Stenzel, Arnold Mendelssohn, Heinrich Beer, Emil Bendemann, die Frankfurter Kaufmannschaft, Mühlenfels — alles das geht hier durcheinander. — —“

Leipzig, 29. Dezbr. 1838.

Felix an Fanny.

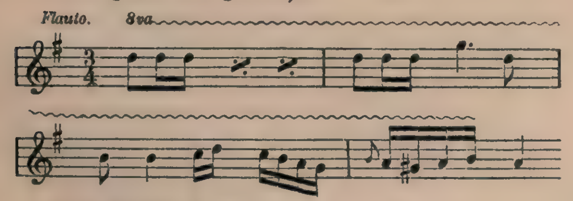
„— — Meine dritte Etude ist eigentlich nur ein Saustück, gut oder schlecht gespielt; verzeih, daß ich Dir's geschickt habe; ich wollte Dir aber so gerne etwas schreiben und so kamen die schlechten Dinger (denn Du weißt, ich mache mir auch aus Nr. 1 und 2 nichts). Nun das Herz war schwarz dabei.

Hierbei ist auch wieder ein Brief an Mm. X. von Direktions wegen. Ich will Dir sagen, lieber Talleyrand, daß ihr die Herren inliegend 60 Tlr. Honorar für das Konzert bieten; das klatsche ich Dir, damit Du ihr vorkommendenfalls versichern kannst, wir könnten nicht mehr zahlen; denn vermutlich wird sie handeln wollen, ich bin aber ein Feind davon und es ist mir angenehm, daß die Herren gleich eine Summe

bestimmten, die sie sonst niemals gegeben haben, denn unsere Engländerinnen erhalten weniger; ich meine auch, man könnte damit zufrieden sein. Als ich Deinen Brief über die X. vorlas, gerieten die Herren in Enthusiasmus über sie, ich sagte, man könne doch nicht wissen; sie aber antworteten. „Ah!! Ihre Frau Schwester!!! —"

Thalberg hat gestern abend Konzert gegeben und mir außerordentlich großes Vergnügen gemacht. Sieh, daß Du ihn recht oft zu hören bekommst, denn er macht einem wieder Lust zum Spielen und Studieren, wie alles recht Vollkommene. Solch eine Fantasie von ihm (namentlich die auf die donna del lago) ist eine Anhäufung der ausgesuchtesten, feinsten Effekte und eine Steigerung von Schwierigkeiten und Zierlichkeiten, daß man staunen muß. Alles so spekuliert und raffiniert, und mit solcher Sicherheit und Kenntnis und voll des allerfeinsten Geschmacks. Dabei hat der Mensch eine unglaubliche Kraft in der Faust und wieder so ausgespielt leichte Finger wie einer; wie gesagt, hör' ihn recht oft, von Virtuosenmusik kann man nichts Exquisiteres finden. Er will gar nicht mehr sein, als was er ist, ein recht eklatanter Virtuose, und wer vollkommen ist, was er ist, den kann ich kaum anders wünschen. — —"

Felix an Fanny.



Das ist der Überbringer dieser Zeilen.

Mehr braucht' ich eigentlich gar nicht zu schreiben, denn nun erinnerst Du Dich gleich, wie Vater immer etwas vergnügter wurde, wenn man nur den Namen Drouët nannte, wie er nach Tisch dies Rondo, oder ein andres von ihm zu singen anfing, wie wir vor achtzehn Jahren Kinder waren und ihm vorspielen mußten — und nimmst den Mann gut und lieb auf, der Dir so ein Stück Erinnerung auf einmal ins Haus bringt. Aber ich will noch hinzusetzen, daß ich von Herzen möchte, es gäbe ein recht gedrängt volles Konzert in Berlin, daß ich überzeugt bin, Du kannst viel dazu tun, wenn Du ihm einmal Gelegenheit dazu verschaffst, den Leuten vorzuspielen und die Leute zu entzücken (denn das ist bei ihm eins) und ihm diese Gelegenheit zu geben und sonst für ihn zu tun, was Du irgend Gutes kannst, darum bitte ich Dich nun herzlich. Schon um deswillen, weil er gar kein Wesen von sich macht, keinen blauen Dunst, keine grauen Zeitungsartikel und dergleichen, möchte ich, daß es ihm gelänge, „damit die Heiden erkennen, daß sie Menschen sind", sagt König David; aber wenn Du ihn nun spielen hörst, diese unglaubliche Vollendung, diese ganz und gar durchgebildete Virtuosität, diesen entzückenden Ton und dabei diese Unfehlbarkeit und Ruhe, so weißt Du den Hauptgrund, warum ich möchte, daß es ihm in Berlin gelänge, und warum ich ihn Dir recht ans Herz lege (nur bildlich natürlich, Hensel sticht mich gleich tot).

Ich schreibe in großer Eil', nächstens besser; für heut nur dies: nimm Drouët gut auf und denk vergangener Zeiten und freue Dich über ihn wie ich und behalte mich ganz viel lieb."

Felix M.

Aus einem Brief von Fanny an Klingemann, den 30. November 1838:

„— — Meine Schwester hat ihr jüngstes Kind, 13 Monate alt, einen schönen Knaben, verloren, und selbst an nicht gefährlichen, aber so schweren Leiden, an nervösen Gesichtsschmerzen darnieder gelegen, so lange, so hart, vor und nach dem Tode des Kindes, daß wir all unsern Mut zusammennehmen mußten, den Jammer nur mit anzusehen. Ich erspare Ihnen das Detail alles dessen, was wir in dieser trüben Zeit gelitten; dem Schmerz um das liebe Kind hat dies bittere, körperliche Leiden, bei dem die Ärmste rasete und im Bett gehalten werden mußte, auch seinen schärfsten Stachel genommen, sie ist ganz ergeben und ruhig und liebenswürdig in ihren Leiden. Auch hat ihr die Liebe der Ihrigen mannigfachen Trost bereitet; mein lieber Mann hat das Kind nach seinem Tod zweimal gezeichnet und dann in Öl gemalt. Besonders eine der Zeichnungen ist so überaus gelungen, so wunderbar ähnlich, daß ich wohl sagen kann, sie hat einen großen Trost darin gefunden. Auf die erste Nachricht vom Tode des Kindes (der nicht einmal eine Krankheitsnachricht voranging, denn das Kind starb nach 36 Stunden) kam Felix und blieb fünf Tage hier. Leider war sie in den Tagen gerade allzu krank, um viel Genuß von seiner Gesellschaft zu haben, indes tat ihr doch die Liebe unbeschreiblich wohl. Ihr armer Mann hat auch überaus viel gelitten, einen wahren Segen aber hat die Familie an Dirichlets Mutter, einer so außerordentlich vortrefflichen, seltenen Frau, wie mir deren nur äußerst wenige in meinem Leben vorgekommen sind.

Ihr Name ist während Felixens Hiersein gar viel zwischen uns genannt, wie er es denn zwischen meinem Mann und mir fast täglich wird. Freuen Sie sich aber nicht auf unser Kommen, ich werde Sie gewaltig in Anspruch nehmen und in London umherjagen, ich muß

alles sehen, und Sie müssen mir helfen. — Daß Sie mich für eine klug genucke Frau (wie Walter sagt) halten, um mir keine disappointments zu bereiten, ist mir lieb, ich halte mich auch dafür. Wenn mir in London nichts Unangenehmeres begegnet, als daß mich die Vornehmen nicht einladen (denn das meinen Sie doch?), so will ich London dreimal segnen, darauf habe ich nie im meinem Leben Ansprüche gemacht und werde doch jetzt auf meine alten Tage nicht erst anfangen. Sie, Moscheles und Horsleys, werde ich nicht erst fragen, ob sie mich freundlich aufnehmen, das versteht sich von selbst, damit habe ich aber auch vollständig genug und verlange keine anderen Bekanntschaften. —"

Die Vollendung des Bildes für die Herzogin von Sutherland verzögerte sich so, daß Hensels einsahen, einiges von ihren Plänen müsse geopfert werden. So wurde denn England, wie das Jahr zuvor Italien, über Bord geworfen; Fanny begleitete Rebecka, einem in deren Krankheit gegebenen Versprechen gemäß, ins Seebad; und dann sollte endlich die lange projektierte, lange ersehnte und oft zu Wasser gewordene, italienische Reise ausgeführt werden.

Für das Seebad war Heringsdorf auserſehen. Dies Ostseebad war damals eben erst „entdeckt", und Fanny ging eigentlich mit Widerstreben an die Erfüllung ihres Versprechens.

Die folgenden Stellen werden zeigen, daß Heringsdorf besser war, als sein — damaliger — Ruf.

Heringsdorf, 1. Juli 1839.

Fanny:

Eben kommen wir aus dem ersten Bade, liebster Mann, und die Ostsee hat Nordsee gespielt und uns

tüchtig zusammengepeitscht. Gestern vormittag kamen wir hier an, in einem Wetter, wie das, worin wir von Boulogne abfuhren, und trotz dieses ungünstigen Anfangs sind wir vom ersten Augenblik an ganz entzückt gewesen von der Lage von Heringsdorf. Unsre kleine Wohnung ist ganz nett, Devrients haben sie verleumdet, um's Euch zu beweisen, namentlich Dir, liebe Mutter, damit Du nicht denkst, wir wohnen in einer Pappschachtel, oder gar wie „der Fischer un sine Fru", will ich Euch erzählen, daß ich nach Tisch nach Swinemünde fahren werde, um womöglich ein Fortepiano und einige Möbel zu mieten, die uns viel mehr fehlen als Platz. Das wird aber nicht leicht sein, denn die Fürstin Liegnitz dreht ganz Heringsdorf um; heut kommt sie, und das Hallo von Köchen und Silberdienern und Inspektoren und andern Toren geht schon seit gestern. Überhaupt hat sich unser loyales Herz auf der Reise unendlich erquickt. Auf dem Dampfboot trat man nur auf Russen, vorausreisendes Gefolge des Großfürsten; sechs Schiffe haben sich für ihn bemüht, und in welchem Renommee die Leute dastehen, kannst Du aus dem einzigen Faktum schließen, daß man ihr Gepäck von dem der übrigen Reisenden abgesondert hatte, um die Aufsicht zu erleichtern, „weil sie wie die Raben stehlen", sagten die Leute. Kapitän und Steuermann und Passagiere räsonierten ganz laut. — Ich werde Dich ernstlich bereden, auf ein paar Tage herzukommen, denn Heringsdorf ist stupend schön und bleibt es, fürchte ich, nicht lange, denn die verfluchte Zivilisation mit ihren gelben und grünen Häusern fängt schon an, überall zu spuken und die schönsten Punkte zu verderben; und das ist das besonders Schöne an unsrer Aussicht hier, daß noch gar nichts Störendes sichtbar ist. — —

Meine Swinemünder Fahrt ist erfolgreich gewesen,

5*

ein Instrument habe ich aufgetrieben, und es ist mir zu morgen versprochen, eine Kommode habe ich schon herausgeschafft, und wir sind nun aufs beste eingerichtet. Das erste Bad ist Rebecka, Gott sei Dank, sehr gut bekommen, und nun bin ich aller Sorge los. Auf Sonntag nachmittag habe ich S.'s aus Swinemünde zum Kaffee eingeladen, B.'s werden dazu gebeten, wir machen Musik und die Fete ist fertig. Ich habe mir vorgenommen, eine mäßig ausreichende Zahl von Felixens und meinen Musikstücken als Thalberg, Herz, Liszt und Bellini zu taufen, um mich bei unsern guten Gästen nicht in Mißkredit zu bringen.

Was nun meinen innern Menschen betrifft, geliebter Mann, so ist er beschaffen, wie ein Jean Paulscher Roman, humoristisch sentimental. Ich habe mir durchaus vorgenommen, die beste Laune durchzuführen; bis jetzt ist es mir gelungen, so oft ich aber an Dich denke, (und es geschieht zuweilen!) gehen mir die Augen über."

Heringsdorf, 3. Juli.

Rebecka.

„Es ist wirklich sehr edel, liebster Mann, daß Du vor dem Frühstück und in Deiner mir bekannten Hetze mir geschrieben hast, aber auch ohne den Brief hätte ich heut wieder Nachricht gegeben; lieber Mann, hätte ich gewußt, wie schön es hier ist, ich hätte Dir gewiß nicht abgeredet, mitzugehen, gerade für Dich ist diese Gegend wie geschaffen, wie würdest Du spazieren gehen und Dich unter einen Baum legen, in irgend einer mathematischen Attitüde ins Meer hinaus sehen und die größten Entdeckungen machen. Es ist eine zum Nachdenken geschaffene Gegend, wenn ich das sogar sage und empfinde, wie würde es Dir gehen. Nur

kann ich mich der Wehmut nicht erwehren, wenn ich das reizende, idyllisch ländliche Dorf mit seinen Strohdächern und den anspruchslos einfachen Häusern ansehe und bedenke, wie unfehlbar in einigen Jahren die verschönernde Hand des Menschen dieses harmonische Winkelchen Erde verunstalten wird; ich sehe schon Belvederes statt Storchnestern, faule Blumengärten statt Kornfeldern und auf dem Buchenberg ein Kaffeehaus mit Regimentsmusik, besonders aber die freundlichen, fleißigen Bauern in Bettler verwandelt. Alles im Geist, denn noch ist es ein Stückchen Erde, wo nicht nur Gott die Welt, sondern auch die Bauern ihre Wohnhäuser und Äcker erschaffen haben. Du würdest entzückt sein, aber was hilft's, Du bist einmal nicht hier, sondern entfernst Dich immer mehr von uns; gestern abend machte mich der Gedanke so traurig, daß nur der unermeßliche Unsinn, den M. vorbrachte und der uns reglementswidrig bis halb elf fesselte, mich vermochte, Tränen zu lachen, anstatt zu weinen. Nun der Oktober wird auch kommen.*)"

5. Juli 39.

Fanny.

„— — Unser größtes Ergötzen besteht hier in der Kunst, Ihr glaubt nicht, wie sehr uns die Musik beglückt. Gestern kam das Fortepiano an; nachdem es sich von seinem sauern Gang die Treppe hinauf erholt hatte, probierte ich es und schlug gleich eine Saite herunter, worauf der ganze Ton verstummte. Jetzt sitzt nun schon wenigstens anderthalb Stunden lang der Klavierstimmer daran, und je länger er stimmt,

*) Dirichlet war auf einer Reise nach Paris begriffen, er ging halb und halb mit der Idee um, dahin überzusiedeln, die sich aber nicht realisierte.

je toller es klingt. Die Saite kann er nicht aufziehen, und ich habe bemerkt, daß sie alle rostig sind, ich werde also hier mehr Saiten verzehren, als Nähnadeln. Da es übrigens einen ganzen Ton zu tief steht, so werden wir unsere Höhe im Gesang brillieren lassen. Es lebe die Kunst! Als Tisch ist das Klavier vortrefflich zu brauchen, und drittens dient es zum Bücherbrett. — Eben war ich in der andern Stube bei Beckchen, um sie zu fragen, ob wir nicht den Klavierstimmer hinausschmeißen wollten? Der Kerl hat schon zwei Saiten abgestimmt (ohne meine) und es steht jetzt schon wenigstens zwei Töne zu tief. — Morgen weiter.

Sonnabend, 6. Juli. Wie kannibalisch M. des Morgens nach dem Bade aussieht, das steht in keiner Weltgeschichte. Wie ein Menschenfresser. Über einem braunen Kattunrock trägt sie ihre beliebte Kasawoika, die Ärmel mit zottigem Pelz durch den Gürtel gezogen, weil sie bis jetzt uns immer damit in die Milch gestippt hat, und ich es mir endlich als Gnade ausgebeten habe, daß sie sie feststecken sollte. Die zweite Gnade aber, die ich mir ausbat, ist mir nicht zuteil geworden, nämlich, daß sie ihr Haar aufbinden sollte, denn es gehört zu den Badegerechtigkeiten, die sie sich nicht nehmen läßt, wie ein zottiger Pudel oder ein ungekämmter Kannibale damit herumzulaufen bis Mittag. Dazu schwarze Strümpfe und ein roter Unterrock, der bei graziösen Bewegungen zum Vorschein kommt. Den Nachmittags-Kaffee haben wir gemeinschaftlich abgeschafft, unsrer Nasen wegen, an denen man ohne Schwefelhölzchen und Feuerzeug Licht anzünden könnte. Verbrannt bin ich dabei, lieber Mann, eine Zitrone ist eine Lilie gegen mich. — Unsre heutige Fete ist um ihre eigentliche Pointe gekommen, denn der gestrige Kantor hat das Instrument richtig in einen solchen Stand versetzt, daß es unmöglich ist, auch nur

ein Lied dazu zu singen. Wir wollen nun unentmutigt unser Heil bei einem Swinemünder Künstler versuchen, denn der gestrige war Mißverstands halber aus einem nahen Dorfe."

Heringsdorf, 17. Juli.

Dieselbe:

„— — Wir haben ein paar recht hübsche Partien gemacht; vorgestern fuhren wir nach Swinemünde und besahen die russische Fregatte. Ich hätte Dich dabei gewünscht, lieber Mann. Es ist äußerst interessant und für Dich, der Du weder so kriegs- und russenhassend bist, wie ich, würde auch der Eindruck nicht ein so trauriger gewesen sein, als für mich. Der erste Anblick, wenn man aufs Verdeck kommt, ist wahrhaft imposant, und wer bloß sieht, ohne sich etwas dabei zu denken, muß sich freuen und lustig werden, wie auch die meisten Leute tun. Wenn man aber überlegt, wieviel Kunst, Gelehrsamkeit, Mühe, Fleiß hier aufgewendet worden, mit welcher weiteren Mühe für Ordnung, Reinlichkeit und Regelmäßigkeit auf diesem wahrhaften Kunstwerk gesorgt wird, so daß die Waffenkammer wie ein Schmuckkästchen, jede Kanone wie ein Luxusmöbel aussieht, und wenn man ferner bedenkt, wie hier die edelsten Kräfte des Menschen für einen so mörderischen und kannibalischen Zweck verwendet werden, da könnte man das Gruseln lernen, wenn man's noch nicht kann. Als nun vollends das Abendbrot anfing, wo ihrer etwa ein Dutzend um einen von der Decke herabhängenden Kessel herstehen und mit den stumpfen, slavischen Gesichtern die graue Brühe ansehen, die sie daraus fressen, — ich versichere Dich, da war mir das Weinen näher, als das Lachen! Und das sind noch nicht die letzten der Menschen! Eine

Seeschlacht ist mir immer als der Gipfel der Barbarei erschienen, und seit ich dies Kriegsschiff gesehen habe, bin ich in meiner Meinung nur bestärkt. Hochzivilisierter Barbarismus! Wie werden wir einst von einem kommenden weiseren Geschlecht gerichtet werden, welches das Faustrecht im großen, die Kriege, abgestellt und das Völkertribunal eingeführt hat. Dann werden noch einzelne Kriege übrig bleiben, wie jetzt einzelne Duelle, aber sie werden immer seltener und immer unmöglicher werden, und dann können die Menschen anfangen, vom Christentum zu reden. Darum ist Ludwig Philipp mein Mann, weil er le Napoléon de la paix ist, und weil er die Angelegenheiten der Welt jetzt durch einen europäischen Kongreß zu ordnen versuchen will, was ein großer Gedanke ist. — Nun lachst Du mich aus mit meiner Friedenspolitik, aber ich habe doch recht, wie alle Frauen, „der Hecht ist blau". —

Gestern haben wir eine wilde Waldpartie gemacht, die eine Art von Parodie auf Felixens Waldfest sein könnte*). Statt eines bekränzten Tisches hatten wir Schinkenbutterbrot auf einem moosigen Stein, statt eines Chors von zwanzig geübten Sängern haben wir beide unsern Vorrat von zweistimmigen Liedern ausgekramt; nur der Wald selbst war keine Parodie, denn er ist so schön, wie er nur sein kann, und die Partie war unter andern dadurch ausgezeichnet, daß zwei Herren (auf acht Damen und fünf Kinder) dabei waren. Sonntag hatten wir hier brillante Gasttafel, neunzehn Damen, sieben Kinder und drei Herren; der

*) Die „Parodie von Felixens Waldfest" bezieht sich auf einen gerade in jenen Tagen angekommenen Brief desselben mit der Beschreibung eines ihm in Frankfurt gegebenen Festes, das er seiner Mutter geschildert hatte. Felixsche Briefe 3. Juli 1839.

eine war ein jüdisches Zahnärztchen aus Berlin, der zweite ein Sohn von Böckh, der dritte eine unbekannte — nicht Größe sondern Dicke.“ —

Heringsdorf, 18. Juli.

Rebecka an Dirichlet.

„— — Ein besonderer Reiz dieser Gegend besteht darin, daß es unmöglich ist, auch nur zehn Schritt auf ebenem Boden zu gehen, dadurch erscheint jedes Holzscheit, jeder zufällig hingeworfene Gegenstand malerisch, und jeder ohne Mühe erklommene Rasenhügel gewährt neue mannigfaltige Ansichten. Die Ostsee ist uns bitter verleumdet worden; sie ist nicht zahm, sie ist nicht farblos, sie ist in diesem Augenblick vom schönsten Dunkelblau, viel dunkler als der Himmel, sie hat auch Wellen mit weißem Schaum, die mich gehörig rot peitschen, und der erquicklichste Seewind durchweht mich eben. Ich schreibe nämlich auf dem Akazienhügel hinter unserm Hause, sehe zu meinen Füßen die Strohdächer durch die Bäume kucken, den dunkeln Wald des blauen Berges (dies ist der Name, nicht poetische Bezeichnung) im Hintergrunde, alles von der See begrenzt, es ist ein herrlicher Anblick; wärest Du nur hier, ihn mitzugenießen und Dich in der Tiefe Deines sonderbaren mathematischen Gemütes daran zu erfreuen. — Gestern waren es acht Monate, daß unser liebes Kind uns genommen ward. Des Menschen Herz ist auch wie ein Grab; tief unten liegt der Schmerz, treu und fest eingegraben, und darauf grünt es, und wachsen Blumen und es wird oft aufgewühlt, und wieder neuer Schmerz dazu getan, und wächst wieder zu, und blüht wieder, bis endlich — da steht die Weisheit stille. Man muß eben mit. Nun mein ewiger Refrain, laß mich mit Dir leben, d. h.

schreibe mir fleißig wie Du lebst; verschiedener können's wohl Eheleute nicht treiben, wie Du in Paris und ich in Heringsdorf. So einförmig wie meine Briefe geht mein Leben hier seinen Gang; hätte Fanny nicht Sehnsucht nach ihrem Mann und die große Reise vor, wo ich sie auch noch gern bis zuletzt genießen möchte, ich triebe nicht nur nicht fort, sondern mietete mir zur zweiten Saison eine andre Wohnung. Doch ist jetzt die schönste Zeit, wo das Korn noch steht, und das Grün noch frühlingsfrisch ist." —

Berlin, 7. August 39.

Dieselbe an denselben.

„— — Ich muß aber noch die letzten Heringsdorfer Tage nachholen, so müde und reise- und Kramechauffiert ich auch bin. Nun habe ich auch solche Feier von Königs-Geburtstag mitgemacht, wie sie dutzendweise in den Zeitungen stehen, Diner, Schuljugend, „einfache Anreden" — äußerst ledern und ennuyant, aber zauberisch reizend war die Erleuchtung abends; die einzelnen, durch Hügel und Wald getrennten Häuschen mit Lichtern und Blumenkränzen bedeckt, der schönste Sternenhimmel, überall Gruppen vergnügter, entzückter Menschen, es war ein wundervoller Abend. Wir blieben noch lange, nachdem die Menschen sich verlaufen und ihre Lichter ausgelöscht hatten, auf dem vielbesprochenen Buchenberg, und sahen den Mond über dem Meere aufgehen, und — bewundere uns — den andern Morgen um halb vier waren wir schon wieder da, die Sonne aufgehen zu sehen. Sonntag abends waren nach langer Meeresstille endlich wieder heftige Wellen, denen konnte ich nicht widerstehen, und ging mit Antonie zum Tee fort, wir warfen uns ins Wasser, ließen uns einige Wellen über den Kopf stür-

men, und gingen dann mit hängenden Haaren wieder zu unserm Tee.

In Stettin hatten wir in den drei Stunden zwischen Packen und Essen durch noch so viel Zeit, einen recht unartigen Reisestreich zu begehen; wärest Du dabei gewesen, ich hätte tüchtige Schelte bekommen, da ich es aber getan habe, muß ich's auch beichten. Unterm Fenster gegenüber erscholl nämlich eine wunderschöne Tenorstimme, Fanny und ich gingen ans Fenster und horchten; als er fertig war, meinte ich, es wäre doch billig, daß wir dem guten Tenor auch was zu hören gäben, und wir sangen zum Fenster hinaus ein zweistimmiges Lied, wir haben nämlich in Heringsdorf sehr viel gesungen und sind sehr eingeübt. Da füllten sich die Fenster gegenüber, wir wurden sehr applaudiert, und unser Tenor fing wieder an zu singen; unterdessen waren aber die Pferde gekommen, und wir hörten das Ende nicht mehr, am Ende singt er noch.

Ich sage nichts, wie mir's zu Mute war in Deiner leeren Stube und bei meinen lieben Bildern, aber Du wirst Dir es vorstellen können. Nun, es muß alles getragen, alles verschmerzt sein, über Leid und Freud geht die Zeit unbarmherzig hin. Wenigstens ist uns diese Reise gelungen, ich glaubte gar nicht mehr, daß so was möglich wäre."





Italien

„Gebe uns nun Gott eine gute Reise ohne Unfall und stets gute Nachrichten von Hause, und lasse er uns alles unverändert finden, dann werden wir herrliche Zeit erleben. Ich gehe diesem großen Ereignis mit ruhiger Freude entgegen, möge sie von guter Vorbedeutung sein! Amen!" — Mit diesen Worten schloß Fanny ihren Tagebuchabschnitt vor der Reise nach Italien.

Das erste Reiseziel war Leipzig, wohin Felix kurz vorher von seinem Frankfurter Aufenthalt zurückgekehrt war, und von wo er am 21. August schrieb:

Liebe Fanny!

„Gestern abend sind wir alle glücklich, gesund und froh hier wieder angekommen, und mir ist um eine große Last leichter, da Cécile die Reise so musterhaft ausgehalten und sich so herrlich darnach befindet. Der ganze Weg zwischen Frankfurt und hier war mir die Zeit über wie ein Alp, der mich manchmal arg drückte. Gottlob, es ist nun überstanden und so wie wir selbst unverändert und vergnügt hier eingerückt sind, so haben wir hier alles getroffen. Die S.'s waren uns gestern auf der Chaussee entgegen gegangen und mußten im Wagen mitfahren, während ich zu Fuß einrückte. Ganz weit vor der Stadt war uns schon Verhulst begegnet. Kennst Du denn Verhulst? Das ist was für Dich, wenn

Du kommst. Nun also, liebe Fanny, wann dürfen wir Dich erwarten? Bleibt recht lange, denn auf einer so großen Reise, wo die Tage mit Scheffeln gemessen werden, da muß man nicht bei uns damit geizen.

Ich schreibe des Morgens früh und in Eile, weil ich sonst am Tage schwerlich Zeit dazu gefunden hätte. Weder Schleinitz noch David, noch sonst einen Leipziger habe ich bis jetzt gesprochen, also kannst Du Dir denken, wieviel tausend Geschichten und Gespräche nachzuholen sind: ganz England mit David und ganz Sachsen mit Schleinitz. Erkundige Dich doch einmal, wer Herr Julius Stern in Berlin ist, von dem ich gestern bei der Ankunft ein Liederheft mit einer freundlichen Zuschrift bekommen habe. Die Lieder scheinen nach einem flüchtigen Blick Talent zu zeigen, ich habe aber sonst noch nichts von ihm gehört oder gesehen.

Wir haben gestern zusammengerechnet, daß wir auf der ganzen Reiseroute auf jeder Station etwas gegessen haben, mit Ausnahme von Neuhof und Marksuhl, wo allerdings aber auch nichts zu haben war. Nimm dazu eine Wurst und Brot und Wein und Süßigkeiten, die uns von Frankfurt aus in die Wagentaschen gepackt waren, und Du kannst denken, daß wir eben nicht Hunger gelitten haben. Auch haben wir vier volle Tage gebraucht; denn gestern hatten wir in Weimar geschlafen; aber dafür war der Kleine musterhaft artig im Wagen und hat auf der ganzen Tour nur einen Klaps bekommen, worauf er schrecklich schrie und einschlief und mich beim Aufwachen so lieb hatte, als wär ich's nicht gewesen, oder er nicht. Nun, Gott sei Dank, wir sind glücklich da, ich bin sehr froh. Auf baldiges frohes Wiedersehn, liebe Fanny."

Hensels befanden sich so wohl in der Leipziger behaglichen Häuslichkeit, wo sie acht Tage verweilten,

daß Fanny die „Reise" immer erst von Leipzig ab rechnete. Die große Befriedigung, die Felix sowohl in seiner Stellung als auch in seinen vier Pfählen fühlte, trieb ihn zu regem Schaffen der verschiedensten Art. Der 95. und 114. Psalm, die Ruy Blas-Ouvertüre, die D-Dur-Sonate für Piano und Violoncell, das Es-Dur-Quartett für Streichinstrumente, die Serenade und Allegro giojoso für Pianoforte mit Orchester, viele Lieder für Klavier und Stimme — Alles dies fällt in die Jahre 1838 und 1839. Außerdem fing er an, sich mit dem Elias zu beschäftigen, worüber ein Brief an Schubring vom 2. November 1838 Kunde gibt*). Am 4. September verließen Hensels Leipzig.

Durch Gerede von Wirtsleuten ließen sie sich auf der weiteren Reise verführen, einen der Angabe nach näheren, ganz neuen Weg nach Bamberg einzuschlagen. Aber der Fluch aller „Richtwege" lag auch auf diesem; er war weiter, die Straße noch nicht fertig, so daß stellenweise Feldwege eingeschlagen werden mußten, und als in stockfinstrer Nacht der Main erreicht wurde, der auf einer Fähre passiert werden sollte, fand sich, daß die Fähre nachts, wie jeder gute Bürger, schlief. Der Postillon aber erklärte, der Main sei so seicht, daß man hindurchfahren könnte; und da sonst nur die Alternative blieb, im Wagen am Ufer zu übernachten, so entschloß man sich zu dem Abenteuer, das auch ganz gut ablief.

Über Bamberg, Nürnberg und Augsburg wurde München erreicht. Gerade für einen Künstler war ganz Bayern damals von höchstem Interesse. Denn unter König Ludwigs Regierung geschah für die bildenden Künste außerordentlich viel, und unter manchem Verfehlten entstand auch vieles Gute und Würdige. Schon

*) Vollendet wurde der Elias erst 1846.

in Augsburg machte der durchaus restaurierte, von allem Wust und Tand späterer Jahrhunderte befreite Dom den günstigsten Eindruck. Daß Nürnberg vollauf gewürdigt wurde, versteht sich von selbst. Den ersten Eindruck von König Ludwigs selbständigem Schaffen gewährte die im Bau begriffene Walhalla, worüber Fanny folgendermaßen schreibt:

„Eine halbe Stunde unterhalb Regensburg am linken Donauufer auf einer schön geformten Höhe, rechts und links von andern schön bewachsenen, zum Teil mit Ortschaften und Ruinen bedeckten Bergen eingefaßt, liegt die Walhalla, weithin im ganzen Lande sichtbar. Einmal beendet wird sich das Gebäude mit seinen ungeheuren Marmorsäulengängen, die sich gegen die Luft absetzen, prächtig ausnehmen, wenn uns auch einzelnes darin gar nicht gefallen hat, und der Name Walhalla und der Zweck, Büsten berühmter deutscher Männer darin aufzustellen, mit der Form eines griechischen Tempels auch durchaus nicht übereinstimmt. Bis jetzt ist noch das ganze Gebäude in einen unermeßlichen Bretterkasten eingehüllt, welcher, auf einem Berge so nahe dem Wasser stehend, ein deutliches Bild der Arche Noah gewährt. Wenn man hinein geht, kann man ungefähr entziffern, wie es werden wird, und ein kleiner Kupferstich, den wir zur Hand hatten, verdeutlicht es noch mehr. Als Beispiel, wie flüchtig selbst so große Werke hier behandelt werden müssen, mag dienen, daß eine Karyatide, von Schwanthaler modelliert, vierzehnmal ganz gleich in Marmor ausgeführt wird, weil er nicht einmal Zeit hat, verschiedene Modelle zu machen. Überhaupt ist ganz Bayern ein großer Baukasten, in München sitzt das geniale Kind, das damit spielt; es ist nur zu fürchten, daß die schönen bunten Häuser alle zusammenstürzen, sobald das Kind einmal davon geht, denn es muß

einem jeden einleuchten, daß für die Kräfte des Landes und nach Verhältnis der Bildung des Volkes zu viel geschieht; aber nach dieser Seite hin ist der König überaus großartig, und mit Sinn und Kenntnis, das kann man nicht leugnen. Er ist der beste und einsichtigste Oberbaudirektor, und da er zugleich eine leidliche Versorgung als König von Bayern hat und daher imstande ist, alle seine Bau- und Mal- und Bildnerlaunen auszuführen, daneben auch persönlich sich hübsch und rücksichtsvoll und freundlich gegen die Künstler zu benehmen scheint, wenn sie ihm nur rasch genug arbeiten, so geschehen wirklich außerordentliche Dinge und man muß übertrieben gutmütig sein, um es ohne Neid zu sehn, wie die Kräfte der Leute in Anspruch genommen werden und dadurch gesteigert werden. So hat er sich auch durch seine Liebe für die gotische Art und Weise das große Verdienst erworben, die dazu gehörigen Gewerke außerordentlich gehoben zu haben, denn die Glasmalerei, das Steinhauen, das Holzschnitzen und das Mauern verstehn sie hier wie die Alten." —

In München war die Bekanntschaft all der Künstler, Schwanthaler, Heß, Schnorr, Cornelius, Kaulbach, und der Anblick des regen, frischen Lebens unter ihnen interessant. In musikalischer Hinsicht war die Bekanntschaft mit Delphine Handley erfreulich, von der Felix in den Briefen aus München schreibt; damals hieß sie Frl. Schauroth. Hensel zeichnete viele interessante Porträts, und so war der Aufenthalt sehr anregend und erfreulich.

Die nächsten Tage brachten den Anblick der erhabensten Gebirgsnatur; das Stilfser Joch, der höchste und großartigste aller Alpenpässe wurde überschritten.

Fanny an ihre Mutter.

Bormio,
am Fuß des Stelvio lombardische Seite,
27. September 1839.

„Heut vor einem Monat sind wir von Berlin abgereist, und heut haben wir unsern Zug über die höchste Alpenstraße glücklich vollbracht. Wir haben eine herrliche viertägige Reise durch Tirol gemacht, auf eine beispiellose Weise vom Wetter begünstigt, welches die letzte Zeit in München kalt und regnerisch war, und uns während der Fahrt nur blauen Himmel und die klarste Sonne zeigte. — — —

Mailand, den 30. September. Dienstag den 24. reisten wir mit zweifelhaftem Wetter von München ab, das sich aber nach einigen leichten Regenschauern gänzlich aufklärte. Wir gelangten bis an den Fuß der eigentlichen Gebirge, durch schöne, interessante Gegenden fahrend. Den andern Morgen brachen wir mit Sonnenaufgang auf, der Mond stand der Sonne gegenüber, beide in vollkommenster Klarheit leuchtend, und das erste, was wir beim Ausfahren erblickten, waren die Schneeberge des Tirol, dem wir uns näherten. Nicht weit von der Grenze liegt Hohenschwangau, die durch den Kronprinzen von Bayern in ritterlichen Stil wieder aufgeführte alte Burg, in herrlicher Gegend. Die Seite, von der wir kamen, ist eben, nur in der Ferne von niedrigen Bergen begrenzt, voller grüner Weiden und schöner spiegelklarer Seen. An der Rückseite des Berges, der die Burg trägt, liegt ein prächtiger schwarzgrüner Alpensee, mit Schwänen, die sich auf dem dunkeln Wasser wie schwimmende Sternchen ausnehmen, dahinter mehrere Schichten hoher und höchster Berge (nicht Herrschaften). Man steigt einen sehr bequemen Weg zur Burg hinauf, an dem schon die

Laternen mit den dazu gehörigen „Stengeln“ (vide Felix' Kinderjahre) gotisch sind. Überhaupt habt Ihr gar keinen Begriff, wie gotisch es da zugeht. Domenic Quaglio hat, wie Ihr wissen werdet, jedes Stühlchen auf der Burg gezeichnet und ist endlich selbst oben gestorben. Alle Zimmer sind mit Wandmalereien in Wachs bedeckt, und der Kronprinz ist so unparteiisch dabei zu Werke gegangen, daß er in einem Gemach Geschichten der Hohenstaufen, im andern Geschichten der Welfen hat darstellen lassen. Indessen Spott à part, der hier sehr nahe liegt, ist es doch geistreich und schön durchgeführt, etwas besser als Prinz Friedrichs Burg am Rhein, und die Aussicht aus allen Fenstern über vier Seen von ganz verschiedenem Charakter entzückend schön. Bald darauf passiert man die österreichische Grenze, die wir vermittels eines Guldens ohne jede Belästigung überschritten, und noch an demselben Tage kamen wir über einen sehr bedeutenden Alpenpaß, den Finstermünz, welcher allein hinreichend ist, nach Italien zu gelangen, denn man kann von da, ohne weitere Berge zu überschreiten, nach Botzen gehen. Dieser Finstermünzpaß hat mich aufs lebhafteste an den Gotthard erinnert. Ein schroffes Aufsteigen auf herrlicher Straße, zwischen zwei Reihen Felswänden, zur Seite den Inn, den man immer tiefer und tiefer unter sich toben hört, und an der Stelle, wo die romantische Schönheit der Gegend den Gipfel erreicht, wendet sich, wie beim Urner Joch, die Straße plötzlich nach innen, anstatt der Teufelsbrücke kommt man an einer Festung vorbei, welche die Österreicher da, wo das Tal am engsten ist, an und in den Felsen bauen, und nun befindet man sich plötzlich in einer stillen grünen Hochebene wie bei Ursern, die Wildheit des Stromes, der kurz vor der Festung noch als Wasserfall stürzt, ist vorbei, und er fließt ruhig

dahin, so ruhig, wie es einem Tiroler Fluß überhaupt möglich ist, denn sie scheinen alle aus Champagner statt des Wassers zu bestehen. Als wir eine Weile auf dieser Hochebene fortgerollt waren, tat sich eine gewaltige Masse von Schneebergen vor uns auf, und da wir auf unsere Frage erfuhren, es sei das Stilfser Joch, über das die neue Straße führe, fiel mir, ich muß es gestehen, das Herz ein wenig in die Inexpressibles. Wir übernachteten am Fuß des Hochgebirges und brachen um halb sechs auf. Der Himmel war bedeckt, die Luft lau, und es blieb mehrere Stunden lang ungewiß, wie das Wetter werden würde. Ich will versuchen, Euch eine möglichst deutliche Vorstellung von diesem merkwürdigen Wege zu geben. Das Aufsteigen auf der Tiroler Seite zerfällt in drei Stationen, etwa fünf Meilen Wegs, die sich auch dem Charakter nach genau von einander sondern lassen. Während der ersten Station fährt man, schon immer stark ansteigend, ziemlich gradeaus in ein enges Tal hinein, durch Brücken bald auf diese, bald auf jene Seite des reißenden Bergstroms gelangend, und sich der Schneewand nähernd, welche das Tal schließt. Hier sieht man die echte Alpennatur, Weiden mit Vieh, Sennhütten, Felsen, Bergwässer; Trafoi, der erste Ruhepunkt, liegt schon 5000 Fuß hoch, und hier befindet man sich am Fuß des eigentlichen Stelvio. Von hier an geht die Straße nicht mehr gradeaus, sondern im Zickzack den Berg steil hinan. Von unten gesehen nehmen sich die Geländer, deren man oft mehr als zwölf auf einmal übersehen kann, wie die Spaliere an einem ungeheuern Weinberg aus. Der zweite Ruhepunkt heißt Franzenshöhe und liegt an der Schneelinie. Hier hat man schon Gletscher und weite Schneefelder zur Seite und zu seinen Füßen; der Ortlerspitz ist vom Gipfel bis zum Fuß sichtbar und ganz nahe,

das tiefere Tal mit seinem Grün fängt an zu verschwinden. Von hier hat man noch über eine Meile im Schnee zu fahren, das Wetter war aber so wunderschön und die Sonne so klar, daß wir, weit entfernt, Decken, Pelzhandschuh, Tücher und alle Erwärmungsmittel, die wir bereit gelegt hatten, zu brauchen, vielmehr auch unsere Mäntel ablegen mußten. Die Luft hatte eine unbeschreiblich angenehme Frische, ohne im mindesten kalt zu sein. Dieser letzte Teil des Weges ist fast durchweg mit starken Holzdächern bedeckt, welche ihn und die Reisenden vor Lawinen schützen. Endlich nach mehr als zehnstündigem ununterbrochenen Berganfahren erreichten wir glücklich den Gipfel Santa Maria. Hier tranken wir die letzten Tropfen des von Dir, liebes Beckchen, geschenkten Ungars auf das Wohl der Unsrigen, wo sie auch in der Welt zerstreut seien, und nun ging es lustig bergab, in zwei Stunden hinunter, was wir in mehr als zehn erstiegen hatten. Dieser Gipfel des Stelvio ist das Wildeste, Wüsteste, was ich gesehen habe, nichts als unabsehbare Massen von Felsen und Schnee. Das Hinabfahren ist ein wahres Vergnügen, der Wagen wird an einem Rade gehemmt, und nun rollt man ebenso sicher als schnell auf dem bewundernswürdigen Wege, auf dem wir nicht ein Steinchen, kein noch so kleines Hindernis gefunden haben. Hier sieht man den Ursprung der Adda, die gleich nach ihrer Geburt vortrefflich auf den Beinen ist und einige prächtige Wasserfälle bildet. Hier sind auch die herrlichen, in den Felsen gesprengten Galerien, sechs oder acht an der Zahl; in den meisten zählten wir zehn bis zwölf in bedeutenden Zwischenräumen angebrachte Durchsichten. Es ist unbeschreiblich interessant, all diese verschiedenen Stufen vom ewigen Schnee über die nackten Felsen, die Tannen- und Laubholzvegetationen bis zu der Lieblichkeit eines frucht-

baren Tals durchzumachen, und sehr erfreut über unser Tagewerk kamen wir in Bormio an, mit Einbruch der Dunkelheit, wo ich die ersten Zeilen dieses Briefes schrieb.

Ich habe mich etwas lange bei diesem Übergang aufgehalten, weil man wirklich noch nicht so viel davon gehört hat, als von alledem, was ich Euch später zu beschreiben haben werde*). Wir hatten einen Haupttreffer mit dem Wetter während dieser Reise, denn als wir den andern Morgen von Bormio abfuhren, fing es an zu regnen und hat drei Tage unaufhörlich geregnet, und auf dem Joch wäre dies mehr als unangenehm gewesen, während es uns in der Ebene eine Erholung von dem beständigen Sehn und Bewundern dünkte. Im Addatal fanden wir furchtbare Verwüstungen, die ein Orkan vor vierzehn Tagen angerichtet hatte, an zahllosen Stellen waren Stücke des Wegs, Brücken, Häuser weggerissen und zertrümmert; die Straße war aber durchaus wieder in fahrbaren Stand gesetzt, und die Brücken durch provisorische ersetzt, aber der Anblick war überaus schrecklich. Am Morgen des 29. erreichten wir den Comer See, und hier sah ich zum erstenmal das tausendmal beschriebene, millionenmal gepriesene und dennoch so überraschende Italien. Ölbäume, echte Kastanien und Maulbeerbäume hatten sich zwar unterwegs schon blicken lassen, aber die Gegend hatte bis dahin doch noch immer den Alpencharakter, und erst hier verwandelt sie sich gänzlich. In Varenna, wo wir anhielten, liegt das Gasthaus hart am See, man übersieht die hellgrüne Fläche von der sanftesten, feinsten Farbe, von den schönsten,

*) Und ich habe die Beschreibung unverkürzt aufgenommen, weil man ja in kurzem nicht mehr im hellen Sonnenschein über die Alpen, sondern in dunklen Löchern durch dieselben fahren wird. Der Verfasser.

mannigfaltigst geformten Bergen umkränzt; auch an Felsen und Schnee fehlt es nicht, aber sie treten bescheiden in den Hintergrund und räumen hier der Anmut den ersten Platz ein. Als Vorgrund hatten wir einen Garten mit blühenden und früchtebeladenen Zitronen- und Orangebäumen, großen Feigenbäumen, Rosen, aus der Mauer wachsenden kolossalen Aloes, eine Vegetation wie toll, auf Terrassen, deren letzte in das Wasser führt. Ein feiner Regen hinderte uns natürlich nicht, in den Garten zu gehn, und die Wolken nahmen der Gegend nichts an ihrem Reiz. — Ich kann Euch gar nicht beschreiben, wie entzückt und wie gerührt ich war, denn rührend ist der wahre Ausdruck für die Schönheit dieser Gegend. Ich hatte so recht lebhaft das Gefühl, es mir nicht zu gönnen, und Euch alle dazu herbei zu wünschen. Dich, liebe Mutter, müßte Faust freilich auf seinem Mäntelchen hin und abends wieder zu Haus tragen, sonst wäre es für Dich zu ermüdend, aber Du, Beckchen, mußt Deine nächste Reise nach dem Comer See richten, wenn Du auch nicht gleich ganz Italien bereisen kannst; das ist ganz eine Gegend für Dich, und an sich schon ein würdiges Ziel. Mailand liegt übrigens einen Katzensprung davon. Und Feigen! Ich versichere Dich, ich kann nie eine essen, wie sie so zuckersüß sind und auf der Zunge zergehn, ohne zu wünschen, sie dir in den Mund zu stecken. Und Trauben! die gönne ich mir freilich auch, denn die ißt kein Mensch lieber als ich, aber sie sind welthistorisch, und man bekommt noch Geld zu, wenn man sie kauft! — Die Pfirsich entsprechen meinen Erwartungen nicht, ich habe sie bis jetzt hart und fast ungenießbar gefunden.

Längs des ganzen Comer Sees ist die Straße wieder prächtig, statt des Geländers durchaus durch eine mit Granitplatten belegte Mauer geschützt, und

wieder die prachtvollsten Felsgalerien gesprengt. Hier sind nicht, wie auf dem Joch, niedrige Fenster angebracht, welche nur das nötige Licht einlassen, sondern hohe unregelmäßige Tore, durch die man jedesmal das herrlichste Bild sieht. Wir konnten Mailand nicht mehr am Tage erreichen und blieben, da wir den ersten Anblick nicht gern verlieren wollten, über Nacht in Monza. Ich weiß nicht, was der Lucia einfiel, daß sie die ganze Nacht von einem Kloster zum andern lief und läutete, ein solches Gebimmel habe ich in meinem Leben nicht gehört. Renzo muß betrunken gewesen sein, wie das eine Mal in Mailand*), denn das Schreien und Juchheien auf den Straßen wollte so wenig ein Ende nehmen, wie das Glockenläuten. Monza ist ein interessantes, altes Nest, mit einer von außen sehr schönen, von innen ganz verunstalteten Kathedrale und einem Palast Friedrich Barbarossas, den die Stadt nächstens abtragen lassen will. Mein Mann wird es dem König von Bayern klatschen, damit der sich für den ehrwürdigen, alten Bau verwendet. Dem müßte nur Monza gehören, er würde den Dom schon wiederherzustellen wissen.

Es ist écrit là haut, daß wir hier in Mailand keine Menschen sollen kennen lernen, alle, an die wir Empfehlungen haben, sind nicht hier und eine Stadt ohne Menschen (in der schönen Natur braucht man sie weniger) ist für mich ein Körper ohne Seele, mithin wird Mailand keinen Glanzpunkt dieser Reise bilden. Dom, Brera und Scala sind von uns bereits verschlungen, denn solcher Reisemagen ist wirklich ein wahrer Schlund, ein Abgrund, ein Straußmagen. — Ich werde in meinen Briefen an Euch eine Rubrik „italienische Zustände“ einführen und der erste Artikel

*) Bezieht sich auf Figuren aus den Promessi Sposi von Manzoni.

soll hiermit folgen: Bis jetzt: Bettler keine; Flöhe wenige, Schmutz bis über beide Ohren. Doch ist Mailand im Äußern eine der reinlichsten Städte. Ich werde Euch darüber schreiben, wenn wir fortreisen, jetzt bin ich noch zu neu hier. In Bezug auf die Sprache gebe ich mir alle mögliche Mühe, lese Schilder und lasse mich von der Wäscherin und dem Kellner belehren.

In München hatten wir noch ein paar hübsche Abende, einen bei der Handley, wo sie wirklich glorios spielte. Felixens erstes Konzert habe ich, außer von ihm, noch nicht so spielen gehört, dabei ist sie eine allerliebste Person. Den letzten Abend hatten wir einen improvisierten Tee bei uns, getrunken von Prand und seiner Frau, Rottmann, Marggraf aus Berlin und Kaulbach und seiner Frau, die wir beide an dem Abend erst kennen lernten. Wie das zuging, später mündlich. Genug, wir schieden so herzlich voneinander, als hätten wir uns lange gekannt. Er ist ein großer, schlanker Mann, mit interessantem Gesicht, hoher kahler Stirn, blasser Farbe und halblangem Haar; auf die Frau paßt dieselbe Beschreibung, sie ist sehr hübsch. Er ist äußerst freundlich, teilnehmend an allem, besah die Zeichenbücher mit dem größten Interesse und gibt Töne von sich, wie Herr Schadow. Beißend witzig ist er auch und neckte den ehrlichen, braven Rottmann auf die possierlichste Art. Als Rottmanns Zeichnung fertig war und Wilhelm nur noch den Schlagschatten hinsetzen wollte, bat Kaulbach ihn, es ihm doch zu erlauben und setzte in den Schatten Rottmanns Profil mit seiner enormen Nase. Rottmann heißt in München il nasone. Dieser schrieb darunter: „Hoho, da ist sie ja, wie sie der Spiegel wies — die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß." — Und so ist das Blatt ein ganz humoristisches geworden. Ich spielte auf Be=

gehren auf dem verstimmten Instrument, so gut es gehen wollte, die Unterhaltung war äußerst lebhaft, und der Abend gehörte zu den angenehmsten, die man nur erleben kann. München hat mir überhaupt einen sehr guten Eindruck gemacht, wir haben so liebenswürdige Menschen da kennen gelernt, und auch die Kunstwerke, selbst die alten, haben da den Stempel der Gegenwärtigkeit; man sieht, daß sie mit Liebe gehegt und verstanden werden, und das gibt ihnen erst den Wert. Es lebe der König von Bayern, quand même!" —

In Padua, das „einen widerwärtigen Eindruck von Verwesung" machte, ist die Kirche St. Antonio und daneben die Scuola di Tiziano sehenswert, ein mit Wundergeschichten des heil. Antonius Fresko gemalter Raum. „Ein dem Tizian zugeschriebenes Bild", bemerkt Fanny, „wo der heil. Antonius ein Wickelkind reden läßt, ist sehr hübsch. Die Wunder des Heiligen sind alle ganz besonders praktischer Art. Sobald ich katholisch werde, soll er mein Schutzpatron sein. Er erweckt verstorbene Gläser und Teller, das ist so gut in der Wirtschaft zu brauchen. — Wir gingen noch nach der Kapelle, deren Bilder von Jacob d'Avanzi durch Förster (Jahre vorher) gereinigt wurden. Der Schmutz, den er heruntergewaschen, steht noch in der Kapelle, die Tische, die er gebraucht, noch übereinander. Es ist ein Sauvolk!" —

Brief an die Familie.

Venedig, 13. Oktober 1839.

„So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1839 den 12. Oktober nachmittags, nach unserer Uhr um zwei, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare

Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. Da Euch unsere Reisebriefe Freude machen, so sollt Ihr mitgenießen, sobald und soviel als möglich. Ich erinnere mich in meinem Leben nicht leicht in 24 Stunden so viel Erstaunen, Bewunderung, Rührung, Freude empfunden zu haben, als in diesem wunderbaren Venedig! Seit wir hier sind, hab ich fast noch keine trocknen Augen gehabt — völlig bezaubernd ist der Anblick dieser Wunderstadt. Schon wenn man sich nähert und sie auf dem Wasser schwimmend erblickt, sieht es sich großartig und märchenhaft zugleich an. Wenn man nun in die ersten Wasserstraßen hineinfährt, und rechts und links die andern Wasserquerstraßen weitergehn, da muß man die Hemden und Schürzen ansehn, die in den Vorstädten vor allen Häusern zum Trocknen hängen, um sich zu überzeugen, daß man nicht träumt. — Gestern nach Tisch gingen wir aus unserm schlechten Gasthause (das uns in München sehr gelobt worden war) gleich hinunter, ein Stückchen am Hafen entlang, und in die engen Gassen hinein, und da machte ich die erste Erfahrung, wie so tausendmal Abgebildetes in der Natur wirkt. Die Markuskirche, der Dogenpalast mit den beiden Säulen davor, der Rialto, die Seufzerbrücke erschienen mir nicht als neu, sondern wie alte Bekannte, die ich nur nicht so lebendig und schön in der Erinnerung behalten hatte. Was mich aber ganz überraschte, war das ungeheure Leben in der Stadt, das Gewühl wie in Paris, die Masse der Läden und Kaffeehäuser; ich hatte in Venedig nur tote Herrlichkeit erwartet, wie in Padua, das wirklich eine vermoderte Stadt ist, und nun lebt alles in „frischester Gesundheit!“ — Heut früh um neun setzten wir uns in eine offene Gondel und begannen mit gespannter Erwartung unsere Fahrten. Zuerst quer über den Hafen nach der Insel

und Kirche St. Giorgio, wo man außer einigen schönen Bildern in der Kirche das schönste vor derselben sieht, eine Stadtansicht, wie sie wohl nicht zweimal in der Welt existiert. Dann nach Sta. Maria della Salute, am Eingang des Canale grande, mit vielen Bildern von Tintorett und einigen von Tizian. Zu dem deutschen Maler Nerly, den ich hauptsächlich deshalb mit besuchte, weil er dasselbe Atelier im Palast Pisani inne hat, in dem der arme Leopold Robert endete. Dies Zimmer zu sehn, diese Treppe hinaufzusteigen, war uns sehr rührend, da wir durch die kleine Schrift alle Details seines Lebens und Todes so genau im Gedächtnis hatten. Nach der Akademie. Es ist dasselbe Gebäude, das Goethe unter dem Namen der Carità mit so großem Entzücken beschreibt; die Treppe, von der er so ausführlich redet, steigt man hinauf. Die Gemäldegalerie muß aber damals noch nicht darin gewesen sein, sonst könnte ich nicht begreifen, daß er kein Wort davon sagt. Hier ist nun Mariä Himmelfahrt, den Kupferstich kennt Ihr ja, und die Pracht dieses Wunderbildes zu beschreiben ist mir noch viel unmöglicher, als dem Kupferstich. Außerdem sind noch ganz respektable Bilder in großer Menge da, wenn man aber jenes zuerst gesehen hat (und man hat es immer zuerst gesehn), so muß man sich zu jedem andern, selbst von Tizian erst herabstimmen. Ist man wieder gnädig herablassend geworden, so kann man sich die Darstellung der kleinen Maria im Tempel vom großen Tizian schon gefallen lassen; es ist eins der köstlichsten Bilder, die es geben kann, und mit niederländischer Naivität aufgefaßt. Von Paul (er heißt bei uns jetzt immer Onkel Paul) einige große Schau- und Prachtstücke; von Bellini einige Szenen mit Hintergrund aus dem alten Venedig, überaus interessant. Unendlich vieles haben wir heut gar nicht gesehn oder

bemerkt, es ist zu viel für einmal. Mit vielem Lobe muß ich erwähnen, daß Gebäude und Bilder in der Akademie vortrefflich gehalten sind, wie wir es bis jetzt in Italien noch nicht gefunden haben, denn es ist eine Schande und ein Erbarmen, in welchem Zustande die größten Schätze der Architektur und Malerei sich fast überall befinden. Padua zeichnet sich vor allen in dieser Hinsicht aus, und ich kann nicht sagen, welchen widerwärtigen Eindruck mir die Stadt gemacht hat, obgleich (siehe Goethe), wenn man wie ich einen Cicerone bei sich hat, der Hieroglyphen zu lesen und zu erklären versteht, man bekennen muß, daß herrliche Sachen da waren, aber Freude kann man nicht daran haben. Unser nächster Gang heut war kein Kunstgenuß, auch kein Ohrenschmaus, sondern ein Austernfraß, uns zu ferneren Taten zu stärken. Palast Pisani, mit einem einzigen Bilde, es ist aber der wunderschöne Paul Veronese, von dem Ihr meinen Mann oft habt erzählen hören, die Familie des Darius vor Alexander. Wenn die armen Leute ein paar Schritte nach dem Balkon tun, so sehn sie den ganzen Canale grande herauf und hinunter. Palast Barbarigo, mit einigen zwanzig Tizians, alle aber sehr verkommen, während Pisani ein altväterisch prächtig stolzes Ansehn hat. Ich kam mir wie eine edle Venezianerin vor, als ich da die Treppen hinabstieg; ich versichere Euch, es wird einem da gar nicht „Pöbel" zumut. Zum Beschluß unsrer Vormittagsfahrt gingen wir zu Aurel Robert, der noch in der Wohnung geblieben ist, die er zuletzt mit seinem Bruder teilte — das Atelier war anderswo — und vervollständigten uns so das rührende Bild seiner Umgebungen. Aurel zeigte uns die Zeichnungen, die er nach Bildern seines Bruders gemacht hat, und einige angefangene Sachen. — Das war ein Morgen in Venedig; denkt Ihr Euch nun dazu den

reinsten Himmel, die mildeste Luft, und von Ort zu Ort ein angenehmes Gleiten auf der hellgrünen sonnenblitzenden Fläche in offener Gondel, so müßt Ihr sagen, einen solchen Morgen kann man nur in Venedig erleben. Wen man liebt, dem muß man wünschen, das einmal zu sehn. Paul, denke ich, werden wir nicht viel zuzureden brauchen, der wird wohl einmal mit Albertine hingehn; mit Dirichlet ist es schon schwerer, und ich spekuliere immerfort, wie sie sich einmal diese Reise einrichten könnten. Beckchen muß Venedig sehn, das ist was für sie. —

Nachmittags schrieb ich diesen Brief, während mein Mann noch einmal ausging, um sieben holte er mich ab, und wir gingen auf den Markusplatz, wo Militärmusik war, und der ganze Platz dichtgedrängt voll Menschen. Unter den Arkaden schöne, sehr elegante Damen in Menge, die ich mehreremal Revue passieren ließ, dann am Hafen Mondschein über dem Wasser und geringeres Volk. Sie haben am Hafen einen permanenten Markt auf ebener Erde, Geschrei der Verkäufer, Marionettentheater, Zank und Streit, Gesang gar nicht übel, ein Baß und ein Sopran sangen ein Duett rein und geläufig und begleiteten sich mit Violine und Gitarre; Neun-Uhrtrommel, Militärmusik, Konversation, Kindergeschrei, alles untereinander, es ist ein Lärm zum Tollwerden. Als ich zu Haus kam, hatte ich meine Tuchnadel verloren, mein Mann lief wieder fort, sie mir zu suchen trotz meiner Gegenvorstellungen und hat sie richtig auf dem Markusplatz wiedergefunden — das ist doch das große Los! —

Nun müßte ich eigentlich noch über unsere sechstägige Reise von Mailand nach Venedig berichten, während der wir uns in Crema, Brescia, Desenzano, Verona, Vicenza und Padua umgesehen haben, ich will Euch aber im wesentlichen auf Goethe ver-

weisen, der die Sache wohl beinahe so gut beschreibt, als ich es könnte, — verändert hat sich in den Orten nicht vieles. Von der Architektur des Palladio, den er so über alles verehrt, und der halb Vicenza, nebst einem guten Teil von Padua und Venedig gebaut hat, könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wenn Ihr sie der Schlüterschen sehr ähnlich denkt. Namentlich ans Zeughaus erinnern viele seiner Gebäude, und ich kam mir daher in Vicenza gar nicht fremd vor. Es ist uns unbeschreiblich interessant, jetzt auf frischer Tat zu lesen, was er darüber schreibt; es ist nun über 50 Jahre her, daß er hier war, und alles ist so wahr, und so frisch, und so richtig, als wäre es heut beobachtet.

Was Ihr uns über den Daguerrotyp schreibt, interessiert uns sehr; bitte, haltet uns au fait dieser wichtigen Sache."

Aus einem Briefe von Fanny an Cécile.

Venedig, 20. Oktober 39.

„— — Grade als wir gestern Felixens Weisung erhielten, Tizians Himmelfahrt Mariä öfters zu sehn, waren wir im Begriff, ihr unsern zweiten Besuch abzustatten; ich habe seinen Gruß an die Glorie ausgerichtet und kann ihn versichern, daß ich wenigstens nicht das Rindvieh bin, welches zwei und noch einige Engelsköpfe nicht schön fände*). Dieser Blumenkranz von Kindern ist gewiß eine von den Sachen, die Tizian am besten gelungen sind, und Tizian ist gewiß eine von den Sachen, die dem lieben Gott am besten gelungen sind, und wenn der liebe Gott und Tizian sich Mühe geben, so läßt sich's schon mit ansehn. Wie freue ich mich darauf, einmal künftig mit Felix über Venedig zu plaudern. Ein Pfefferkorn ist er auch nicht, und ein Brauerpferd auch nicht, denn die

*) Siehe Felixsche Briefe. Leipzig, 14. September 1839.

Darstellung der kleinen Maria im Tempel mit dem Torso in der Mauer und der Eierfrau daneben und der schönen Bettlerin hinten gefällt mir, und die süßleidenschaftliche Lautenspielerin gefällt mir zweimal, und die drei Köpfe von Giorgione bei Manfrini in Canaregio sind auch nicht so übel, und der Sinn der Gondeln ist mir ebenfalls aufgegangen, und ich hoffe in Venedig ziemlich Bescheid zu wissen, wenn wir es mit dem Rücken ansehn. Mondschein steht im Kalender, leider aber waren die Abende meist zu trüb, als daß man eine Wasserfahrt hätte unternehmen können. —

Den 23. Okt. — — Wir haben gestern einen männlichen Entschluß gefaßt und unsere Luna (das Gasthaus) verlassen, von der mein Mann behauptet, es sei nicht sowohl eine keusche als eine säu'sche Luna, und eine Wohnung in Roberts Hause bezogen, in der wir heut nacht zum erstenmal in Venedig gut und ungestochen von Mücken geschlafen haben. Ich sehe so aus, daß ich mich kaum sehn lassen kann. Auf jedem Augenlide dick aufgelaufene Stiche, Beulen ohne Zahl auf Hals und Gesicht, die Hände wie tätowiert. — Robert hat sich große Mühe gegeben, Wilhelm Modelle zu verschaffen, und er hat jetzt wirklich die Auswahl und wird heute einen Studienkopf anfangen. Ihr frugt neulich einmal, wie mir die italienische Küche zusagte? Im allgemeinen habe ich nichts dagegen einzuwenden, als daß sie alle Braten trocken essen lassen, aber ihre Stuffati und Umidi, und wie all das geschmorte Zeug mit Saucen heißt, schmeckt mir sehr gut, und Käse zu allen Suppen vortrefflich, aber die Suppen selbst sind höchstens ein= oder vielmehr dreiförmig Reis, Nudeln und Gemüsesuppe, voilà tout. Brot und Butter hier vortrefflich, bis jetzt habe ich noch überall jenes sehr mittelmäßig und diese kaum eßbar

gefunden, so daß ich sie ganz entbehren mußte. Eine äußerst kleine Sorte Zwiebäckchen, Invisibili genannt, sind hier exzellent. Gemüse essen die Venetianer gar nicht, nur mitunter etwas schnöden Kohl. Birnen köstlich, Wein noch gut, hier natürlich weniger als in terra firma. Im Kaffee lassen sie fast überall den dicksten Bodensatz, und wo ich das finde, werde ich zur Schäferin und trinke Milch. Die von den Italienern empfohlenen Weine zum Wasser habe ich bis Venedig standhaft abgelehnt, da wir aber hier alle dem Klima in der ersten Zeit den gewöhnlichen Tribut zollen müssen, habe ich mit Sebastian mich dazu entschlossen, aber nur solange wir hier sind, dann wird wieder Wasser getrunken. Daß wir noch fortwährend die besten Erdbeeren essen, darf ich auch nicht ungerühmt lassen.

Den 28. Das unsterblich schöne Wetter ist seit einigen Tagen „alle" geworden, und wir haben uns heut das erste Kaminfeuer machen lassen und erfreuen uns eines sehr behaglichen Klimas, nachdem wir ein paar Tage wie die ganze Schneiderzunft gefroren haben. Hoffentlich finden wir es weiter südlich und auf der Erde noch besser, als hier in diesem Fischbehälter, es wird aber Zeit, daß wir in die Winterquartiere rücken. — — Abends gehn wir immer eine Stunde ins Kaffeehaus, Tee trinken und Zeitungen lesen, die aus Deutschland wenig Erfreuliches melden. Die Verschwörungen der Fürsten gegen die Völker gehn immer weiter, und es möchte sich wohl keiner getrauen, zu sagen, wohin das führen wird? Und grade die Kleinen sind die Allerschlimmsten. Wenn man von diesen unerquicklichen Nachrichten weg wieder hinaus tritt an den schönsten Platz in den schönsten Abend der Welt, wie wir davon einige hatten, kann man sich erst gar nicht hineinfinden. — Neulich waren

wir einmal wieder auf der Akademie. Etwa 400 Bilder sind nicht aufgestellt, aus Mangel an Raum, und man baut jetzt einen neuen Saal. Das was dort zu hoch hängt, um gesehn zu werden, könnte ein Dutzend andere Galerien fett machen. Ein paar sehr interessante Kuriositäten sind: Tizians erstes und sein letztes Bild, dicht nebeneinander gehängt. Jenes — ein Besuch der Maria — zeigt schon ganz den künftigen großen Mann, das andere stellt, eigen genug, den toten Christus vor, von den Seinigen betrauert, und hat in Farbe und Komposition etwas unheimlich Schauerliches, fast Furchtbares. Sehr interessant sind auch die Bilder von Bellini, welche venezianische Zeremonien mit den Hintergründen der Stadt darstellen, wie sie damals war, er hat, wie Krüger auf seiner Parade, diese Bilder mit Porträts angefüllt, die man zwar nicht mehr kennt, aber sie doch zu erkennen meint. Daß unser Publikum immer noch diesen glattesten Porträts nachläuft, ist ein trauriger Beweis für seine Rückschritte, und diese ganze Ausstellung*) ist höchst verdrießlich. Wilhelms Studienkopf einer Venezianerin mit dem hier im Volk üblichen weißen Schleier wird Euch sehr gefallen, heut zeichnet er eine allerliebste Wasserträgerin mit bunten Stiften in das Buch von Dir, liebe Minna." —

Tagebuch:

„Am 3. und 4. November nahmen wir Abschied von den Lieblingsplätzen, und selbst im greulichsten Schmutz und Unwetter übte Venedig seinen alten Zauber. Am 4. um ein Uhr fuhren wir ab; im stärksten Regen wurde in Mestre der dort zurückgelassene Wagen wieder bepackt, und wir fuhren bis Padua. Am andern Morgen, bei immer gleich schlechtem Wetter, reisten

*) Über welche die Berliner Briefe voller Klagen waren.

wir über das schön liegende Monselice, überschritten die schon bedeutend angeschwollene Etsch und machten in Rovigo, einem unbehaglichen Nest, Mittag. Hier waren schon die bedenklichsten Nachrichten über den hohen Wasserstand des Po zu hören, und es wurde uns der Übergang, der hier durch eine Fähre vermittelt wurde, als unmöglich geschildert. Wir ließen uns dadurch indessen nicht abschrecken und fuhren nachmittags die drei Meilen bis zum Po. Allerdings zeigte sich uns hier das ganze Elend einer großen Überschwemmung, es war, als hätten die Schleusen des Himmels sich zu einer zweiten Sündflut geöffnet. Endlich erreichten wir den Po, — die Fähre lag da, die Leute meinten, es sei allerdings ganz gut möglich überzusetzen, und es drohe dabei nicht die mindeste Gefahr; aber der Kardinallegat in Ferrara habe das Übersetzen verboten, und sie dürften es unter keiner Bedingung wagen, dieses Verbot zu übertreten. Nachdem Hensel vergeblich seine ganze Beredsamkeit und bedeutende Versprechungen aufgewendet hatte, blieb uns nichts übrig, als den Rückweg nach Rovigo anzutreten. Den ganzen nächsten Tag mußten wir hier bleiben, es kamen wechselnde Nachrichten, der Po fällt, der Po steigt, kein Passagier von jenseits erschien, es wurde also nicht übergesetzt.

Am 7. morgens fuhren wir abermals dem Po zu, allerdings fast ohne Hoffnung: das Wasser war noch gestiegen, das Wetter womöglich noch scheußlicher geworden; der Postmeister in Polisella, der letzten Station, bewog uns fast zum Umkehren, indem er uns die absolute Unmöglichkeit des Weiterkommens bewies, da fuhr eine Extrapost vom Po kommend in den Hof, als handgreiflicher Beweis der Möglichkeit des Übersetzens. Nun ging's mit frischem Mut vorwärts, wir erreichten den Fluß; er war noch mehr geschwollen,

als zwei Tage vorher, aber — der Kardinallegat hatte jetzt das Übersetzen erlaubt, und es erwies sich auch als ganz ungefährlich, nur daß wir statt 3 Paoli deren 26 bezahlen mußten, wovon der Kardinallegat, dem wir die ganze Geschichte verdankten, zwei Drittel bekam."

Aus einem Brief an Rebecka:

Florenz, 19. Novbr. 39.

„Wie schön es hier ist, wie reizend die Gegend, wie unerschöpflich die Kunstschätze, nun, das ist ja bekannt; der Palast Pitti und die Uffizien könnten die Welt mit Kunstschätzen versorgen. Die Tribuna ist nun einmal berühmt, als das non plus ultra von Kunstsammlung, ich kann Euch aber versichern, daß es Zimmer im Palast Pitti gibt, die wenigstens in Hinsicht der Bilder fast noch höher stehen, freilich sind keine Antiken in denselben Räumen, wie in der Tribüne, wo man mit einem Blick drei Venüsse, die mediceische und zwei tizianische, übersieht. Nicht genug zu loben ist die Liberalität, mit der der vom Großherzog bewohnte Palast Pitti mit allen Kunst- und Mobiliarschätzen dem Publikum zu unbeschränkter Benutzung frei steht. In jedem Zimmer kopieren Maler und legen die schmutzigen Paletten auf die kostbarsten Mosaiktische; das erstemal kamen wir hin, in einem Wetter, daß ich überzeugt war, wir würden abgewiesen werden, denn wir trieften, aber man ließ uns ohne weiteres ein und wir hätten unsere nassen Kleider auf samtnen Sofas abtrocknen können, denn kein Möbel hat einen Überzug. Die Raphaels sind haufenweis da bis zu sechs in einem Zimmer und das ganze Palais ist so eingerichtet, daß die eigensinnigste Tadelsucht sich nichts anderes wünschen könnte. Dagegen ergreift mich in der Tribüne immer die Reformationswut, denn es sind Bilder

darin, denen ich die Ehre nicht gönne, diesen berühmten Platz einzunehmen, wogegen in anderen Räumen welche hängen, die ihn ganz und gar verdienten. Ich möchte da gar zu gern einmal, wie Mutter zu sagen pflegt, Möbelier und Tapezier sein. So ist in einem nicht immer geöffneten Saal ein Frauenbild von Tizian, Flora genannt, — unerhört schön. Es ist der Kopf seiner Geliebten in Paris, auch eine ähnliche Stellung, aber für mich weit drüber. Ich habe es gestern zuerst gesehn, und da war Wilhelm nicht dort, heute werde ich es ihm zeigen. Das hinge ich gleich in die Tribüne."

Von dem zur Reise nach Rom gewählten Weg über Siena schreibt Fanny: „Von Florenz bis Rom habe ich allemal um neun gesagt: die Tour ist doch langweilig und beschwerlich; um zehn, es ist doch wunderschön! um elf war es wieder langweilig, um zwölf wieder schön und so ging es die ganzen sechs Tage hindurch. Überhaupt ist man hierzuland immer entzückt oder empört, und es macht der Divinationsgabe der Varnhagen alle Ehre, daß sie diesen Gegensatz erfunden, ohne in Italien gewesen zu sein, denn hierfür ist er gemacht." —

Tagebuch.

„Ein Glanzpunkt dieser Fahrt ist Orvieto. Es liegt auf einem hohen Berge, aber in der Mitte eines Tals, das wieder von ziemlich bedeutenden Bergen eingeschlossen ist. Indem man nun erst hinunter, dann wieder hinauf fährt, gewinnt man die schönsten, interessantesten Ansichten der Stadt. Das Wetter war herrlich, unsere Postkarete mit vier Pferden flog förmlich, der Monte fiascone, den wir unterwegs tranken, war vortrefflich, und die ganze Partie überaus angenehm. Der Dom hat eine prachtvolle Fassade, mit

Mosaik, Skulptur und architektonischem Schmuck überladen, wenn man nicht, wie Goethe von dem Bucentauro, sagen will, sie bestehe ganz aus Zieraten. Es ist die Grenze der Heiterkeit nach der Seite des Bunten, der mühsamen und fleißigen Ausführung, wo sie fast kleinlich wird. Die doppelt in sich gewundenen Säulen, mit bunter und goldner Mosaik ausgelegt, sind wunderschön. Man hätte tagelang sich zu erfreuen und zu sehen, wir hatten aber kaum eine Stunde Zeit, um unsern unausstehlichen Vetturin nicht zur Verzweiflung zu bringen. Wir sind durchaus unzufrieden mit dieser Art zu reisen, hören aber von allen Seiten, daß man im Römischen eigentlich darauf angewiesen ist, weil mit Extrapost durchaus nicht fertig zu werden sein soll." —

War Orvieto der Glanzpunkt jenes Weges, so war das Nachtquartier in Ricorsi das Schauderhafteste, was man sich vorstellen kann, und es ist geradezu unglaublich, daß in einem nicht zu umgehenden Gasthof (denn auf viele Meilen vor und hinter Ricorsi ist gar kein Ort, in dem überhaupt von Unterkommen die Rede sein konnte) auf einer der belebtesten Straßen in dem besuchtesten Lande der Welt etwas Ähnliches möglich war. Hensel und Fanny mußten ein paar Maurergesellen aus den für sie bestimmten Betten vertreiben, in dem Sebastians hatte sich ein Pudel häuslich niedergelassen; das Abendbrot bestand aus dem Fleisch eines Hammels, der erst geschossen werden mußte, da er zu wild war, um sich greifen zu lassen. Das ganze Wirtshaus machte so den Eindruck einer Räuberhöhle, daß Fanny den Vorschlag machte, nachts über aufzubleiben, da sie entschieden Angst hatte, sich dort dem Schlaf zu überlassen.

An die Familie.

Rom, den 28. November 39. Auch dies große und wichtige Reiseziel wäre glücklich erreicht, und wir legen nun die Wanderstäbe für ein Weilchen beiseite. Vorgestern abend um zehn Uhr sind wir hier angekommen, und heute abend — lobt uns — sitzen wir am Kaminfeuer in einer ziemlich behaglichen Privatwohnung und sind vollkommen fertig mit allem Kramen. Was man uns in Florenz über den Mangel an Wohnungen sagte, war ganz falsch, denn wer das Geld nicht anzusehen braucht, hat die Auswahl unter den schönsten und bestmöblierten; wir haben ihrer in Menge gesehen, und es gehörte wirklich sehr viel Mäßigung dazu, um sich nicht verleiten zu lassen und in irgend einer sitzen zu bleiben. Indessen bin ich ganz zufrieden, denn ich hatte mich auf viel Schlechteres gefaßt. Wir zahlen für vier Stuben, gut möbliert, nahe der besten Gegend, freilich zwei Treppen hoch und ohne schöne Aussicht, 30 Scudi monatlich, welches hier ein mittlerer Preis ist. Ich habe alle meine Niedlichkeiten ausgepackt, um dem Salotto noch mehr auf die Beine zu helfen. —

Den 29. Wir sind nun den vierten Tag in Rom, und, fast schäme ich mich es zu sagen, noch habe ich fast gar nichts gesehen. Das Wetter ist sehr schlecht, und mein Mann hat noch die ganzen Tage umherzulaufen gehabt. Ich wollte, Ihr könntet ihn hier sehen, ich habe wirklich meine Freude dran, das Glück leuchtet ihm aus den Augen; wie er von den Leuten aufgenommen wird, und wie sie sich freuen, ihn wiederzusehn und alles behalten haben, was er tat und sprach und aß und trank, und zum Zeichen, daß sie ihn erkennen, gleich nach Grahl fragen, das alles macht mir den größten Spaß. Sein und Felixens Name sind mir hier ein paar weiche Ruhekissen. Ich habe es aber

um so schwerer und muß verflucht liebenswürdig sein, um den Meinigen Ehre zu machen. Darüber ist nun der 2. Dezember geworden. Mein Spieldebut habe ich machen müssen, ohne erst ein Instrument im Hause zu haben, in einer musikalischen Soirée à la Sonntagsmusiken, bei wem? Bei Cavaliere Landsberg*). Der vermietet Instrumente für zehn Scudi monatlich, mir will er sie aus Freundschaft für neun lassen, ich habe ihn aber abgewiesen, ist hier eine Personnage, hat einen sehr hübschen Salon und ein göttliches Instrument, empfängt Herren und Damen mit Grazie ma non troppo, begleitet einem kleinen Tenörchen Adelaide, läßt eine andre Dame zwei Trios spielen und mich eins, und Madame Vanutelli, eine sehr schöne und freundliche Frau, hört zu! Mir fiel zwischendurch immer ein, wie Rietz und David ihm eingeredet hatten, Cerf würde ihn arretieren lassen, weil er bei uns Sonntags gespielt hatte, und wie Spitzeder ihn zum Herold schminkte, und es kam mir vor, als sei Zeit seitdem vergangen! — Angefangen hat unsere römische Gesellschaft bei L., von dessen Unterhaltung ich Euch doch die Creme mitteilen muß! Ich hatte ein Stück gespielt, darauf ließ er sich folgendermaßen vernehmen: „Der Text von des Stück erinnert mir sehr an eine italienische Arie, auf die ich mir jarnicht besinnen kann, Hensel, wissen Sie nich?" —**) Gestern waren wir bei Papstens in der sixtinischen Kapelle,

*) Derselbe war früher Geiger am Königstädter Theater in Berlin gewesen.

**) Von demselben, einem eingefleischten Berliner, den irgend ein Wind nach Rom geblasen hatte, erzählt man, daß er beim Anblick der Kolossen auf Monte Cavallo zu seinem Bruder gesagt habe: „Nu seh mal, lieber Bruder, des soll nu natürlich sind. Hast du je Pferde mit ne Stieze untern Bauch gesehn?" —

und ich habe ihn und alle Kardinäle aufs genaueste gesehen, vorbeipassieren nämlich, denn für die Zeremonien sind wir armen Weiber übel dran; wir müssen hinter einem Gitter sehr weit absitzen, und wer nun, wie ich, ein kurzes Gesicht hat, bekommt von dem ganzen Spaß nichts zu sehn und muß drei Stunden lang sitzen und den sehr unreinen und mittelmäßigen Gesang der päpstlichen Kapelle und den nicht kurzweiligen Vortrag der Messe durch ein paar zittrige Kardinalstimmen anhören. Ich werde indessen doch öfter in die Sixtina gehn, man muß sich daran gewöhnen, und es etwas genauer kennen lernen, es gehört doch einmal dazu.

Denke Dir meinen Gram, liebes Beckchen, die Gesandten werden dies Jahr keine Bälle geben! Und ich hatte mich doch so darauf gefreut, einen Galopp mit Kestner zu tanzen. Überhaupt wird die eigentliche Season hier sehr flau, Rom bleibt leer, alles ist nach Neapel gezogen und die Welt seufzt. Mir ist das ganz recht. Warum aber nicht Schiffe mit den 11 000 Jungfrauen der heiligen Ursula nach Rom ziehen, kann ich nicht begreifen, denn ich habe in den acht Tagen allein 12 000 Junggesellen schon kennen gelernt, wie viele mögen nun noch sein, die ich nicht kenne. Kinder gehören unter die Raritäten, Antiken kommen viel häufiger vor. Indessen habe ich heute endlich einen achtjährigen Jungen ausgebuddelt, mit dem Sebastian wahrscheinlich italienischen und französischen Unterricht bekommen wird. — — Aber das Campo vaccino ist doch schön! Auch eine von den originellen und kuriosen Örtlichkeiten, die trotz aller Bilder und Beschreibungen überraschend, aber mäßig und gelind, ohne allen Eklat. Es ist seiner Sache sicher und läßt es an sich kommen. Dagegen tritt die Peterskirche mit einiger Prätension auf, der ganze Platz ist so prächtig gemacht.

Er will, man soll gleich sagen, wie schön bist Du! und man sagt es auch, das ist unausbleiblich. Man fühlt wohl Absicht, aber man ist doch nicht verstimmt, denn die Absicht ist gut erreicht. Aber das Campo vaccino ist so eigen zufällig! Aus der großen Prätension und Absichtlichkeit der Römer und ihrer Bauten hat die Natur und die Zeit einen elegischen Trümmerhaufen gemacht, der an Reiz wohl schwerlich seinesgleichen haben möchte. Wie nun da gegraben und gemaulwurft wird und eine Säule und ein Stück Mauerwerk und ein Stück Fußboden nach dem andern zutage kommt, vieles noch unter der Erde steckt, andres an der Luft schon wieder bewachsen ist, so erlebt dies merkwürdige Stück Gotteswelt eine neue Geschichte zu den vielen, die schon darüber hingegangen. — Lebt wohl, es schlägt elf, und um sechs regelmäßig kommen die Pifferari und blasen mich auf, das ist die gottloseste Musik, die menschlicher Odem und ein Bocksfell nur hervorbringen kann, es gibt nur eine noch gottlosere, das Spiel aller Organisten, die ich noch bis jetzt in hiesigen Landen gehört. Das ist auch eine von den Wahrheiten, die man erst erfahren haben muß. Es klang mir jedesmal wie die frömmste Musik, wenn die Orgel das Maul hielt, und der Priester anfing die Messe zu lesen. — Adieu, liebste Familie, könnt' ich nur dazwischen einmal einen Abend bei Euch sein, ich schlüge wahrhaftig gern eine Einladung von L.'s deshalb aus.

Den 8. Dezbr. „Gestern haben wir zum erstenmal bei Ingres (dem Direktor der französischen Akademie) gegessen, der uns außerordentlich freundlich aufgenommen und sich Pauls mit vieler Liebe erinnert; er nennt ihn zum Unterschied von Felix immer: Votre frère quji oue si bien de la basse. Ihr wißt, daß er ein großer Geiger vor dem Herrn ist; nach Tisch wurden Trios gespielt, was jeden Sonntag geschieht,

und dabei versammelt sich die ganze französische Akademie, lauter jeune France mit Bärten und gestutztem Haar à la Raphael, fast lauter hübsche Leute, denen ich es nicht verdenken kann, daß sie sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens, nach den Bällen Horace Vernets zurücksehnen, denn nach Ingres' Pfeife wird gar nicht getanzt, sondern nur höchst klassische Musik gespielt, Ihr könnt uns also zuweilen Sonntags abends mit den Gedanken bei ihm suchen. Ob ich an Felix in diesem Hause dachte, mögt Ihr Euch vorstellen. Welch ein höchst grandioses Institut ist aber diese französische Akademie, und wie glücklich sind überhaupt die französischen Künstler! Für Ingres arbeitet unausgesetzt einer der talentvollsten Kupferstecher, Calamatta, und sticht selbst seine Porträts, das heißt doch, es gut haben in der Welt. Und wie schön ist diese Villa Medicis und wie beneidenswert der Posten dieses Direktors, an dem ersten Kunstorte auf Erden, ausgestattet mit allen Mitteln, auf die Elite der Jugend seines Landes einzuwirken; es kann wohl nichts Schönres für einen Künstler geben, aber sie sind leider auch darüber blasiert, sie wissen nicht, wie gut sie es haben, und müßten wahrhaftig wieder einmal ein bißchen geschüttelt werden, um den Übermut los zu werden.

Den 11. Heut war Vaters Geburtstag und in Berlin werden die Weihnachtsbuden aufgebaut. Hier scheint die wärmste Sonne, und wir haben unser Kaminfeuer wieder ausgehn lassen, das wir überhaupt nur morgens und abends bis jetzt gebraucht haben. In dieser Woche habe ich nun die unermeßlichen Schätze des Vatikans zuerst gesehn, und etwas, das nicht jeder Fremde sieht, die Wohnung des Papstes. Es ist charakteristisch für die Zähigkeit dieses 75jährigen Mannes, daß er sich jetzt all seine Zimmer neu, in einfach noblem Geschmack — roter Damast, grüne

Gardinen — hat einrichten lassen, als gedächte er noch wer weiß wie lange darin zu wohnen. Prachtvolle elfenbeinerne Kruzifixe, Mosaikstühle, eine göttliche Aussicht nach dem Albanergebirge, Monte Cavo, Campo Annibale, Frascati; im Vorgrund Rom, zu Füßen der Petersplatz. Hierauf besuchten wir das Museum: die Stanzen meist vortrefflich erhalten, am besten der Heliodor. Wunderbar ist die Messe von Bolsena, wunderbar alles! In einem Saal: die Transfiguration, Madonna von Foligno, Krönung Mariä, Kommunion des heiligen Hieronymus. Die Transfiguration hat mich natürlich doppelt interessiert, die Kopie ist merkwürdig vortrefflich. Die Galeriediener zeigten eine rührende Freude, Wilhelm wieder zu sehn, besonders Rinaldi, der ihn bedient hat. Durch die Antikengalerien gingen wir nur durch, nach den Gärten. Der erste liegt ziemlich hoch, es steht darin der Bronze-Pinienapfel von der Engelsburg, er hat viele Blumenbeete, aus ihm kommt man in einen zweiten Garten mit unebenem Terrain mit ungeheuren Orangenspalieren, Rosen-, Myrtenhecken, links die Kuppel von St. Peter ganz, rechts Aussicht auf den Monte Mario, mit der Villa Millin; ein Lusthaus enthält hübsche Stückchen Antike, Majolikafußböden usw., Fontänen, Wasserbecken, wo der Papst die Fische füttert, Tiere der verschiedensten Arten, alles mögliche Schöne und Interessante, die kuriosesten Terrain- und Aussichtszufälligkeiten. Eine Menge päpstlicher Orangen haben wir zum Geschenk bekommen, welche aber jetzt in unsern Zimmern noch nachreifen müssen. — Die Trauben sind noch vortrefflich, Äpfel und Birnen aber und Backwerk jeder Art bei weitem nicht so gut als in Venedig.

An Rebecka.

Rom, 16. Dezember 1839.

„Was hilft das alles, ich muß mich einmal wieder, wie Felix zu sagen pflegte, in Deinen Armen wälzen und mich brieflich rekeln. Dafür, weißt Du, bist Du allemal die Auserwählte. Gott! wie oft muß ich das schönste dumme Zeug bei mir behalten, weil Du nicht neben mir sitzest. Wenn ich Dich bis jetzt hergewünscht habe, so geschah es nicht allein meinet-, sondern auch Deinetwegen, neulich aber habe ich Dich bloß meinetwegen hergewünscht, denn anstatt mich zu ennuyieren, wie ein Mops auf einem Koffer, würde ich mich wie ein Kaninchen amüsiert haben, wenn Du mir geholfen hättest. Es war eine feierliche Sitzung der archäologischen Gesellschaft, Winckelmanns Geburtstag (ich gratuliere) und ich war hingegangen worden. Die Sitzungen finden auf dem tarpejischen Felsen statt und Kestner ist jetzt da Bunsen. Der Saal ist küchenrot pompejanisch gemalt und so antik niedrig, daß Dirichlet den höflichsten Bückling würde machen müssen. Längelang steht ein grüner Tisch und Rohrstühle zu beiden Seiten (alles auf dem Forum ausgegraben). In der Mitte des Tisches steht Winckelmanns Büste mit einer Nachtmütze von Rosen und Efeu von Papenkord gewunden, Minna würde geschaudert haben über solchen Kranz. Es waren schon einige Damen und viele Herren versammelt, alles sprach leise, und es ging so putzig feierlich zu, daß mir schon der Magen zum Lachen wackelte, ehe noch ein Mensch gesprochen hatte. Nun fingen aber die Reden an! Die Herren, die sich in italienischer Sprache vernehmen ließen, hießen Kestner, Braun, Ottfried Müller, Abeken, und ihre Aussprache klang ebenso italienisch, wie ihre Namen. Kestner las die Einleitung wie ein altes ver-

nünftiges Pferd, das einen angemessenen Schritt geht, bei jedem stolpert, aber doch nicht fällt. Hierauf galoppierte Braun herbei und las über die archäologischen Verdienste des Herzogs von Blacas. Er zeichnete sich dadurch aus, daß er auf gut sächsisch b mit p und d mit t verwechselte. Er machte unglaubliche Kapriolen in der armen italienischen Sprache und kam mir so lächerlich vor, daß ich die M., die neben mir saß und mich immer ansah, inständig bitten mußte, es zu unterlassen, sonst wäre ich losgeplatzt. Dann kam Ottfried Müller, für diesmal der Lion, — alles räusperte sich, ehe er anfing. Er bewies aus alten Schriftstellern, wo ein gewisses Gebäude des Forums gestanden haben müsse. Anfangs bildete ich mir wirklich ein, es interessiere mich, aber bald sah ich meinen Irrtum ein, und da kam mir alles so willkürlich vor und der Gegenbeweis schien mir so leicht zu führen, daß ich beinahe auf den Tisch gestiegen wäre und mit den Maulwürfen geheult hätte. — Die übrigen schenke ich Dir und mir, denn einstweilen ist schon der 19. herangekommen, Weihnachten rückt immer näher und ich fühle einiges Heimweh, da ich kleines Kind noch niemals an diesem Tage außer dem Hause war. Da ich aber beschlossen habe, daß in diesem Brief kein antikes Wort, sondern nur weibernes oder dummes Zeug stehen soll, so will ich Dir erzählen, daß wir seit acht Tagen, zu meinem größten Gaudium, zu Hause kochen. Jette hat, wie alle Genies, in der Ruhe einen Fortschritt gemacht und ihre Suppen sind so klassisch, wie der hiesige Boden. Sie ist sehr geschickt, geht auf den ziemlich entfernten Markt, holt alles ein, und als ich sie gestern frug, was sie zur Suppe mitgebracht hätte, sagte sie: „Riso di pasta!" Sie hat sogar! o Minna!! Sandtorte in einer Pfanne auf dem Herde gebacken, die nur deshalb noch nicht den höchsten Grad der Voll-

kommenheit erreicht hat, weil wir keinen Puder auftreiben konnten. Sobald ich einem gepuderten Herrn begegne, halte ich ihn an und frage ihn, wo er seine Weisheit her hat und dann sollst Du in effigie auf dem Kapitol gekrönt werden. Wir wollen die Römer lehren, was Kuchen ist! — Das nächstemal werde ich Euch schreiben, ob wir irgend ein Orangen- oder Lorbeerbäumchen als Weihnachtsbaum angeschafft haben. Kaselowsky laden wir ein und werden es wahrscheinlich Gibsones sagen, die sehr viel Freundlichkeit für uns haben. Sonst aber wüßte ich keine nette Gesellschaft zusammenzubringen.

Entre nous soit dit, ein solches Naturalienkabinett von langweiligen Leuten jedes Alters und Geschlechts, wie hier, ist mir noch fast nie vorgekommen. Es ist ganz unglaublich und sie scheinen aus ganz Europa recht eigentlich in der Absicht hier zusammengekommen zu sein, um ein Ensemble zu bilden, das seinesgleichen nicht hat. Auch bin ich abends nirgends lieber, als in unserm recht behaglichen Stübchen, mit Mann und Kind und Tee. Nach Weihnachten wollen wir in verschiedenen Abteilungen unsere Bekannten einladen und dann soviel als möglich die amüsanten Weizenkörner unter die sehr ehrenwerte aber äußerst langweilige Spreu zu säen suchen. — Vorgestern und gestern haben wir lange und wunderschöne Spazierfahrten im herrlichsten Wetter gemacht. Einmal nach der wieder im Bau begriffenen Kirche von St. Paul, die weit von dem Tore liegt, dabei sahen wir die Pyramide des Cestius mit dem protestantischen Kirchhof, der mit Gruppen von Pinien und Zypressen und vielen blühenden Rosen geschmückt und mitten unter Denkmalen des Altertums ein sehr schöner und melancholischer Ort ist. Wir besuchten Bartholdys Grab, von dem Sebastian für Mutter ein paar Blumen gepflückt und

getrocknet hat und sahen unter andern das sehr hübsche Denkmal der armen jungen Bathurst, einer Engländerin, die beim Spazierenreiten am Ufer der Tiber durch ihr scheu werdendes Pferd verunglückte und ertrank. Das andere Mal sahen wir ein großes Stück des alten Roms. Die ungeheuren Ruinen der Bäder des Caracalla, die Grabmäler der Scipionen, die Katakomben, deren früher offene Eingänge von der Regierung geschlossen worden, seit vor etwa sechzig Jahren 50 Seminaristen ohne Führer hineingingen, sich verirrten und sämtlich um's Leben kamen. Ein Mönch mit sehr ausdrucksvollem spanischen Gesicht führte uns. Das Grabmal der Cäcilia Metella, welches zu der alten Gräberstraße gehört, steht unweit der Kirche, in der der Eingang zu den Katakomben sich befindet, so daß man in derselben Stimmung bleibt, die durch den heitern Himmel in eigentümlicher Weise — ich weiß nicht, soll ich sagen, unterstützt oder gemildert wird?

Doch ich wollte ja diesmal nichts Antikes schreiben und bin doch hineingekommen, man kann hier nicht umhin. Überhaupt kannst Du Dir gar nicht denken, wie ansteckend das Altertumsfieber ist, man kommt am Ende dahin, nichts schön zu finden, was eine ganze Nase und zwei Beine hat, und gar ein Gebäude, an dem alle Säulen aufrecht stehen, das sieht man gar nicht an. — Ich bitte Dich um fünfzig Pfund Butter, wie mein Mann zu sagen pflegt, laß diesen Brief unter Mutter und Geschwistern bleiben, es ist zuviel Klatscherei darin und die ganze Welt ein großes Rad."

Familienbrief.

Den 30. Dezember. — — Was ich hier wirklich mit Wehmut genieße, daß ich's Euch nicht mitteilen kann, ist das überaus göttliche Wetter, die klare warme Sonne, die für Mutter zu heiß wäre und in der Beck-

chen und die andern schwelgen würden. Daß für Mutter eine Reise nach Italien selbst vor zehn Jahren nicht passend gewesen wäre, davon überzeuge ich mich immer mehr. Alle Menschen, alle Dinge, alle Aussichten wohnen in Cima, wie es hier heißt, das allein würde hingereicht haben, es ungenießbar für sie zu machen, der Flöhe und andrer bekannten Zugaben nicht zu gedenken. Wenn ich Dich aber auf einmal in die Villa Mills (sehr prosaisch nach einem Engländer, dem jetzigen Besitzer, genannt) versetzen könnte, zu der man bis vor die Tür fährt und dann in einen Garten tritt, in dem, ungelogen, Millionen Rosen blühn, und nun zur Abwechselung Tausende von andern Blumen dazwischen, da würdest Du wohl entzückt sein.

Die Ruinen der Kaiserpaläste steigen bis in den Garten, dessen Mauern aus antiken Fragmenten bestehn, die herrlichsten Aussichten hat man von allen Seiten, ein Gartenhäuschen ist von Giulio Romano gemalt, die ganze Besitzung ist ein Zauberschlößchen und jetzt für einen Spottpreis zu kaufen. Wer hat Lust? — Wir haben in dieser Woche das herrliche Wetter benutzt, mehrere Villen zu sehn, aber auch in der Weihnachtszeit unsere Schuldigkeit als Fremde nicht versäumt. Liebe Mutter, bewunderst Du uns nicht, wenn ich Dir erzähle, daß wir Dienstag nach der Bescherung um zehn Uhr abends noch nach der sixtinischen Kapelle fuhren, die musikalische Messe zu hören, aus der wir erst um Mitternacht nach Hause kamen, und den andern Morgen im Finstern aufstanden und um halb neun in der Peterskirche saßen, um gute Plätze für die Prozession zu gewinnen, in der der Papst umhergetragen wird. Es gelang uns auch, denn in der Peterskirche werden die Frauenzimmer nicht so schlecht behandelt, wie in der päpstlichen Kapelle, im Gegenteil haben sie die besten Plätze auf einer er-

habenen Tribüne, sehn und werden gesehn, tragen auch Sorge, alle möglichen bunten Farben von Hüten und Federn auszustellen, statt der schwarzen Schleier, die sie vorschriftsmäßig tragen sollen, und von denen mir auch nicht ein einziges Exemplar zu Gesicht kam. Die ganze Zeremonie ist sehr prächtig und amüsant. Alle mögliche geistliche und weltliche Kostüme und Uniformen kommen zum Vorschein, und das Ganze hat den Anstrich einer Komödie, die den Fremden zu Ehren gespielt wird. Als der Papst selbst am Altar fungierte, „bald nach dieser bald nach jener Seite sich wendend", da fiel mir Goethe wieder einmal ein, dessen Tagebuch vom 9. November ich nachzulesen bitte. Ich mußte mir auch denken, wie würde St. Peter sich wundern, wenn er jetzt hineinträte und diese Pracht sähe! — Nun werdet Ihr aber auch wissen wollen, wie unser kleiner Weihnachten abgelaufen, wogegen ich bald von Euch zu hören gedenke. Wir hatten einige Leute eingeladen und beschenkt. Der Weihnachtsbaum war aus Zweigen von Zypressen, Myrten und Orangen, mit vielen Früchten beladen, aufgebaut und sah sehr gut aus. Ich bekam von meinem Mann ein sehr schönes mit Elfenbein eingelegtes Schränkchen und schenkte ihm eine Skizze von Paul Veronese, die ihm sehr gefiel. Habe Dank, liebe Mutter, für die verheißenen Geschenke, wenn wir zurückkommen; wir Kirchenmäuse werden es gut brauchen können; ich habe immer gehört, daß man in Italien mager wird, aber wie die Beutel abfallen, davon hat man keinen Begriff. Ich bin ein Falstaff gegen meine Börse." —

Familienbrief.

Den 9. Januar 1840. — — „Etwas habe ich unter vielem Schönen gesehen, was mir ungemein gefallen, liebe Mutter: „Es ist die Casa Bartholdy, jetzt von

Engländern bewohnt, welche die Zimmer mit den schönsten Fußdecken und Sofas und zahllosen alten Möbeln und Kostbarkeiten gefüllt haben, so daß das Ganze den heitersten, angenehmsten Eindruck macht. Sie sind so gefällig, jeden Fremden die Wohnung sehen zu lassen, und ich habe mich mit einer Mischung von Behagen und Rührung darin umgesehen, um so mehr, da mein Mann mir beschreiben konnte, wie alles früher gewesen. Denkt man sich nun die wunderschöne gewählte Sammlung neuer Bilder, sowie die Majoliken und Vasen hinein, bedenkt dabei, daß dies Freskozimmer den ersten Anstoß gegeben zu all dem Herrlichen, was jetzt in dieser Kunst geleistet wird, so sieht man, daß hier ein feiner künstlerischer Sinn gewaltet, und freut sich der Wirkung in die spätere Zeit. Etwas Ähnliches empfindet man in der herrlichen Villa Albani, deren unzählige Kunstschätze einst durch Winkelmann geordnet und, in wunderschöne, eigens dazu erbaute Räume verteilt, nachher lange Zeit hindurch vernachlässigt wurden, und jetzt durch den Besitzer wieder ganz in der früheren edeln Weise hergestellt und auf die liberalste Weise dem Publikum geöffnet sind. Früher ging man ganz frei durch den Garten und alle Räume, seit aber vor drei Monaten ein Fremder eine Statue beschädigt, um ein Stück davon mitzunehmen, ist der Eintritt nur in Begleitung eines Bedienten erlaubt. Ich hätte allen Fremden meine Villa vor der Nase zugeschlossen, das weiß ich wohl! —

Den 4. Februar. — — Noch hängen die Orangen an den Bäumen, und andere Bäume blühen schon wieder weiß. Die Monatsrosen sind den ganzen Winter nicht „alle" geworden; und in dieser himmlischen Luft, auf diesem reichen Boden wächst weniger als in unseren Sandsteppen durch nördlichen Fleiß und Industrie. Ich muß immer an die Spargel denken,

die von Berlin aus trotz 20 Grad Kälte in alle Welt geschickt werden; hier wo man der Natur nur ein wenig nachzuhelfen brauchte, bekommt man im Winter gar keine eßbaren Früchte, und wenige Gemüsearten, und die auch noch schlecht. Ach, was könnte aus dem Lande und auch aus den Menschen drin werden, wenn Gott sich ihrer einmal erbarmen und ihnen den Mann schicken wollte, den sie brauchen. Es ist ein Thema, über das wir in müßigen Stunden politisieren, was aus der Welt geworden wäre, wenn Napoleon statt Frankreich sich Italien unterworfen, sich dann darauf beschränkt und es von Grund aus organisiert hätte. Ich glaube, Frankreich hätte sich selbst geholfen, und Italien wäre jetzt, was es früher war, das Paradies der Erde.

Familienbrief.

Den 25. Februar. — — Wir karnevalieren einstweilen hier lustig fort und das tolle Zeug amüsiert mich weit über meine eigene Erwartung. Eine förmliche Beschreibung der Sache kann ich Euch ersparen, denn die Mühe hat Goethe vor mehr als 50 Jahren übernommen, und in den Grundzügen, wie in vielen einzelnen Masken ist es dasselbe geblieben, der Haupttag, Moccoletti, aber steht uns noch bevor. Wir haben es auf alle Weise versucht, auf drei verschiedenen Balkons im Korso, zu Fuß und zu Wagen. Letztere Art ziehe ich durchaus vor; denn nicht nur, daß man sich auf eine bequeme und sichere Weise mitten im Gewimmel bewegt und alles gut übersehen kann, sondern der Hauptspaß besteht eigentlich in dem kleinen Kriege, den alles gegen die Wagen führt, und die beiden Wagenreihen untereinander. Die verschiedenen Angriffsarten, mit Gips, kleinem und großem Zuckerwerk, und Blumensträußen, letztere natürlich die feinste, werden

gewöhnlich auf entsprechende Weise erwidert, und Sebastian war neulich sehr ungehalten, daß ich eine Gipsladung mit einem Bukett erwiderte, da ich gerade nichts anderes zur Hand hatte. Mehl ist mauvais genre und eigentlich verboten, wird aber scheffelweis verbraucht. Überhaupt treiben viele, besonders Fremde, die Sache ohne alle Grazie und suchen den Witz bloß in der Menge und Härte des Materials, womit sie die Leute aus sicherer Ferne vom zweiten oder dritten Stock herunter überschütten; auch aus größter Nähe bekommt man Ladungen ins Gesicht, die gar nicht sanft tun, allein jeder ist so toll oder so vernünftig, sich nicht darüber zu ärgern, sondern sich nur bestmöglichst zu rächen. Der Bruder des Königs von Neapel, der Prinz von Syrakus, hatte einen Balkon gemietet, von wo herab er einen so unerschöpflichen Strom von Mehl ergoß, daß die Ecke kaum zu passieren war; ein junger vornehmer Römer, dem er besonders übel mitspielte, ließ darauf Konfetti in Form von Makkaroni machen, mit denen er den folgenden Tag antwortete; das soll den neapolitanischen Makkaronifresser so gekränkt haben, daß er seitdem ein wenig bescheidener geworden ist.

Von einzelnen hübschen Späßen fiel mir ein ungeheurer dekorierter Leiterwagen voller Doktoren auf, bewaffnet mit Zangen, in denen sie Hirnschädel, Backzähne und ganze Gebisse hielten, alles in kolossalem Maßstabe, eine ungeheure Klistierspritze und allerhand andere Marterwerkzeuge fehlten natürlich nicht; vorn auf dem Bock saß ein Trepanierter und hinten ein Wilder, so zogen sie, schreiend und ihre Kunst preisend, über den Korso und hielten endlich vor einem Balkon still, auf dem einige Damen standen, über deren Gesundheitszustand sie konsultierten; sie waren einstimmig der Meinung, daß ein Lavement nötig sei, richteten

die Spritze in die Höhe und — ein großer Blumenstrauß flog heraus. Ein Kerl mit einem tüchtigen Bart, Weiberrock und Haube, aber ohne Maske, wackelte umher und klagte, er habe keine Wohnung, um niederzukommen. Sehr häufig sitzen die Kutscher als Frauenzimmer auf dem Bock und sehn oft gar nicht übel aus; die großen über und über behangenen Wagen, deren Räder ganz mit Lorbeer umwunden sind, machen sich sehr hübsch. Gewöhnlich tragen sie etwa ein Dı zend ganz gleich gekleideter Narren, was einen unwiderstehlich komischen Effekt macht. Wenn man sich aber einem solchen Wagen nähert, muß man sein Gesicht wahren, denn es gibt unfehlbar einen Hagel von Konfetti. Die meisten Damen halten sich zu diesem Zweck Drahtmasken vor das Gesicht, da ich aber die Lorgnette brauche, kann ich dies Mittel nicht anwenden, sondern schütze mich nur durch den Schleier. Am Giovedì grasso, einem der brillanten Tage, fuhr ich mit Thorwaldsens Tochter, einer sehr artigen Frau, ihrer Nichte und Sebastian. Du hast gar keinen Begriff, was man alles zu tun hat während so einer Korsofahrt. Sich umsehn, und alles dumme Zeug bemerken, aufpassen, von woher geworfen wird, um sich womöglich zu decken, den Wurf auf angemessene Weise erwidern, die Munition sammeln und sondern, die in den Wagen geworfen wird, sich mit den Stutzermasken unterhalten, die auf den Tritt steigen, sich als Bekannte benehmen und den Augenblick abpassen, einem etwas ins Gesicht zu werfen, alle diese wichtigen Geschäfte nehmen den Geist und die Hände so in Anspruch, daß man nicht weiß, was man zuerst tun soll, ja es ist unglaublich, aber man macht so rapide Fortschritte in der Tollheit, daß man es ordentlich übelnimmt, wenn ein Wagen vorüberfährt, ohne zu werfen, denn es ist eine Vernachlässigung. Kennst Du mich

wieder, liebe Mutter, daß ich mich stundenlang amüsiere in einem Geschwirr und Lärm, den man weder mit dem Brausen des Meeres, noch mit dem Gebrüll wilder Tiere, sondern nur mit dem des römischen Korso vergleichen kann? Ich glaube, viel tut dazu die freie Luft, in der dies alles vorgeht, im geschlossenen Raum wäre es nicht zu ertragen. — Eine Figur von gestern fällt mir ein, ein langer, dünner Mann mit elegantem ci-devant jeune homme Kostüm und einem hochrot seidnen Frack, dessen Enden ihm nach auf der Erde schleppten. Die sogenannten Conti mit drei Ellen langen Papier-Vatermördern und Perücken von gemischten rot und gelben Locken sind auch sehr liebenswürdig. Die von Goethe beschriebenen Gärtner mit den langen Scheren existieren noch immer. Leider ist auch das von Goethe geschilderte Unglück vor einigen Tagen vorgekommen: fünf Pferde verspäteten sich beim Wettlauf um einige Minuten, teilten die tolle Menge, die immer augenblicklich wieder zusammenströmt, und warfen viele nieder; zwei sind an den Wunden gestorben, die Zahl der Verwundeten wird verschieden von vier zu zwölf Personen angegeben. Seitdem hält die Wache wieder mit größerer Strenge Ordnung. Die Soldaten sind wirklich übel dran, das übermütige Volk verhöhnt und neckt sie, wenn sie Platz machen wollen, und läuft ihnen hinter dem Rücken unaufhaltsam über den Weg. Sie sind durchaus wie ungezogene Kinder, und als ob das Gebot nicht zu ihrer eigenen Sicherung gegeben wäre. Dieser tolle Spuk in der ernsthaftesten Stadt der Welt bildet wirklich den merkwürdigsten Kontrast. Wenn nur so etwas Lustiges bei uns aufkommen könnte, die Leipzigerstraße wäre ein einziges Lokal dazu, weit schöner als der Korso. —

Den 14. März. — Ich glaube Euch noch das Ende des Karneval schuldig zu sein und will es in Kürze

mitteilen. Am vorletzten Abend fand ein Fest statt, welches durch das Lokal einzig in der Welt war. Da wir sechs Wochen lang abends nicht aus dem Hause gewesen waren und die prächtigsten Fêten versäumt hatten, so bestand mein guter Mann darauf, mit mir hinzugehen, und es hat ihm Gott sei Dank nichts geschadet, obgleich die Säle sehr kalt waren*). Es wurde nämlich zum Besten der Cholerawaisen durch mehrere Römer von Adel, unter dem Protektorat der Fürstin Borghese geb. Shrewsbury, einer schönen und liebenswürdigen jungen Dame, ein Ball auf dem Kapitol gegeben, und da der Raum auf dem Kapitolplatz zu eng ist, um so viele Wagen dort umwenden zu lassen, so fuhr man durch das Forum hinauf; dieses, sowie der Platz und die Vorhallen, waren durch zahllose Fackeln erleuchtet. Obgleich nun leider das Wetter sehr schlecht war und der Regen einen großen Teil der Fackeln wieder auslöschte, so war es doch ein unvergeßlicher Anblick, die alten Säulen, Triumphbögen und Trümmer so seltsam beleuchtet zu sehn. Bei schönem mondhellen Abend, wie wir so viele gehabt haben, müßte es wahrhaft zauberisch gewesen sein. Auch die prachtvollen Rokokosäle waren sehr brillant erleuchtet, außerdem sah der Ball aus wie alle andern, und nicht einmal so gut, denn da er ein bezahlter war, so fand sich ein ziemlich gemischtes Publikum ein, namentlich was die geliebten Engländer betraf, und die alten Dicken sprangen wie toll umher in diesen berühmten Räumen.

Am Tage darauf fanden die Moccoletti statt, leider wieder bei abwechselndem Regen, indessen habe ich mich sehr amüsiet, das ist so toll, daß es beinahe poetisch wird. Es ist völlig unmöglich, sich einen Begriff davon zu machen, wenn man es nicht gesehn. Wir waren zu Wagen, mit einem Kutscher als Türken, und da

*) Er war ernstlich krank gewesen.

wir ein ganzes Pack Schwefelhölzer und zwei Auflagen Wachslicht verbraucht hatten, zogen wir es vor, uns dem Spott preiszugeben, der jeden Obskuranten trifft und senza moccolo zu bleiben, um nur die tolle Wirtschaft besser mit ansehn zu können, denn wenn man ein Licht hält, ist man dermaßen beschäftigt, es gegen Angriff und Raub zu schützen, und es hält so schwer, es wieder anzustecken, da immer tausend Hände bereit sind, es wieder zu vereiteln, daß wir am Ende müde wurden, die Ehre länger zu behaupten."

Aus einem Brief nach Hause.

„Den 15. März*). — — Ich wünsche und hoffe, daß Ihr einen so durchaus schönen und gelungenen, heitern Festtag erlebt haben mögt wie wir. Vormittags beschäftigten wir uns, ich, eine kleine Komposition fertig zu machen, Wilhelm, die letzten Striche an einem Bildchen zu tun, das er beendet, während er sich noch zu schwach fühlte, nach der Natur zu arbeiten. Es ist der Studienkopf, den er in Venedig angefangen. Ich hatte ihn die letzten Tage nicht sehn dürfen, nun rief er mich hinauf und schenkte ihn mir an Deinem Geburtstag. Um zwei Uhr setzte sich die ganze Henselei mit Kaselowsky in einen Wagen und fuhr beim herrlichsten Wetter und wärmster Luft zum entferntesten Tore Roms, der Porta San Sebastiano, hinaus. Die Luft hatte im höchsten Grade die berühmte italienische Transparenz, in der die fernsten Gegenstände ebenso klar als weich erscheinen; davon gibt kein Bild auch nur annähernde Vorstellung, und ich glaube auch, es ist nicht zu malen. Irdische Mittel reichen da nicht hin, denn es ist eine wahre Verklärung. Die Stadt wimmelte von Spaziergängern, die gar nicht mehr an Cäsars Tod, sondern nur an Deinen fröhlichen

*) Leas Geburtstag.

Geburtstag dachten; alle Landleute und Gebirgs=Ammen waren im Sonntagsstaat, Züge von Priestern in allen Farben, Kardinal Rotstrumpf und Monsignor Violettstrumpf, Weiber und Jungen auf Eseln, gingen, fuhren und ritten dem Freien zu, eine Schar Mädchen, die nach Ostern heiraten (in den Fasten wird nicht getraut) zogen, einem Gelübde zufolge, in Ordenstracht, grauen Kleidern, weißen Schleiern und strickartigen Schnüren um den Leib einstweilen ins Kloster und sahen in dieser Resignationskleidung allerliebst aus. Wir aber fuhren seelenvergnügt (mein Mann war in Sonntagslaune und wir kamen den ganzen Tag nicht aus dem Lachen) beim Denkmal der Cäcilia Metella, einem meiner Lieblingspunkte, vorbei, auf der alten Via Appia, zwischen zwei Reihen grandioser Ruinen hin, bis zu einem Punkt, der vorzugsweise Roma Vecchia heißt, und wo eine sehr malerische Meierei zwischen den schönsten Ruinen liegt. Hier ist man schon den Gebirgen ganz nah und sieht jedes Haus in Frascati liegen. In dieser Meierei ist der Brunnen, den Wilhelm zu seinem Bilde, die Samariterin, benutzt hat; dies war für dasmal unser entferntestes Ziel, wir stiegen aus, wanderten umher, die Herren und Herrchen zeichneten ein wenig, und wir fuhren auf einem sehr interessanten Wege nach der Grotte der Egeria. Hier kommt man so recht durch die öde und in ihrer Dürftigkeit doch so liebliche Campagna di Roma, Herden aller möglichen Geschöpfe, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Pferde, weiden überall, und überall steht Aurel Roberts Hirt mit der Pelzjacke dabei (Wilhelm nennt einen solchen Hirten den Übergang vom Hammel zum Menschen). In der Grotte der Egeria ward eine mitgenommene Flasche Orvieto hervorgeholt und auf Deine Gesundheit getrunken; kannst Du es wohl klassischer und zugleich romantischer verlangen, liebe Mutter?

Hierauf traten wir den Rückweg an und kamen um sechs sehr vergnügt nach Haus, wo wir uns dann nach einem so poetischen Tage die Prosa des Lebens, in Gestalt einer vortrefflichen Frühlingssuppe und eines gebratenen Hasen, sehr wohl schmecken ließen. Abends kamen der englische Maler Severn, den Wilhelm zu zeichnen anfing, und zwei für Musik begeisterte Jünglinge, die Felix kennen, ein Engländer und ein Deutscher. Der erstere forderte mich auf, ihm die große Arie des Paulus zu begleiten, die er nicht recht auswendig wußte, da ich sie nun auch nicht recht auswendig wußte, so gab es eine sehr gelungene Leistung. Hierauf spielte ich noch mehreres, das ich auswendig wußte, und der Abend ging so vergnügt zu Ende, wie der Tag angefangen.

Tagebuch.

„Sonnabend machten wir eine sehr schöne Fahrt bei kaltem, hellem aber unangenehmem Wetter. Zunächst nach Villa Wolchonsky, mit einer der umfassendsten und schönsten Aussichten in Rom. Im Garten selbst steht ein Teil der antiken Wasserleitung. Ein schöner Gang mit einer Rosenhecke an der einen, ungeheuern Kaktuspflanzen an der andern Seite, Büsten sind in die Nischen der Wasserleitung gestellt, um die sich der Efeu schlingt. Es ist ein herrliches Plätzchen, und wir haben beschlossen, wenn Glück und Wetter günstig, Rebeckas Geburtstag da zu feiern. — Von da fuhren wir nach dem Baptisterium des Lateran; man geht durch einen schönen, malerischen Hof, dann durch die Kirche nach dem innern, viereckigen Klosterhof, der rings von einem Kreuzgang umgeben und durch zwei Reihen kleiner Säulen von dem mittleren Raum getrennt ist. Hier sieht man einmal wieder die unermeßliche Phantasie der Architekten und Skulp-

toren jener alten Zeit; keine Säule auf dem ganzen Gange ist der andern gleich, viele nach Art der des Domes von Orvieto aufs sinnreichste und mannigfaltigste gewunden und mit Gold und bunter Mosaik belegt. In der Mitte des Hofs steht ein Brunnen, angeblich der der Samariterin, in Wahrheit ein mittelalterlicher, zwischen zwei Säulen, an den Wänden ringsum sind viele Fragmente und schöne Skulpturstückchen eingemauert und aufgestellt. Die Maler klagen, es haben die schönsten Bäume im Hof gestanden, und die seien durch die Mönche ausgegraben und verkauft worden. Auch die Fragmente hätten früher so malerisch umhergelegen. Wie dem auch sei, es ist wunderschön, und wenige einzelne, dem allgemeinen Verderben entronnene Plätze geben einen schwachen Begriff der unermeßlichen Herrlichkeit Roms bis zum 15. und 16. Jahrhundert. Wahrlich in der Zeit, als die Werke des antiken Rom noch fast ganz erhalten, die des mittelalterlichen christlichen Rom mit dem herrlichen Baustil, der Fülle von Mosaiken und Skulpturen schon meist daneben vorhanden waren, es muß eine nicht zu fassende, wunderbare Größe gewesen sein. Könnte unserer jetzigen Welt mit ihrer Einsicht und Liebe zur Kunstgeschichte ein Blick in diese Wunderwerke vergönnt werden, sie würde noch anders erstaunen, als sie noch immer und mit Recht erstaunt über das verstümmelte, mißhandelte, unter tausend Perücken begrabene und täglich mit neuen Perücken geschmückte und berückte Rom, das nicht zu tötende Rom, was auch die Menschen aller Zeiten versucht haben, durch Grausamkeit, durch Frömmigkeit und durch Geschmacklosigkeit es in den tiefsten Staub zu ziehn. Wenn ich daran denke, was seit Jahrtausenden durch menschlichen Unverstand und menschliche Willkür Herrliches hier zugrunde gegangen ist, so möchte ich

ganz unmutig werden. Noch heut, was setzen sie für erbärmliche Flicklappen ins Koliseum und recht weiß und auffallend, damit nachher eine Tafel daran kommen kann, mit dem allervortrefflichsten Namen Seiner allerheiligsten Heiligkeit Gregors XVI. Diese Wut der Päpste, ihre Namen an jedes Klexchen, das sie errichtet, anzuschmieren, ist wirklich entsetzlich."

Familienbrief.

Rom, 25. März.

„Ganz Rom ist heut voll Staunens, denn denkt Euch, heut am 25. März schneit es seit vier Stunden dick, dick, und der Schnee **liegt** auf Häusern und Straße (denn es ist mir nicht eingefallen, bei so bewandten Umständen andere sehn zu wollen, als die, worin wir wohnen) **fußhoch**. Nachdem wir, wie ich Euch oft geschrieben, fast den ganzen Winter hindurch das herrlichste Frühlingswetter gehabt, so daß Mäntel und Feuerung unnütze Meubles wurden, war es schon seit Anfang des Karneval kalt und sehr unangenehm, am 21. März aber, Frühlingsanfang, bildete sich ein, mit Respekt zu sagen, recht infames Berliner Märzwetter aus, kalte Sonne, noch kälterer Wind, der Staub und Stroh und Unrat aus allen Winkeln zusammenwehte, und das will in Rom was sagen! So blieb es diese vierzehn Tage über und hat sich denn heut endlich in besagten Schnee aufgelöst. Die Leute hier, die sich aus allem ein Fest machen, jubeln den ganzen Tag auf der Straße umher, schneeballen sich, lachen und schreien, liegen in den offenen Fenstern und sind außer sich vor Vergnügen, Sebastian und mich hat es auch sehr amüsiert, mein armer Mann aber ist ganz betrübt und ordentlich beschämt, daß sein Rom sich so aufführt, und macht fast ein ebenso klägliches Gesicht dazu, als das schon so nett bearbeitete Gärtchen

und die mit Früchten beladenen Orangenbäume, die wir aus den hinteren Fenstern sehn, und die vorderhand mit Schnee ganz bedeckt sind. Eben aber bricht die Sonne hell und warm durch und wird wohl das fremde Unwesen nicht lange leiden. „Aber die Sonne duldet kein Weißes." — Von der Sonne gelockt, haben wir uns aufgemacht und in einem ungeheuern Schneepatsch mit Mühe die Höhe von Trinità de Monte erreicht, weiter konnten wir nicht dringen und hier hatten wir das seltsame Schauspiel des ganz eingeschneiten Roms. Mehrstündige Sonne und jetzt mehrstündiger Regen waren noch nicht imstande, die Dächer zu befreien, welche aufs tiefste mit Schnee bedeckt sind. Es soll ein hier unerhörter Fall sein. So weitläufig schreibt man aus Rom über einen Schneefall."

Tagebuch.

„Sonntag, 5. April abends zu Ingres, Vernet zu sehen, der überaus freundlich war und mit seinem orientalischen Kostüm, langem Bart, markierten Zügen, blitzenden Augen und gebräunter Haut, wie ein wahrer Araber aussieht. Wer das nun hört, muß es lächerlich finden, wie wir auch anfangs taten, wer ihn aber gesehen, hat sich gewiß über ihn gefreut, denn es erscheint bei ihm nicht als eine Mummerei, alles stimmt zu der schönen Tracht, welche bei ihm noch durch europäische Reinlichkeit und malerischen Geschmack gehoben wird; auch in seinen Manieren hat er sich ganz morgenländisch gewöhnt und so war seine Erscheinung eine überaus interessante. Wir sprachen sehr viel mit ihm und was er erzählte, rührte wieder aufs heftigste ein schon oft durchgesprochenes Thema auf, so daß wir nachher die halbe Nacht in ernster Verhandlung blieben, deren Resultat ein echt deutsches war, „seine nächste Pflicht tun und warten". Ein Franzose begreift so

etwas nicht, als Wilhelm ihm sagte, daß seine äußerste Sehnsucht nach jenem Land gerichtet sei, machte er ein ganz verblüfftes Gesicht und sagte, er könne ja in vierzehn Tagen da sein und diese glückliche Leichtigkeit, mit der ein Franzose alle äußeren Verhältnisse ergreift und das Leben zu behandeln weiß, hat etwas so Ansteckendes, daß ich wirklich in dem Augenblick kein Hindernis und keine Schwierigkeiten sah und meinem Wilhelm wahrlich aufrichtig und aus wahrstem Herzen dringend vorschlug, uns bis Triest zu bringen und sich einzuschiffen. Ich mußte aber seinen ernsten und würdigen Gegengründen weichen. Was ist es aber für ein Gefühl für mich, ihm durch mein Dasein solche Opfer aufzuerlegen. Denn was wir lange unter uns besprochen, geahnt, gefühlt, gewußt, das bringt nun Vernet mit frischer Tat und klarem Wort ins Leben und in kurzem wird es Gemeingut sein. Dort liegt die Zukunft der Kunst. Diese Tat hätte Wilhelm vollbringen können, hätte er sie gleich der Idee folgen lassen. Daß wir Deutschen immer warten! Immer den Moment verpassen! Immer zu spät kommen! Daß man doch aus seiner Zeit, seiner Familie, seinem eigenen Selbst so schwer sich erhebt. Die Sache bewegt und ergreift mich aufs tiefste."

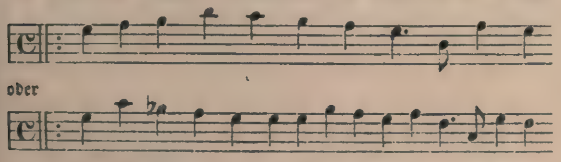
Tagebuch.

„Ich bat Vernet, sich von Wilhelm in seinem malerischen Kostüm zeichnen zu lassen, und er sagte sehr freundlich zu und kam vormittags mit dem alten Maler Reichardt; es war ein nettes Frühstück bereitet, die Unterhaltung sehr lebhaft, Vernet erzählte viel vom Orient und seinen weiteren Plänen, gleich von Paris aus wieder nach Algier zu gehen und Schlachtenbilder zu malen; Reichardt und noch ein Maler sahen meinem Mann auf die Finger, tauchten die

Pinsel ins Weiß, damit es schneller gehe, denn Vernet hatte nur eine Stunde Zeit. Ich spielte zwischendurch einiges vor und in weniger als einer Stunde wurde die Zeichnung beendet, zur größten Freude der Künstler, die nicht genug Wilhelms außerordentliche Leichtigkeit bewundern konnten; Vernet selbst war höchst zufrieden; es war ein sehr angenehmer Vormittag."

Tagebuch.

„Gestern Karfreitag früh holten wir d'Ossoli ab, der uns nach der Sixtina führte, da ich gefürchtet hatte, ohne Billet nicht hineinzukommen. Ich fand ganz vorne Platz, und da später der Schweizer einigen Damen erlaubte, dicht ans Gitter zu treten, so sah ich diesmal alle Zeremonien vortrefflich, und die Kreuzanbetung ist gewiß eine der schönsten. Zuerst ward die Passion gesungen, und da gelang es mir diesmal den Faden zu behalten und bis zu Ende genau zu folgen. Die Einteilung ist im wesentlichen die, welche Bach beibehalten, Jesus ward von einer schönen Baßstimme gesungen, der Evangelist von einem ziemlich schreienden Bariton. Die Volkschöre sind von Vittoria. In ganz kurzen vierstimmigen Sätzen wurden die Worte ohne alle Durchführung einmal gesungen, und doch sind diese kurzen musikalischen Sätze sehr wichtig zur Erholung von dem unglaublich monotonen Ableiern der Passion. Auf eine Melodie, die ungefähr so klingt:



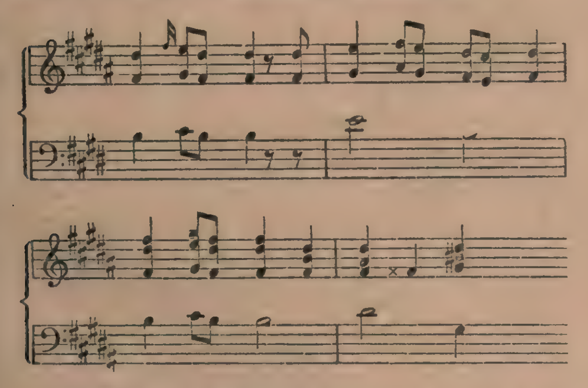
wird alles rezitiert, wobei, nach Anzahl der Silben, jeder einzelne Ton verschiedentlich angeschlagen wird.

Natürlich ist dabei von Ausdruck nicht die Rede. In einem gewissen Pathos, aber doch zugleich mit merklicher Eile werden die Worte abgesungen. Es interessierte mich im höchsten Grade, und meine Aufmerksamkeit ließ nicht einen Augenblick nach. Ich dachte dabei beständig an Seb. Bach. Jene starren Formen des Gesanges erinnerten mich aufs lebhafteste an die uralten Mosaiken, nur finde ich jene noch steifer und todähnlicher. Ihre Ähnlichkeit aber ist sehr denkbar, denn sie sind Kinder einer verwandten Zeit. Auch glaube ich, in einer byzantinischen Kirche würde mich jener Gesang als nicht unpassend angemutet haben, hier aber, in der Sixtina, wo sich die bildende Kunst im höchsten Moment der Vollendung, ja fast der Überreife zeigt, tritt er in einen grellen Widerspruch der Versteinerung und Armseligkeit, wo hingegen die eigentlichen Gesänge der sixtinischen Kapelle (ein ausgebildetes Musikstück in dem Sinn unserer großen Meister habe ich überall nicht drin gehört) wieder einen viel spätern Charakter haben, den der Süßigkeit und eines fast Rokokostils. Ich drücke mich mit Absicht stark aus, um mir selbst für die Folge klar zu bleiben. Der eigentliche Gipfel der Kunst ist für die Musik nicht repräsentiert, er würde es mehr sein, wenn sie den einfachen Gesang einfacher vortrügen, doch davon nachher.

Nach der Passion erschien der Papst, und es ward eine lateinische Rede mit großem Pathos und unermeßlichem Geschrei gehalten, hierauf kamen die Gebete, es wird nämlich rubrikenweise für, wirklich, Gott und die Welt gebetet, und bei jeder Rubrik beugten der Papst und die Kardinäle das Knie. Auch diese so uralte, einfache und schöne Handlung der Kreuzanbetung hat die katholische Kirche wie so manches andere zur possenhaften Äußerlichkeit heruntergesetzt, und knixt wie die Weiber beim Kaffeebesuch. Nur das

Gebet für die Juden wird stehend abgemacht. „Tout dégénère entre les mains des hommes.“

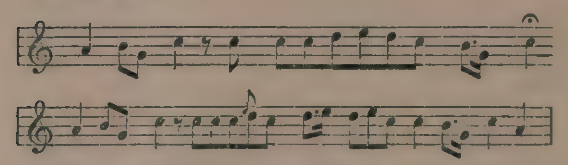
Dann wird ein Kreuz in der Mitte der Kapelle aufgerichtet; der Papst wird seines Mantels und seiner Mitra entkleidet und geht in der Kappe und weißem Rock hin, das Kreuz anzubeten, dann folgen alle Kardinäle und die übrige Geistlichkeit, dazu werden die Improperien gesungen, die von Palästrina sind und ungefähr folgendermaßen lauten, immer derselbe kurze Satz mit wenigen Abweichungen wiederholt:



Es klingt sehr weich und süß, um so mehr, als die erste Sopranstimme diesen Charakter in hohem Grade und sehr viel Macht dazu hat. Der Alt ist sehr schlecht und zieht über alle Begriffe herunter. Das Miserere am Donnerstag und die Improperien am Freitag fingen sie in H-Dur an und schlossen in g, das Miserere am Freitag schlossen sie gar in F-Moll. — Nach der Kreuzanbetung gingen sie in Prozession nach der Paolina, das Allerheiligste wieder abzuholen, der Papst ohne Baldachin, während er zurückkommend mit dem Allerheiligsten unter dem Baldachin ging und am

Eingang des Gitters durch einen Sonnenschirm abgeholt ward, wie ein Mandarin sah er aus. Doch ist dies im ganzen eine schöne und bedeutende Zeremonie, der nur weniges genommen zu werden brauchte, um überaus erbaulich und fromm zu sein.

Wilhelm hatte ein halb Dutzend Kardinäle gezeichnet, wir gingen rasch zu Hause, aßen und fanden uns kurz nach drei wieder in der sixtinischen Kapelle ein, da ich beschlossen hatte, diese Musiken so genau als möglich zu hören. Die erste der Allegrischen Lamentationen ist ein schöner vierstimmiger Satz, von dem ich nichts habe notieren können. Die folgende geht auf diese Melodie:

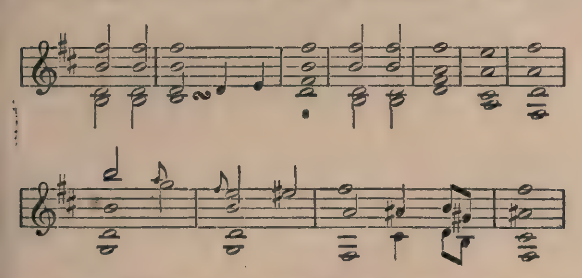


und sie werden von verschiedenen Sängern ganz einstimmig in verschiedenen Tonarten, ohne Takt gesungen. Dies ist sehr monoton und ermüdend. Darauf kommen die übrigen Teile der Messe, Psalmen usw., alles in Unisono von einer oder mehreren Stimmen gesungen, meist auf diese Melodie, die sich ins Unendliche wiederholt:



Dies alles dauert etwa drei Stunden, die Lichter am Altar und an den großen dreiarmigen Leuchtern werden einstweilen ausgelöscht, die Dämmerung bricht ein, es brennen nur die sechs großen Kerzen auf dem Gitter, das die Kapelle in zwei Teile trennt, die großen Gestalten der Decke sehen ganz unheimlich in der tiefen

Dämmerung aus, die Seelen sind ermattet von dem langen monotonen Gesang, da plötzlich, nach langer Pause, setzen die vier Stimmen piano mit süßem Wohlklange den schönen Anfang des Miserere so ein:



Dieser Anfang wäre überall und unter allen Umständen schön, unter diesen Umgebungen aber und nach dem, was vorhergegangen, ist es ein faustdicker Effekt, der denn auch seit 200 Jahren seine Wirkung alljährlich auf sein Publikum zu machen nie verfehlt, und man kann aus diesem Beispiel wieder sehen, wie klug und treffend hier alles zur Wirkung auf die Sinne berechnet ist. Wie man aber seinen Geist durch dergleichen kluge Berechnung kann gefangen geben, das ist und bleibt mir ein Rätsel. Musikalisch genommen und der fremden Poesie entkleidet, verhält sich die Sache folgendermaßen: Das Miserere von Allegri ist ein überaus einfach komponiertes vierstimmiges Versett in G-Moll, welches sich mit sehr geringen Abweichungen zehnmal wiederholt und von den Sängern nur als Cannevas gebraucht wird, den sie traditionell und etwas rokoko verzieren. Früher soll der Chor bis achtzig Köpfe stark gewesen sein, diesmal zählte ich neunzehn, da sie durch den Damenplatz gehen müssen, um zu ihrem Sängerchor zu gelangen, und wegen der Enge einzeln vorbeidefilierten. Sie fangen, wie erwähnt, das

Miserere in H-Moll an, sind aber nicht imstande, diese Höhe zu halten, sondern ziehen bei jedem Versett etwa einen Drittelton herunter, so daß sie ganz tief schließen, was wieder auch keinen übeln Effekt macht. Donnerstag und Freitag singen sie dasselbe Miserere, Freitag war es etwas früher aus und die Welt ging noch in die Peterskirche, wo ebenfalls ein Miserere gesungen ward, die Sänger standen sichtbar auf hohem Chor, von Tages- und Lampenlicht angeschienen, es sah sehr schön aus.

Diesen Abend hatten wir noch eine seltsame Gesellschaft bei der Gräfin Kaisaroff zu bestehen. Nach aller der Kirchenmusik, die wir in den Tagen zu uns genommen, fiel es der guten Dame ein, noch das Stabat mater von Pergolese singen zu lassen, es war Quartettbegleitung, Landsberg, Bousquet und der gute Herr Levreux mit seinem süßen Lächeln spielten mit, und ich mußte dazu flügeln, ennuyierte mich aber so dabei, daß ich beinahe am Klavier eingeschlafen wäre. Das Stabat mater wurde von einem Baß und einem Tenor sehr gut gesungen, so gut, als man es nur verlangen kann, — aber Kreuzdonnerwetter, wir hatten schlabbrige Musik genug im Leibe.

Sonnabend den 18. ließen wir Juden und Heiden im Lateran ohne uns taufen und ruhten aus, und mittags, wo das Knallen und Läuten losging (die Fastenzeit hindurch wird in Rom keine Glocke geläutet, zu Ostern gibt die ungeheure Glocke von St. Peter das Signal und unmittelbar darauf fallen alle die vielen hundert Kirchen Roms ein und zugleich beteiligt sich das Volk durch Böllerschüsse und Kanonenschläge an dem unendlichen und doch harmonisch klingenden Lärm) begaben wir uns einen Augenblick auf die Passegiata, um drei nach San Biagio degli Armeni in der Straße Giulia, die zu ihrem Gottesdienst das verwünschteste Katzengeheul

machen, das menschliche Ohren nur vernehmen können. Die Karaiben mögen ihren Götzen, und die Mexikaner dem Vitzli Putzli nicht ärger vormiauzen. Miau! war auch das einzige Wort, das ich mitunter verstand. Ein möbelkattunener Vorhang trennt die Gemeinde von der Altarseite, ein zweiter Vorhang umschließt den Altar, Kleidung, Bewegungen, die Art des ganz unartikulierten Gesangs, alles das ist noch weit jüdischer, weit barbarischer, als in der katholischen Art des Gottesdienstes.

Gestern früh, Ostermontag, große Messe in St. Peter; der Anblick der vollen Kirche und der tausend Kostüme ist wundervoll; eine schöne Prozession, in der sich allemal der griechische und armenische Bischof durch Schönheit und Würde auszeichnen, jener ein herrlicher, noch junger Mann, mit schwarzem Bart und einer Krone, dieser ein schöner Greis, mit prachtvollem Kostüm und der Mitra. Nachher gingen wir in die Loggia über den Kolonnaden, die Benediktion zu sehen, der Platz ist nur zunächst der Kirche bedeckt mit Menschen. Der Moment des Händeaufhebens ist sehr schön, wenn alles Volk niederkniet; ich war aber halb tot vor Müdigkeit. Abends Erleuchtung. Wunderbar sehen die Architekturlinien der Kuppel mit der Lampenbeleuchtung aus, die alles wie einen Grundriß zeichnet. Schlag acht fährt oben zum Knopf eine Fackel heraus und im Augenblick ist alles mit dem blendendsten Fackellicht übergossen. Es ist ein wunderbarer Moment, schöner aber finde ich die einfache Lampenbeleuchtung. Am allerschönsten sieht die Kuppel vom Pincio gesehen aus, hellstrahlend auf dem dunkeln Himmel, über der dunkeln Stadt unglaublich groß." —

Mit Ostern ist gewöhnlich der Fremdenaufenthalt in Rom abgeschlossen; alles zerstreut sich, geht nach Neapel, auf die weitere Reise. Für Hensels sollte

aber jetzt noch ein ganz neuer Abschnitt des römischen Lebens beginnen, vielleicht die glücklichste Zeit im Leben von Fanny. Zum nähern Verständnis der mitzuteilenden Tagebuch- und Briefstellen sei folgendes erwähnt: Allmählich hatte sich ein engerer Kreis von Bekannten und Freunden gebildet, hauptsächlich künstlerisch begabte Menschen. Vor allen Dingen drei junge Franzosen, Bousquet und Gounod, musikalische Eleven der Akademie, letzterer der jetzt berühmte Komponist, und Dugasseau, ein junger mehr liebenswürdiger als talentvoller Maler. Dann Charlotte Thygeson, eine junge sehr musikalische Dänin, Verwandte Thorwaldsens, und fertige Klavierspielerin. Diese und die deutschen Künstler Magnus, Elsasser, Kaselowsky bildeten den Kreis der Nächststehenden, die nun auch am meisten teilnahmen an dem eigentümlich poetischen Treiben der letzten Wochen in Rom.

Tagebuch.

Donnerstag den 23. April aßen wir früh und fuhren nach Tisch nach Villa Millin auf dem Monte Mario. Die Aussicht ist wundervoll, besonders auf dem Wege. Oben verschieben und verwirren sich die Linien ein wenig. St. Peter sieht man vortrefflich, der Vatikan türmt sich zu einer kurzen Masse. Ich liebe mehr die Ansicht vom Pincio, wo die langgestreckten Linien gar zu schön sind. Die Tiberwendungen mit Ponte Molle und seinem Kastell sind von hier aus schön. Beim Hinunterfahren ward die Beleuchtung immer glühender. Wir fuhren über Ponte Molle im herrlichsten Abendlicht zurück; jetzt, wo alles grün ist, ist es ein Entzücken, sobald man aus den Straßen tritt. Abends hatten sich einige Leute ansagen lassen; ich spielte viel, die Langeweile zu verscheuchen, welche einige englische Ladies in reichem

Maße verbreiteten; und als sie fort waren, und nur die bekannten Herren noch da, fing ich de plus belle an und spielte bis Mitternacht. Bousquet und Dugasseau machen es mir insofern schwer, als sie nie eine Sache vergessen, die ich ihnen, auch vor Monaten, nur einmal gespielt; ein besseres Publikum kann man wirklich nicht haben. Ich schreibe auch jetzt viel; nichts spornt mich so als Anerkennung, wogegen mich der Tadel mutlos macht und niederdrückt. Gounod ist auf eine Weise leidenschaftlich über Musik entzückt, wie ich es nicht leicht gesehn. Mein kleines venezianisches Stück gefällt ihm außerordentlich, ferner das aus H-Moll, was ich hier gemacht habe, Felixens Duett, sein Capriccio aus A-Moll und vor allem das Konzert von Bach, das ich wenigstens schon zehnmal habe spielen müssen.

Sonntag den 26. ging ich früh mit Wilhelm in den Garten der Akademie. Es war entzückend schön. Wir hatten den Abend vorher stundenlang deliberiert, und natürlich wieder die ganze Nacht nicht schlafen können, deshalb, ob wir nicht unseren Aufenthalt über den nächsten Winter ausdehnen sollten; endlich morgens früh trug Vernunft und Rücksichten den Sieg davon, aber in der Villa beschlossen wir, uns dafür zu belohnen und bis Ende Mai hier zu bleiben, wie der Säufer, der an drei Schnapsläden glücklich vorübergekommen, sich am vierten dafür entschädigt. Es kostet uns beide einen schweren Kampf von Rom fortzugehn; ich hätte nie gedacht, daß es mir einen so tiefen Eindruck machen würde. Ich will mir gar nicht verhehlen, daß die Atmosphäre von Bewunderung und Verehrung, von der ich mich hier umgeben sehe, wohl etwas dazu beitragen mag, ich bin in meiner frühen Jugend lange nicht so angeraspelt worden wie jetzt, und wer kann leugnen, daß das sehr angenehm und

erfreulich ist? Es kommt eben alles hier zusammen, um mich an Rom zu fesseln; und wie gut wäre es für meinen Wilhelm, für seine Arbeiten; aber es geht nicht, es ist fest beschlossen.

Nachmittag machten wir eine wunderschöne Partie. Wir hatten mit Schadows zusammen einen Wagen genommen und fuhren nach Ponte Salaro, die Herren kamen, zum Teil zu Pferde, nach. Von da erstiegen wir einen Hügel, von wo man eine herrliche Aussicht hat nach Ponte Nomentano und dem ganzen Teil der Campagna mit dem Kranz von Bergen, an der andern Seite die Stadt, von der einiges zwischen den Hügeln hervorscheint. Dann machten wir eine herrliche Fußwanderung in der frischen Kühle durch die Wiesen und Hügel der tiefsten Campagna, bis nach Aqua acetosa, einem Sauerbrunnen dicht an der Tiber. Es ist wunderschön, wenn man den hohen Hügel bei Ponte Salaro erstiegen hat, erst die ganze himmlische Gegend noch einmal übersieht, und dann beim Heruntersteigen eine ganz neue Seite, nach der Tiber zu, sich öffnet. Der Anio ergießt sich hier in die Tiber. Über Arco oscuro fuhren wir nach Haus. Abends zu Ingres. Ich hatte den Morgen die unwiderstehlichste Lust bekommen, in der schönen offenen Gartenhalle der Akademie einmal ein ordentliches Konzert zu machen, und hoffte, Ingres dafür zu gewinnen, darum ging ich eigentlich hin; aber seine Umständlichkeit wird wohl die Sache scheitern machen; „mine Fru de Ilsebill, will nich so, als ick wol will", unt wie er will, will ich nicht, also werden wir wohl auseinander bleiben.

An Rebecka.

— — Gestern haben wir eine der schönsten unt amüsantesten Landpartien gemacht; es war Kirchen-

und Volksfest in Santa Croce, einer Kirche, die dem Lateran gegenüber durch eine ungeheure Wiese davon getrennt ist, auf der das Volk nun den ganzen Tag hin und her wogt. Bousquet und Gounod hatten uns den Abend vorher besucht, und wir hatten sie und Kaselowsky eingeladen, mitzufahren. Als wir eben fort wollten, kam ein anderer Franzose dazu, mit dem wir in Venedig in einem Hause gewohnt hatten und der den Winter über hier war, ein sehr netter und lustiger Maler, den packten wir auch noch mit auf und waren also mit dem Kutscher acht auf einem halben Wagen, und da waren nun die jungen Leute so ausgelassen, vergnügt und glücklich, die Gegend so himmlisch, das Wetter so schön, daß wir einige der angenehmsten Stunden verlebten, die man sich nur denken kann. Zuerst stiegen wir bei der Cäcilia Metella aus, um dort ein Echo zu suchen, wovon mir Felix geschrieben hatte*). Da setzte sich jener französische Maler auf ein alt Stück Mauer und beantwortete unser Singen und Schreien so geschickt und possierlich, daß wir uns erst täuschen ließen und nachher dem Echo nach Herzenslust zu tun gaben. Endlich fanden wir den rechten Punkt, und es wurden große Konversationen mit dem wahren Echo gehalten. Darauf war Apfelsinenmahlzeit im Wagen, wobei eine mitgebrachte Serviette, die sie als Barbierserviette vorbanden, wieder Anlaß zu tausend Spaß gab, und

*) „Vergiß nicht das Echo bei der Cäcilia Metella," schreibt er, „der Turm steht links vom Weg; in derselben Richtung etwa fünfzig Schritt von der Straße ab, zwischen alten Mauerbrocken und Steinen ist das schönste Echo, das mir in meinem Leben vorgekommen ist; es kann gar nicht aufhören zu brummen und zu murmeln. Gleich hinter dem Turm fängt es schon etwas an, aber es wird graulicher, je weiter man hingeht. Du mußt den rechten Punkt suchen."
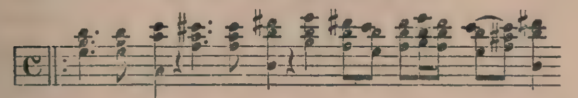
am Ende fingen sie an zu singen. Da kam ich auf den Einfall, sie das schöne Lied zu lehren: „Laudon rückt an", und nun hättest Du die Possen sehn sollen, die sie anstellten, und die ernsthafte Mühe, die sie sich gaben, die zwei Worte aussprechen zu lernen. Endlich gelang es und ging unter unendlichem Gelächter sehr gut zusammen. Beschlossen haben wir die schöne Partie in der Villa Wolchonsky, von wo herab man das Menschengewühl ohne Staub und Gedränge übersehn konnte. — Ich habe in der letzten Zeit mehreres komponiert und meinen Klavierstückchen, die ich hier gemacht, Namen von hiesigen Lieblingsplätzen gegeben, teils sind sie mir wirklich an den Orten eingefallen, teils habe ich sie im Sinn dabei gehabt, und es wird mir künftighin ein angenehmes Andenken sein, eine Art von zweitem Tagebuch. Glaube aber nicht, daß ich sie beim Vorspielen so nenne, das ist bloß für's Haus. — Wenn Cäcilie Gibsone unsere Gastfreiheit in der Fremde rühmt, so glaube ich wohl, daß wir es verdienen, wir haben nach unserer Art ein recht angenehmes Häuschen oder Zimmerchen hier gemacht und sind den ganzen Winter über, glaube ich, kaum drei Abende allein gewesen."

Tagebuch.

Abends kamen einige Leute, unter andern K. und T. K. hascht entsetzlich nach Geist, der Geist will aber gar nicht so gütig sein, sich haschen zu lassen, und macht noch größere Sprünge als K., immer vor ihm her. T. ist so langweilig, daß die deutsche Sprache zu arm ist, um ihn zu charakterisieren, denn langweilig ist viel zu kurzweilig für ihn. Es gehört ein Wort dazu, bei dessen bloßem Klange man einschläft. Ingres ist gewiß einer der schwerfälligsten Franzosen, T. aber ohne Zweifel ein geistreicher Holländer, daran kann man

sehn, daß ein langweiliger Franzose immer noch kurzweilig ist gegen einen amüsanten Holländer. — Kurz, ich wütete schläfrig an diesem Abend. —

Sonnabend, 2. Mai, war große Messe ai Greci, die mich höchlichst überraschte, da ich eine Katzenmusik wie bei den Armeniern erwartete, und eine sehr wohlorganisierte, fest und rein gesungene, dreistimmige Kirchenmusik fand, von einem eigenen Sängerpersonal gesungen, welches zunächst an der Gemeinde stand, von einem Direktor mit der Rolle geleitet. Es waren zwei Bässe und ein Tenor, und die Stücke, die sie sangen, ordentlich durchgeführte Gesangstücke. Die gewöhnlichen Responsorien folgender Satz:



Es klang alles viel voller und ausgebildeter als in der katholischen Messe, und die Zeremonien haben einen ganz eigenen Charakter von Großheit und Würde, wozu auch die Persönlichkeit des Bischofs viel beitragen mag, während die des Papstes viel verdirbt. Die Musik halte ich übrigens nicht für sehr alt. — Abends spielte ich mehreres und zuletzt das Bachsche Konzert wieder, worüber die Leute dermaßen außer sich waren, obgleich sie es schon so oft gehört, daß sie mir die Hände küßten und drückten und sich gar nicht fassen konnten, namentlich Gounod, der überhaupt entsetzlich lebhaft ist und immer keine Worte finden kann, mir auszudrücken, welchen Einfluß ich auf ihn ausübe, und wie glücklich er bei uns sei. Die beiden sind sehr verschieden, Bousquet ruhiger und zur französischen Klassizität hinneigend, Gounod hyperromantisch und leidenschaftlich; dem fällt nun die Bekanntschaft mit deutscher Musik wie eine Bombe

ins Haus, möglich, daß sie großen Schaden anrichtet. —

Montag, 3. Mai früh auf der Villa*). Himmlische Luft, Glockengeläut, Sonntagsgefühl. Ich kann es nicht sagen, wie unbeschreiblich glücklich ich mich hier fühle, ich bin lange schon in einer fast fortwährend erhöhten Stimmung und habe das reinste Gefühl von Lebensgenuß im höchsten Sinne. Die einzige Bitterkeit dabei ist die Notwendigkeit, dies Paradies so bald zu verlassen und meinem Wilhelm nicht mehr lange die Freude gönnen zu dürfen, mit Lust und Behagen nach dieser schönen Natur zu arbeiten. Ach, wer hier leben könnte und dürfte! —

Wir gingen zu Overbeck, dessen heilig langweilig, stumpf poetisch, schlicht anmaßendes Bild zu sehn. Es ließe sich sehr viel darüber sagen, aber ich habe keine Geduld dazu. Nur des ungeheuren Hochmuts muß ich erwähnen, mit dem der heilige Mann sich selbst, Veit und Cornelius in eine Ecke des Bildes als einzige Erwählte der jetzigen Zeit gesetzt hat. Je trouve cela colossal. Als Kupferstich wird sich das Bild weit besser machen, denn es ist herkömmlich aber verständig, und mit einer gewissen Übersichtlichkeit komponiert, die Köpfe der großen Männer, aus denen Overbeck lauter alte Weiber gemacht hat, kann der Kupferstecher, wenn er geschickt ist, nach den Originalen wieder herstellen, und die schlechte Farbe und dürftige Malerei fällt weg. Ich muß ausdrücklich sagen, daß Wilhelms Meinung eine andere ist, und daß er das Bild viel mehr schätzt als ich, aber ich kann nicht gut Autoritäten annehmen, nicht einmal die seinige, sondern will mit meinen eigenen Augen sehen.

*) Die „Villa" ohne weitere Bezeichnung ist immer die französische Akademie.

Donnerstag, 7. Mai verlebten wir einen herrlichen Tag in Tivoli. Um 1/2 7 Uhr morgens wurden wir von Paulsens, den Veranstaltern, abgeholt, Magnus und Buti waren außerdem mit. Im herrlichsten Wetter fuhren wir den durchaus schönen Weg zur Porta San Lorenzo hinaus, immer dem Gebirge zu. Über den Taverno, die Solfatara, die schöne Brücke Lucano, mit dem Grabmal der Plautier, dem der Cäcilia Metella ähnlich, den Berg nach Tivoli hinauf, durch einen schönen Ölwald mit den groteskesten Stämmen, nach der Stadt. Im Sybillentempel abgestiegen. Nach einem sehr guten Frühstück bestiegen wir den Esel (mein Mann muß mir bezeugen, daß ich mich glorios aus der Affäre gezogen habe) und machten die Tour, zuerst nach der großen Kaskade, betrachteten den Wasserfall von allen Seiten, von oben und unten, und ritten dann einen weiten und schönen Weg nach der anderen Seite des Tals, wo man von mehreren Punkten zugleich die Kaskaden, die Kaskatellen und die sogenannten Kaskatellinen sieht; die letzteren stürzen aus den Bergen der Villa des Mäcen in bedeutende Tiefe und sind, sowie die Kaskatellen, wunderschön. Der Weg geht immer durch den Ölwald, dann hinab ins Tal und über eine kleine Brücke wieder dem jenseitigen Ufer zu. Dann geht's die Höhe hinauf nach der Villa d'Este, in der die wunderbarsten Zypressen stehen, die ich noch gesehen, unermeßlich dick und hoch, und einige schöne Pinien, die Gebäude sind aber ziemlich zopfig, auch scheint das Ganze nie recht fertig geworden zu sein, gehört jetzt dem Herzog von Modena und befindet sich im Zustande der Verwesung. Dann begaben wir uns zu Fuß hinunter nach der Grotte der Sirenen, ein etwas beschwerlicher, aber sehr schöner Weg, einigermaßen appretiert, mit Geländern, Ruheplätzen, Aussichten,

was man sonst hierzulande nirgends trifft, und ich fühle mich schon genug italienisiert, daß mich dies wenig erbaut und ich die gewöhnliche italienische Liederlichkeit vorziehe. Dann hielten wir im Freien, vor dem Tempel mit der Aussicht auf die Kaskade, ein sehr gutes und angenehmes lustiges pranzetto; auf Verlangen improvisierte Wilhelm ein Gedichtchen, und ich die Musik dazu, schrieb die Stimmen aus und sang das Liedchen mit Charlotte und Magnus, worüber die Leute eine kindische Freude hatten. Nachdem wir sehr behaglich, wohl zwei Stunden bei Tisch gesessen hatten, fuhren wir nach der Villa Adriana; es ist dies eine grandiose und originelle Wildnis von Ruinen, Pinien, Ölbäumen und Zypressen, vom schönsten glühenden Abendrot verklärt. Wir liefen darin umher bis Ave Maria und fuhren dann zurück im herrlichsten Mondschein, unter einem wunderbar klaren Abendhimmel. Es fehlte wirklich dem Tage nichts, um vollkommen schön zu sein, und Paulsens haben uns eine große und sehr gelungene gentilezza erwiesen.

Freitag, 8. Mai. Nachmittags mit Wilhelm in die Villa, er fing an ein Studium zu malen, ich zeigte ihm die Aussicht vom Belvedere, die er nicht kannte. Abends Magnus und unsere Franzosen, oder wie sie jetzt heißen, die drei Capricen, indem Bousquet sich Caprice en là, Gounod Caprice en mi und Dugasseau Caprice en si bemolle nennt. Es ward wie gewöhnlich viel Musik gemacht, viel geplaudert und gelacht und spät beisammen geblieben. Bousquet zeigte mir seine angefangene Kantate, worin sehr schöne Sachen sind. Ihm, glaube ich, wird die Kenntnis deutscher Musik nur förderlich sein können, während Gounod dadurch verwirrt und halb toll gemacht wird. Der scheint mir viel unreifer, doch kenne ich noch nichts von seiner Musik, denn ein Scherzo, das er mir neu-

lich vorspielte und fragte, ob er's mir geben dürfte, will ich nicht rechnen, das war gar zu schlecht, und mir deucht, da spukte schon deutsche Musik drin.

Dienstag, 12. Mai. Nach einigen vollkommenen Regentagen früh auf den Pincio. Die Luft so himmlisch, das Grün so frisch, alles so lieb und so schön, wir so glücklich hier. Wie freue ich mich, daß wir noch 14 Tage hier bleiben, wie gräme ich mich, daß wir nur noch 14 Tage hier bleiben! So, kann ich wirklich sagen, ist meine doppelte Empfindung jetzt. —

Eine allerliebste irländische Familie haben wir zu guter Letzt noch kennen gelernt. Der Sohn hatte uns schon früher besucht, hat uns jetzt die älteste Tochter zugeführt und uns im Hause bekannt gemacht. Drei himmelhohe Töchter mit schönen englischen Gesichtern auf langen, schlanken Blumenstengeln, Reiterinnen, Pferde- und Landschaftsmalerinnen, sprechen deutsch, französisch, italienisch, alles gut, singen schlecht, ein langer Sohn und eine Hetze Kinder, eine freundliche Mutter, ein stattlicher Vater, eine brillante Einrichtung im Palast Rondanini, von dem Goethe spricht. Das meiste dieser Elemente ist sehr englisch, aber die Liebenswürdigkeit, die entgegenkommende Freundlichkeit der Leute ist es so wenig, daß ich meine Verwunderung darüber nicht los werden konnte, bis ich erfuhr, es seien Irländer, wo es mir denn klar ward. Sie heißen Palliser. Sie kennen Felix aus Frankfurt, und er ist ihr Alpha und ihr Omega. Die Mutter erzählte mir mit vielem Stolz, sie hätten ihm Chöre aus dem Paulus vorgesungen, darüber wird er nun nicht wunderbar erbaut gewesen sein, denn der Gesang ist, wie erwähnt, nicht das Haupttalent im Hause. Das Haupttalent ist die älteste Tochter, die wirklich eine accomplished lady ist, eine allerliebste Person. — Was die Engländer anbetrifft, so gibt es keinen gröbern

Flegel, als einen Engländer, den man nicht kennt; ich ärgere mich alle Tage über sie. Sie bilden hier eine so kompakte Masse, daß man fast sagen kann, es ist eine Bevölkerung, dabei aber fühlt man beständig, daß der Hintergrund nicht dazu paßt, und so hat ihre Erscheinung hier etwas durchaus Beleidigendes, was gewiß in England selbst nicht stattfindet. In englischen Gesellschaften zu spielen, vermeide ich, wo irgend möglich, denn wenn die Konversation auch den ganzen Abend schleppend und träge geführt wird, so animiert sie sich unfehlbar in dem Augenblick, wo man anfängt, Musik zu machen, und läßt sogleich wieder nach, wenn man aufhört. Derselbe Nationalstolz, der im Volk so Großes möglich macht, erscheint in dem einzelnen oft als unerträglicher Hochmut, und selbst wenn sie sich alle Mühe geben, freundlich zu sein, stellen sie sich gewöhnlich dazu an, wie die Bären.

Den 13. Mai ging ich mit Sebastian nach Santa Maria sopra Minerva, wo die Christusstatue von Michelangelo und viele Grabmäler, auch von Päpsten, sind. Daneben ein Kreuzgang mit Fresken, aus dem ich mich, nach meiner Liebhaberei, von Mönchen vertreiben ließ, abends die Franzosen, deren Porträts Wilhelm anfing. Dabei gab's natürlich viel Spaß. Jeder, der saß, durfte sich bei mir bestellen, was ich dazu spielen sollte, und so spielte ich fast den ganzen Fidelio durch und noch vieles andre und zuletzt die C-Dur-Sonate von Beethoven. Gounod war wie betrunken und sprach lauter dummes Zeug, und als er zuletzt in großer Begeisterung ausrief: ‚Beethoven est un polisson‘, meinten die andern, nun wäre es Zeit, daß er zu Bett ginge und brachten ihn fort. Da war es wieder einmal halb eins geworden.

Donnerstag, 14. Mai. Wilhelm schenkte mir das allerliebste Bildchen vom Schäferknaben, das er in

wenigen Tagen gemalt. Abends in der Dämmerung eine Stunde auf dem Pincio. Der Mond leuchtete schon in der Dämmerung hell, gelblich und warm, wie es nun dunkler ward, erschien er immer heller und strahlender, dazu traten die Sterne hervor, die Massen der Gebäude lagen so klar und ruhig da, alles was am Tage störend scheint, geht unter in der großen Einheit und Ganzheit des Lichts, dazu Millionen Glühwürmer im Grase und auf dem Wege, eine laue, liebe Luft, eine vollkommene Stille und Ruhe, — es war unbeschreiblich, unvergleichlich und unvergeßlich schön. Die Augen werden mir naß, indem ich nur daran denke. —

Aus einem Familienbrief.

„Gestern abend ist denn auch unser Tripel-Konzert von Bach in brillanter Gesellschaft bei Landsberg höchst glorios und mit größtem Beifall vom Stapel gelaufen. Ich habe Euch doch geschrieben, daß ich es mit Charlotte Thygeson und einer hiesigen, sehr guten Dilettantin einstudierte? Während wir es gestern vortrugen, konnte ich mich der innerlichen Freude nicht erwehren, das in Rom zu spielen und unserm Alten vom Berge hier neue Freunde und Jünger zu erwerben. Denn etwas Verdienst darf ich mir wohl dabei zuschreiben; nicht jeder würde es ihnen faßlich und eindringlich haben machen können. Vorher spielte ich das Quintett von Hummel, wobei mir andre Gedanken durch den Kopf gingen; ich glaube, ich habe es seit den Studienjahren, bei Zelter, nicht wieder gespielt. Zum Konzert von Bach hatte Landsberg drei superbe Flügel von demselben Fabrikanten nebeneinander gestellt, die er von den Inglesi zurückbekommen hat, sie nahmen die ganze Breite eines Salons ein und sahen sehr gut nebeneinander aus. Platz war knapp. Hitze groß, aber der Abend sehr angenehm. — —

Wir haben einige Regentage gehabt und böses, schwüles Schirokkowetter, das indessen auf mich wenig Eindruck macht. Die Empfänglichkeit dafür, sowie überhaupt für hiesige klimatische Einflüsse, soll sich erst bei längerm Aufenthalt entwickeln. Dasselbe ist mir von Südländern in bezug auf nordisches Klima gesagt worden. Personen, die viele Jahre hier sind, haben mich versichert, daß sie im Anfang Tee, Blumen im Zimmer und dergleichen vollkommen gut ertragen hätten, nach und nach aber eins nach dem andern hätten abschaffen müssen. Bis jetzt trinken wir jeden Abend Tee, und er bekommt uns vortrefflich, auch fehlt es mir nie an einem Blumenstrauß im Zimmer, über dessen Wirkung ich noch nicht zu klagen gehabt habe. Bei dieser Gelegenheit muß ich Eure diätetischen Fragen beantworten. Gequälte Früchte*) gibt es schon lange nicht mehr, was sollte man quälen? Dagegen lassen wir es uns in Apfelsinen wohl sein, die fast das einzige sind, was man hier nicht teuer bezahlt, man bekommt, je nachdem sie sind, 10, 12 auch 16 für einen Paolo 4 Gr.). Besser als bei uns sind sie aber nicht, im Gegenteil, weniger ausgesucht, alles untereinander. An Gemüsen haben wir bisher großen Mangel gelitten, seit einer Woche aber gibt es vortreffliche Schoten und gute Erdbeeren, aber nicht so gut, als in unserm Garten; die sollen in Neapel köstlich sein. Mein Mann schwelgt noch ganz besonders jeden Tag im Genuß einer Fenchelwurzel, deren Kultur wir suchen wollen, in Berlin zu befördern, denn Ihr habt keinen Begriff davon, wie gern er die ißt. Ich habe es ihnen nicht abgewinnen können, so wenig, als dem gerühmten Caprettobrätchen, für das er ebenfalls eine große Zärtlichkeit hat; es schmeckt, wie wilder Hammel. Vor allem am besten aber

*) So nannte Hensel Kompotte, Eingemachtes u. dgl.

schmeckt mir hier die Luft. Ich kann nicht aufhören, sie zu loben und zu lieben.

Tagebuch.

16. Mai. Früh mit Wilhelm nach Villa Wolchonsky, die Partie dorthin für den Dienstag zu verabreden. Ein Paradies! Diese Masse von Rosen zwischen den Ruinen, den Zypressen, den Aloes, alles Fülle, alles üppige und doch ernste Schönheit. Es ist ein himmlisch Plätzchen, und wenn die schon so oft verschobene Partie gelingt, dann kann sie einzig werden. Diesen Abend steht uns die schöne Mondscheins-Coliseums-Partie bevor.

17. Mai. Unsere gestrige Partie wurde ganz anders, als wir erwartet hatten, aber sehr genial. Sonnenuntergang und Mondaufgang waren sehr schön und niemandem fiel ein Zweifel ein. Magnus und Landsberg kamen gegen Abend. Um neun kamen unsere Franzosen und Bousquet stellte einen vierten vor, einen Violinisten der komischen Oper, Terry; darauf verfinsterte sich der Mond dergestalt, daß wir die Hoffnung auf unsere Partie aufgeben und den Wagen unter vielem Jammern und Wehklagen abbestellen mußten. Das war sehr „öklich"; ich mußte nun spielen und habe in langer Zeit nicht so schlecht gespielt, als „les adieux, l'absence et le retour", der Fremde genierte mich. Nachher spielte ich noch mehreres aus Fidelio; schon beim Anfang der Sonate hatte sich der Himmel etwas aufgeheitert, gegen halb zwölf ward es ganz klar und sogleich beschlossen wir unter allgemeinem Freudengeschrei, nach dem Coliseum zu gehen. Wir nahmen den Weg über Fontana Trevi, die wirklich auch sehr schön im Mondschein aussieht, Monte Cavallo, das war göttlich, die Kolossen und die Fontäne in diesem Lichte, ich habe nichts Wunderbareres ge-

sehen; der ganze Platz und die Fernsicht war auch herrlich. Dann hinunter nach der Colonna Trajana, durch die Basilika des Konstantin, an deren Rückseite ein sehr poetisches Madonnenlämpchen brannte, nach dem Forum. Alles sah ganz wundervoll aus und nun gar das Coliseum! Der Mond war abwechselnd heiter und bedeckt, was ein wunderschönes Schauspiel gewährte. Nach ziemlichem Aufenthalt gingen wir über das ganze Forum zurück. Gounod kletterte auf einen Akazienbaum und warf uns allen blühende Zweige herunter, so daß wir einhergingen, wie der Wald von Dunsinan; ich nahm unterwegs meine Haube ab, wie Cécile im Kotillon, aber nicht, um sie zu kopieren, wir stiegen aufs Kapitol, dann nach dem Pantheon, das ungemein still und ernsthaft dastand, über Moncitorio und Piazza Colonna. Hier fing einer an, das Konzert von Bach zu singen und wir fielen alle im Chor ein und marschierten im Takt, kurz, wir durchzogen Rom ein wenig, wie die betrunkenen Studenten, und heut schäme ich mich nachträglich vor dem Fremden, der mich zum erstenmal gesehen hat und erst den Tag vorher in Rom angekommen ist, der hat schön angefangen. Um halb zwei kamen wir nach Haus, wir schlafen jetzt fast gar nicht.

Sonntag, den 17. waren wir denn doch etwas müde und nicht unzufrieden, daß eine mit Schadows verabredete Partie nach Veji sehr schlechten Wetters wegen unterblieb. Abends waren wir bei Schadows recht angenehm und ich unterhielt mich viel mit Reinick, der sehr nett ist. Nachher hatten wir noch ein wunderschönes Abenteuer. Vor Schadows waren wir auf den Pincio gegangen und hatten uns an milder Luft und an Millionen Glühwürmern erfreut; als wir nach elf wieder heraustraten, lockte uns der helle Schein des jetzt spät aufgehenden Mondes abermals auf

Trinità. Da begegneten wir Dugasseau, der von Ingres kam und sehr verwundert uns zu sehn, mit uns umkehrte. Vor der Akademie angekommen, setzte er uns zu, mit in den Garten zu gehn, es wäre da so wunderschön, und da wir unschlüssig waren, ging er unter Gounods Fenster, der im Entresol wohnt, und rief ihn an, er möchte herunterkommen, es wären ein Herr und eine Dame da, die ihn verlangten. Gounod kam ans Fenster und rief herunter: Bah, elle est bonne, votre dame, je voudrais bien la voir! er hielt mich für einen verkleideten Pensionär. Unterdessen war aufgeschlossen worden und während wir in den Garten gingen, der wirklich zauberhaft schön aussah, holte Dugasseau Gounod herunter, der sich geschwind wieder angezogen hatte, Bousquet schlief schon lange und wurde dafür von den andern verhöhnt. Als wir lange im Garten gewesen waren, fiel ihnen ein, wir müßten auch ins Bosquet, und ehe wir uns versahen, sprang Gounod nach seiner Stube, holte den Schlüssel und wir stiegen durch das Wäldchen aufs Belvedere. Nein! etwas zauberischer Schönes habe ich noch nie gesehen, als die Aussicht von da oben im Mondlicht; alle näheren Gegenstände, z. B. die Gebäude und Baumpartien in Villa Borghese sah man klar, wie am Tage, von den Bergen hinten einen deutlichen Schatten, St. Peter ganz bestimmt und scharf. Der Obelisk und die Kirche von Trinità machten sich auch prächtig. Und nun das Wäldchen selbst von der Terrasse aus, die hellen Lichter durch die dunkeln Bäume — es war himmlisch! — Dugasseau war sehr lustig und komisch und ließ Gounod nicht zur Emphase kommen, der sich immer hineinbegeben wollte. „Je n'ai jamais commis de vers,“ sagte er ganz ernsthaft. Wir trennten uns wirklich schwer von dem zauberhaften Ort und es war richtig wieder halb zwei, als wir zu Haus kamen. —

Was habe ich nicht hier in Rom schon durchgelebt und durchempfunden! Bei diesen lustig durchwanderten, hellen, südlichen Mondnächten fiel mir hundertmal die erste Nacht von Wilhelms Krankheit ein, wo ich in tödlichen Sorgen an seinem Bette saß. Bei all diesem Wechsel und dem vielen Erlebten fühle ich mich hier nicht älter, sondern jünger geworden. An solcher Reise erwirbt man einen ewigen Schatz.

Familienbrief.

Villa Wolchonsky, 20. Mai 1840.

„Wir machen uns einen guten Tag, einen wahrhaft poetischen Tag, und er soll nicht vergehn, ohne daß Eurer gründlich und herzlich gedacht werde. Dieser Tag könnte im Dekameron stehn, denn erlaubt ist, was gefällt, da aber nur gefällt, was sich ziemt, so könnten wir vor dem Tribunal der Prinzessin bestehn. Dies bezeugen alle Anwesenden.“ (Folgen die Unterschriften und einige Worte von der Thygeson, Bousquet, Dugasseau, Magnus, Kaselowsky, den beiden Elsassers, Sohn und Vater Hensel, der schließt: „Zum Schluß sage ich, daß der Tag froh beschlossen, wie er angefangen; Fanny, die als Königin des Festes von ihrem geistigen Throne alles überschaut, mag beschreiben und hat die Ergebnisse unseres Fleißes als Tribut in Empfang genommen. So mag sie auch noch diese Lust zu andern Freuden tragen!“) — Fanny fährt dann fort:

Rom, 20. Mai.

Liebe Mutter und liebe Geschwister.

Wir haben einen Tag erlebt, wie er wohl in Romanen vorkommt, in der Wirklichkeit aber gewiß nur einmal im Leben gelingt, einen durchaus poetischen Tag, wo-

von mir jede Minute unvergeßlich bleiben wird. Alle Anwesenden haben sich oben unterzeichnet, es waren sechs Maler, ein Musiker, zwei Dilettantinnen und Sebastian. Unser zweiter französischer Musiker Gounod, den ich sehr gern dabei gehabt hätte, weil ich wenig Menschen kenne, die sich so herzlich und glückselig amüsieren können, wie er, wurde krank und konnte nicht mitkommen. Seit dem 11. April, wo die Partie eigentlich schon sein sollte, war sie noch oft beschlossen und unsichern Wetters wegen wieder verschoben und vorgestern noch war ein Regentag, so daß wir zweifelhaft waren, ob sie diesmal stattfinden könnte. Allein es stieg die schönste, klare Sonne auf, und um sieben ging Wilhelm mit Kaselowsky, Elsassers und Sebastian voraus, um neun fuhr ich mit Charlotte Thygeson, Bousquet und Dugasseau nach, ein Karren, mit einem Esel bespannt, führte Geschirr und Eßwaren hinaus. Als wir ankamen, fanden wir schon alle Maler im Garten zerstreut und beschäftigt, denn es war vorher bestimmt worden, daß jeder fleißig sein sollte, und alle hatten mir ihre Arbeiten zugedacht, ein Gesetz, das Magnus allein übertreten und den ganzen Tag nicht gearbeitet hat. Wir Musiker sollten uns gegenseitig Aufgaben stellen, ich brachte für Bousquet ein italienisches Gedicht mit, woraus er ein recht hübsches Duettchen gemacht hat, und er für mich einen Band Lamartine, aus dem ich ein paar Strophen komponierte. Um Mittag ward gefrühstückt in einer sehr geräumigen Strohhütte, von der man nach allen Seiten die schönsten Aussichten hat, und da war es sehr lustig, wie einer nach dem andern mit seinen Arbeiten herbeikam. Elsasser hat eine sehr schöne Aquarelle gemacht, Wilhelm ein Studium in Öl, Kaselowsky und Dugasseau Zeichnungen, ich bringe das alles mit, und Ihr werdet dadurch einen Begriff von dem Reichtum des himm=

lischen Plätzchens bekommen. Bei dem Frühstück übereilten wir uns eben nicht, wie Ihr denken könnt, und nachdem wir wohl ein paar Stunden aufs erquicklichste dabei vertan, zerstreute man sich wieder nach Zufall und Laune. Charlotte, Magnus, Bousquet und ich blieben zusammen, setzten uns im Schatten der Ruinen des Aquädukt vor eine Rosenhecke und probierten zwei-, drei- und vierstimmige Lieder von Felix und mir. Nun werdet Ihr aber lachen, wenn ich Euch erzähle, wie diese Lieder besetzt waren, aber ein Schelm macht's besser, als er kann: den Sopran sang ich! und den Baß Bousquet, der eigentlich so wenig eine Stimme hat, als ich, wenn er aber eine hat, so ist's eine Tenorstimme, und Deutsch weiß er gar nicht. Trotz dieser Bahn mit Hindernissen trugen wir einige Lieder gar nicht übel vor, eins aber, das ich den Tag vorher zu dem Zweck komponiert hatte, wollte nicht recht gehen und kann einmal in unserm Garten dienen. Gegen vier bezog sich der Himmel und es kam ein Gewitter heran. Wir waren nach der nahen Villa Massimi gegangen, wo Fresken neuerer Deutschen sind, mußten uns aber vor dem Unwetter flüchten und nahmen Posto in dem Saal der Villa Wolchonsky, der sehr hübsch und elegant eingerichtet ist und nach mehreren Seiten große Fenster mit göttlichen Aussichten hat. Von hier aus sahen wir die prächtigen Gewittereffekte auf der unvergleichlichen Landschaft. Dann gingen wir zu Tisch, und Jettes Küche fand bei allen Nationen ungeteilten Beifall. Wir sprangen aber alle Augenblicke auf, um ans Fenster, oder aufs Belvedere zu gehen, denn auf das Unwetter folgte der wunderbarste Regenbogen, den ich je gesehen, vollständig doppelt und von einer blendenden Farbenglut; er überspannte gerade mein geliebtes Albanergebirge und blieb wohl eine halbe Stunde sichtbar.

Ehe wir mit dem Essen fertig waren, hatte sich das Wetter wieder vollständig aufgeklärt, und wir konnten im Garten Kaffee trinken. Gegen Abend kamen Paulsens hinaus, die Herren machten eine Bocciapartie, und wir gingen im Garten spazieren, bis es ganz dunkel war und die Glühwürmer zu leuchten anfingen. Dann setzten wir uns wieder in eine andere Rosenlaube mit Licht (erleuchtete Rosen sehn gar nicht übel aus) und trugen unsere am Vormittag probierten Lieder vor. Ganz spät gingen wir wieder in den Saal, tranken Tee und spielten eine kleine Lotterie aus, die wir bereitet hatten. Der Hauptgewinn war ein Kupferstich nach Raphael, dann eine Börse, die ich gehäkelt, und mehrere meiner hier beliebten Klavierstücke, die ich möglichst zierlich abgeschrieben hatte. Das Schicksal erwies sich aber höchst ungeschickt, meine drei Klavierstücke fielen alle in die Familie Paulsen, und das Beste an den Obersten, der halb blind und unmusikalisch, aber mein großer Verehrer ist. Indessen, denke ich, wird die Thygeson sie nehmen, und dann sind sie wohl aufgehoben; Magnus bekam den Kupferstich, den er gar nicht brauchen kann, da er in einigen Wochen abreist, und die Herren, die für mich gearbeitet, erhielten alle Nieten, römische Briefbogen. Die Folge davon ist, daß ich mehrere meiner Stücke noch mehrmals abzuschreiben versprechen mußte. Gegen Mitternacht kamen wir nach Hause, alle herzlich vergnügt über den schönen Tag. Einen so vollkommen gelungenen Festtag habe ich aber wirklich noch nicht gesehn; kein störender Zufall irgend einer Art, selbst das Ungewitter nur dazu dienend, unsern Genuß zu erhöhen, keine müßige Minute, den ganzen Tag lustiges oder ernstes, aber immer geistreiches Gespräch, ich glaube, es war keiner von uns, dessen Fähigkeiten nicht für den Augenblick erhöhet gewesen wären. Bed-

chen, wie würdest Du Dich gefreut haben! Ob ich wohl den Euch Unbekannten von Euch erzählt habe?

Was an der Villa Wolchonsky so ganz besonders ist, das ist, wie L. von Rom zu sagen pflegte ‚die Lage von des olle Loch‘. Die Villa selbst ist kein Palast, sondern ein einfaches Haus von der für mich so reizenden, italienischen, unregelmäßigen Bauart, die Treppe ganz frei und außen sichtbar. Der Garten wird der Länge nach von den Ruinen der Wasserleitung durchschnitten, welche zu den mannigfaltigsten Anlagen benutzt sind, Treppen führen in die Bogen hinauf, und oben sind Sitze; Büsten und Statuen stehen überall in den alten Mauern, fast von Efeu überdeckt, Rosen klettern allenthalben bis zum Gipfel hinauf, Aloes, indische Feigenbäume, Palmen, Säulenkapitäle, alte Gefäße, Fragmente, das lebt, wächst, fällt, alles über- und untereinander, und Millionen Rosen jeglicher Gestalt, Rosenlauben, -hecken, -büsche, -bäume umwuchern und beleben das Ganze. Besonders wunderschön sehen sie aus, wenn sie sich an die Zypressen anlehnen, Ihr glaubt nicht, wie poetisch und reizend das ist. Überhaupt ist alles Schöne hier ernst und ergreifend, es gibt in der Natur gar nichts Kleinliches oder Niedliches; was man derart sieht, haben alles die Menschen mit ihrem Ungeschmack der letzten Jahrhunderte hineingebracht, die Natur hat alles großartig angelegt, und früher auch die Menschen, und ich kann mich über fast nichts freuen, ohne daß mir die Tränen dabei in den Augen stehen. Überhaupt hat mein mich jung fühlen hier einen starken Beigeschmack von altem Weibersommer, denn ich habe immer das wehmütige Nebengefühl von der Vergänglichkeit aller schönen Zeit, und besonders der schönen Lebenszeit, und das hat man doch nicht, wenn man wirklich jung ist und sich so fühlt. Aber wie dem

auch sei, ich genieße die Gegenwart unbeschreiblich, nur auf meine Weise, und ich weiß, Ihr gönnt es uns alle, allen.

Werdet nur nicht ungeduldig, wenn wir zurückgekommen sind und immer und immer von Italien sprechen werden, ich kann nicht versprechen, es nicht zu tun, mein Herz ist zu voll davon. — Nun steht uns noch ein schöner Tag bevor, ein Gegenstück zur Villa Wolchonsky, ich will aber nicht eher etwas davon schreiben, bis er glücklich vorüber ist; aus Neapel erzähle ich Euch davon, denn aus Rom wird dies wohl der letzte Brief sein. Nein, Beckchen! wir geben nicht wieder vierzehn und noch einmal vierzehn Tage zu, obgleich sie uns gestern bei Ingres fast totgequält haben, und uns eine Petition überreichen wollten, von der ganzen französischen Akademie unterzeichnet, und obgleich es mir mein Mann anheimgegeben hat, und obgleich am 18. Fronleichnamsprozession ist, und am 21. ein Teil der neuen St. Paulskirche eingeweiht wird! Wir haben Seelenstärke und reisen ab; der Wagen ist schon repariert. — Einstweilen aber leben wir die himmlischsten Tage und Nächte, denn ich muß es nur sagen, wir schlürfen die Neige der köstlichen Zeit so vollständig, daß wir nur ein Minimum von Schlaf zu uns nehmen und die halben Nächte mit Spazierengehen, oder Zeichnen und Musikmachen hinbringen. Ich kann es jetzt gar nicht gut unter Dach aushalten, selbst im Vatikan bin ich in Ewigkeit nicht gewesen, des Abends kann mein Mann mich nicht in die Stube bekommen, noch auf der Schwelle des Hauses stehe ich still und graule mich vor Stubenluft. Habt aber keine Angst, wir sind weder nervös aufgeregt, noch abgespannt, sondern ganz ruhig und vollkommen gesund; und nur das Bewußtsein des nahen Endes dieser schönen Zeit, und zugleich die himmlische Luft läßt

uns den Schlaf nicht vermissen. Ach! wie schön ist das Leben! wie schade, daß man's alle Tage mehr abnutzt! Könnte man doch zu manchen Tagen sagen: Halt! steh' ein bißchen still, laß dich näher besehen! — Adieu, liebste Mutter, und liebste Geschwister, wahrscheinlich adieu aus Rom!" —

Tagebuch.

„Donnerstag 28. Mai, Himmelfahrtstag. Früh ging Wilhelm zu Soutzos*) und brachte ihm seine sehr schönen Skizzen und Aquarellen wieder und schloß Freundschaft mit ihm. Gegen elf fuhren wir nach dem Lateran, die Benediktion zu sehen. Es war prächtig, der Platz mit Landvolk bedeckt, die Treppe unter der Mosaiknische voller Weiber, der Himmel und die Berge und die lieben Ruinen, alles so duftig und warm, so poetisch und herrlich. Wir hielten im offenen Wagen mehrere Stunden in großer Hitze, aber ich kann nicht sagen, daß es mir lästig geworden wäre. Der Anblick war unendlich schöner als bei St. Peter, die Umgebungen sind hier so wunderbar reizend. Der Wind trug von der Kirche her, und man konnte des Papstes Stimme deutlich verstehen. Wilhelm ging unter das Volk und zeichnete sehr viel, Soutzos kam mit seiner Mappe, und Dugasseau, der von den Mauern eine Ansicht der Lage der Villa gezeichnet hatte für mich, als Nachtrag zu Wolchonsky, stieg ein und fuhr mit uns zurück. Da kamen die Landmädchen, die Wilhelm gezeichnet hatte, und erkannten ihn, lachten, gingen neben dem Wagen her, er sprach mit ihnen, gab ihnen Geld und zeichnete weiter, es war sehr nett, und der Vormittag klassisch. Als wir bei Tische waren, kam

*) Ein schöner junger Grieche, der in der letzten Zeit zu dem intimeren Kreise gehörte.

Elsasser, der mir sein Bild des protestantischen Kirchhofs brachte.

Sonnabend 30. Mai, nachts halb zwei Uhr vorbei. Der heutige Tag verging mit Packen der großen Kiste und mehrerer Koffer. Kaselowsky aß bei uns zur Henkersmahlzeit vortreffliche Krebse, die er künstlerisch beurteilte, und wir tranken eine Flasche Orvieto dazu. Nachmittags packte ich wieder, immer zwischendurch Besuch, gegen Abend gingen wir hundmüde noch ein wenig auf die Passegiata; es war den ganzen Tag Schirokko gewesen, gestern auch, alle Leute schliefen und klagten, niemand konnte sich aufrecht erhalten. Heut nachmittag hatten wir ein Gewitter, gegen Abend war es schwül, aber schön. Mit Glühwürmern kamen wir nach Hause, es waren unterdes eine Menge Besuche dagewesen, der alte Santini erwartete uns noch und nahm Abschied. Dann waren wir einen Augenblick allein, bis neun ungefähr. Da kam Dugasseau, bald darauf Bousquet und Gounod und Charlotte. Ich war sehr müde und verstimmt, und um nicht wieder ins Weinen zu geraten, ging ich ans Klavier und spielte die beiden Allegri der F-Moll-Sonate von Beethoven. Unterdes fing Wilhelm an, Lichter auf die Porträts der drei zu setzen, und ich versprach Bousquet, wenn er artig säße, nachher noch einmal das Allegro der B-Dur-Sonate. Dazwischen spielte Charlotte ein paar Stücke. Hierauf hielt ich mein Wort und spielte das Allegro aus B-Dur und zwei Lieder von Felix, und eben fiel Gounod mir zu Füßen, mich um das Adagio zu bitten, als Bellays und Brunis kamen. Elsasser und Kaselowsky waren auch da. Elsasser hatte die allerliebste Idee, eine kleine Landschaft unter sein Porträt zu zeichnen, und saß mit dieser Arbeit am Klavier. Wilhelm zeichnete die Bruni. Ich spielte die Sonate aus Cis-Moll und zwei Stücke

von Felix, hierauf bat Elsasser um die Sonate aus As-Dur, mit den Variationen, und ich hatte eben die ersten beiden Sätze gespielt, als unten auf der Straße Gesang ertönte, und uns ein allerliebstes Ständchen gebracht ward. Landsberg, Magnus, Baron Bach, Quatrocchi, Schanzky und Bruni standen mit Lichtern im Torweg gegenüber und sangen sehr hübsch und rein drei vierstimmige Lieder. Wilhelm ging hinunter und holte sie herauf; ich sollte ihnen nicht das letzte Wort lassen, und spielte das E-Dur-Liedchen ohne Worte, dann sang Madame Bellay zweimal meine italienische Kavatine, Wilhelm zeichnete Bruni als Maske auf das Porträt seiner Frau, et pour finir spielte ich das Konzert von Bach, und nach halb zwei Uhr ging die Gesellschaft dankbar, gerührt, erfreut, aufgeregt auseinander. Ich schrieb noch mein Tagebuch und ging gegen drei zu Bett."

Brief und Tagebuch.

„Sonntag, 31. Mai, waren wir eingeladen, den ganzen Tag, vom Kaffee des Morgens an, auf der französischen Akademie zuzubringen, um meinem Wunsch gemäß in der wunderschönen Gartenhalle zu musizieren. Das Wetter, welches zwei Tage lang trübe und schwül gewesen war, hatte die Güte, uns unbeschreiblich zu begünstigen, und der Tag gehörte entschieden zu den unvergeßlich angenehmen. Der Garten der Akademie, der gewöhnlich öffentlich ist, war für das Publikum geschlossen und Ingres hatte nur die Hausgenossen und Habitués und einige unserer Freunde eingeladen, z. B. Elsasser und Kaselowsky, und als ich mein Bedauern bezeigte, daß Charlotte Thygeson nicht dabei wäre, wurde sie auch herbeigeholt und blieb den Rest des Tages mit uns. Ich versichere Euch,

es ist ganz nett bei Springbrunnenrauschen zu musizieren, ich bin nicht leicht so vergnügt gewesen als an dem Tage, Papa Ingres war im siebenten Himmel, so viel Musik hören zu können, und einigen Beethoven zu begleiten, obgleich es dabei zwischen uns immer einen kleinen stillen Krieg gesetzt hat, denn ich rannte davon und er zoppte zurück, und wir bissen uns gewissermaßen musikalisch. Bis zum zweiten Frühstück ward fast unausgesetzt gespielt, die bärtigen Schlingel lagen dabei auf den Treppen und Säulenpostamenten und wunderten sich den ganzen Tag, daß man sich den ganzen Tag so amüsieren könnte, dazu mußten wir erst aus Berlin kommen, um sie das zu lehren, wie man sich im göttlichsten Lokal der Welt die Zeit angenehm vertreibt. Dann ward eine Weile angenehm gedämmert und sehr reichhaltig gefrühstückt. Nach dem Frühstück ward nur abwechselnd Musik gemacht, dazwischen im Garten spazieren gegangen, in meinem Lieblingswäldchen gesessen und vierstimmige Lieder probiert. Ingres führte uns in sein Atelier, das vielbesprochene Bild zu sehn, das schon, als wir ankamen, in vierzehn Tagen fertig sein sollte. Es ist schön komponiert, edel gedacht, aber ungemein schwach in Farbe wie in Zeichnung, und noch lange nicht fertig. Wir besahen Vernets türkisch eingerichtetes Zimmer, bestiegen den Turm der Villa, wo ich noch nie gewesen war, und wo ich die ganze Herrlichkeit bei Sonnenuntergang zum letztenmal ansah, nicht ohne viele Tränen. Darauf stiegen wir hinunter, das Instrument war in den großen Saal gerückt worden, es war tiefe Dämmerung, und es bemächtigte sich eine wunderliche Stimmung der ganzen Gesellschaft. Ich präludierte lange Zeit gedämpft, ich wäre nicht imstande gewesen, stark zu spielen, alles sprach leise, und jeder fühlte sich durch

jedes Geräusch verletzt. Ich spielte das Adagio aus dem G-Dur-Konzert, das aus der Cis-Moll-Sonate und den Anfang der großen aus Fis-Moll. Charlotte, Bousquet und Gounod saßen dicht um mich her. Es war eine Stunde, die ich nicht vergessen werde. Hierauf gingen wir zu Tisch, dann auf den Balkon, wo es himmlisch war. Unglaubliche Sterne und Lichter in der Stadt, und Glühwürmer, und eine lange Sternschnuppe, eine ferne, auf einem Berge liegende, erleuchtete Kirche, und laue Luft, und tiefe, innere Bewegung in uns allen. — Wir stellten uns an ein Ende des Saals und sangen die Lieder, die außerordentlich gefielen. Zu guter Letzt mußte ich auf Begehren vielfacher Art noch die Phantasie von Mozart und die Capricen eins und zwei wiederholen, hierauf wurden noch einmal die Lieder gesungen — es war Mitternacht und unsere Zeit zu Ende: ‚Sie weinen, und wissen selbst nicht warum?‘ Das war unsere letzte Musik in Rom.

Ein zärtliches Embrassement von Ingres hätte ich mir noch eher gefallen lassen, wenn nicht die jungen Leute alle dabei gestanden hätten, für die das wohl ein wahres Gaudium gewesen sein wird. Ich kann wohl sagen, daß wir ihnen den besten Tag gemacht haben, den sie unter Ingres ganzer Leitung gehabt."

Tagebuch.

Montag, 1. Juni 1840. Vormittags gerechnet, genäht, Besuche bekommen, gepackt. Wilhelm ging noch aus und zeichnete die Pallisers ein wenig weiter, allerliebst. Nachmittags alle Freunde, um fünf fuhren wir aus, erst zu Angrisani, Pferde bestellen, dann nach St. Onofrio, die göttliche Aussicht sehn, nach Villa Pamfili, wo wir gegen Sonnenuntergang ankamen: die Pinienbäume golden in Glut getaucht, die ganze

Stadt in Duft, die Berge wunderbar im Ton, das Albanergebirg glühend violett, die Ortschaften darauf rosig. Wir blieben bis nach Sonnenuntergang und fuhren dann hinein nach Aqua Paola und St. Pietro in Montorio. Einen so himmlischen Abend habe ich vielleicht noch nie gesehn, als diesen letzten in Rom; ich möchte gern etwas davon aufschreiben, mir selbst zur lebhaften Erinnerung, aber ich weiß es nicht anzufangen. Das reine rote Gold hinter St. Peter, das glühende Violett der Albanergebirge und die unbeschreiblich reiche und große Tonung der Luft und aller Gegenstände zwischen diesen beiden Punkten, was soll man davon sagen! — Über der Kirche stand der Neumond, nach der Seite von St. Paul der Jupiter, die andern Sterne waren noch nicht sichtbar. Auf der Treppe vor der Kirche standen vier braune Mönche, die Türe war noch offen, ich trat einen Augenblick hinein, nie hatte mich so ein inneres Gefühl in die Kirche getrieben. Dann gingen wir in die Ecke des Platzes vor der Kirche, wo man St. Peter noch besser sieht. In der Stadt wurden die Lichter angesteckt, der Abend war angebrochen, Ave Maria wurde geläutet, und unser letzter Tag in Rom war abgelaufen.

Den ganzen Abend gingen Besuche ab und zu, Madrazo, Landsberg, Magnus, Kaselowsky, Elsasser; Soutzos kam noch spät und brachte mir eine Zeichnung, Wilhelm schrieb ein sehr schönes Gedicht für ihn nieder, ich versprach ihm von Neapel aus ein Lied, er war überaus gerührt und weich; er muß irgend ein Leiden haben, wahrscheinlich unglückliche Liebe, der Mensch ist gar zu rührend und melancholisch, ‚Lebhaft und stille‘ sagt Elsasser nicht übel von ihm. Kaselowsky zeichnete noch Wilhelm für das Künstleralbum, und eben, zwölf Uhr gingen sie weg, und Mandolinen und Kastagnetten durchziehn die Straßen.

Und eine herrliche, liebe, reiche Zeit ist verflossen! Wie soll man denn Gott genug danken für eine zweimonatliche, ununterbrochene Glückseligkeit! Die reinsten Genüsse, deren ein Menschenherz nur fähig ist, haben sich gefolgt, fast keine störende Viertelstunde in dieser ganzen Zeit. Kein Schmerz als der, daß die Zeit verging. Das letzte Lebewohl von St. Pietro in Montorio wurde uns nicht leicht. Aber ich habe ein ewiges, unvergängliches Bild in der Seele, das vor keiner Zeit verblassen wird. Ich danke Dir, o Gott! —"





Neapel bis Berlin

„Ich habe viel nachzuholen, konnte während der Reisetage nicht schreiben, nicht einmal notieren, da ich kein Buch hatte und die einzige freie Zeit in Albano benutzte, nach Haus zu schreiben, wozu ich noch eine fast unüberwindliche Müdigkeit habe überwinden müssen — und nun sitzen wir in Neapel, und der erste Anblick ist bei Schirokkoluft, Nebel, farblos." —

So lautet die erste Tagebuchnotiz nach der Abreise von Rom, und sie ist charakteristisch, gewissermaßen symbolisch für die Fortsetzung der Reise. Der Höhepunkt war überschritten; wenn auch aus dem Folgenden sich ergeben wird, daß Fanny Neapel und allem Schönen, was sie noch sehen sollte, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß Auge und Sinn noch empfänglich und offen waren, so war es doch eben nur das Auge und nicht mehr das Herz; das hing an Rom und stand, nachdem dies herrlichste Reisekapitel abgeschlossen war, nach Hause. Fanny bewunderte noch die außerordentlichen Schönheiten, aber die hohe Begeisterung, das tiefinnere Glück, was sie in Rom empfunden, war der pflichtmäßigen Reisearbeit des Sehens und der Sehnsucht nach Ruhe gewichen.

Den 2. Juni 1840 wurde Rom verlassen. Die Freunde nahmen herzlichen Abschied, Bousquet fuhr noch mit ins Albanergebirge und durchstreifte dasselbe mit Hensels nach allen Richtungen. Die Gespräche

drehten sich vielfach um die durchlebte schöne Zeit in Rom und die daselbst zurückgelassenen Freunde.

Tagebuch.

„Gleich hinter dem Campo Annibale fängt ein erquicklicher Waldweg an, der bis zum Gipfel des Monte Cavo sich ausdehnt. Hier auf diesem Waldweg erzählte uns Bousquet Sachen, die uns sehr interessierten. Wir hatten schon mehrere Male von Gounod gesprochen, und Bousquet konnte ihn nicht genug schelten und bedauern, sein Teil an diesen schönen Tagen versäumt zu haben. Da nun erzählte er uns, wie jener sich in religiöse Verbindungen habe hineinreißen lassen, und wie er bei seinem schwachen Charakter davon alles für ihn fürchte. Der Pater Lacordaire, den ich schon früher von den Franzosen viel hatte nennen hören, der diesen Winter in Viterbo sein Noviziat gemacht und die Priesterweihe empfangen und nun einige Zeit in Rom leben will, um die Vorbereitungen zur Gründung eines neuen Hauses in Frankreich zu treffen, dieser soll une tête chaude und sehr viel Phantasie haben, und besonders der Künstler zu seinen Plänen bedürfen, durch die er mehr als durch die Geistlichkeit auf das Volk zu wirken hoffe. Lacordaire hatte sich im Laufe des Winters auch um Bousquet und Gounod beworben, und der letztere, der sehr exaltiert und jedem Einfluß offen ist, soll ganz in seine Ideen eingegangen sein, so daß Bousquet meint, er sehe kommen, wie jener die Musik mit der Kutte vertausche. Bousquet selbst hat seine Besuche beim Pater Lacordaire eingestellt, als er seine Absichten erkannt, denn er sagte, er traute sich nicht Festigkeit genug zu, die Beredsamkeit jenes Mannes sei ganz ungeheuer. Die Verbindung Johannes des Evangelisten in Paris besteht aus lauter jungen Künst-

lern, die sich zu dem Zweck vereinigt haben, christliche Kunst zur Bekehrung der weltlich Gesinnten zu üben, ohne jedoch weitere Gelübde zu leisten. Sie haben den Pater Lacordaire um Regeln gebeten, und Gounod soll auch zu dieser Verbrüderung gehören. In Rom ist diesen Winter eine ganze Anzahl junger Leute aus großen Familien gewesen, welche, zum Teil früher andern Berufen folgend, sich nun dem Priesterstande widmen, zum Zweck der Emanzipation der Welt auf religiösem Wege. Das ist alles sehr merkwürdig, besonders gegenüber dem gräßlichen Materialismus und der unersättlichen Geldgier, welche einen großen Teil der Franzosen jetzt beherrscht. Es ist die Reaktion gegen solche Tendenzen in ihrer größten Stärke."

Brief nach Hause.

Neapel, den 9. Juli 1840.

„— — Wenn ich das Beste zuerst bringen wollte, so müßte ich mit der Aussicht anfangen, in der ich die Ehre habe, zu sitzen. Ich will aber lieber historisch mit der Fortsetzung unserer Reise von Albano aus fortfahren, auf der uns Bousquet noch bis Genzano begleitete. Als der noch bei uns war, begegnete uns ein anderer französischer Maler, Bonirote, im Begriff, zu Fuß hierher zu gehen. Die Pontinischen Sümpfe haben mir nicht sehr imponiert, es sind nur ein paar Stellen, wo sie wirklich etwas eklig aussehen, ich war sehr schläfrig und wollte immer nicken, aber Sebastian bewachte mich wie ein Argus und litt es nicht. In Terracina, wo wir nachteten, ist es plötzlich wunderschön, Palmen und Meer und die groteskesten Felsen, an denen die Stadt hinaufklettert, es hat entschieden schon ein viel südlicheres Ansehen als Rom, mein unvergeßliches Rom, nach welchem ich auf dem schönsten Balkon in Neapel täglich mit meinem Mann ein zwei=

stimmiges Lied mit oder ohne Worte, wie es kommt, seufze. Ich versichere Euch, es gehörte Charakterstärke dazu, mitten in einem solchen Leben, wie wir es dort führten, abzubrechen; denn alle die verschiedenen Umstände, die dazu gehörten, um es so überaus schön und reizend zu machen, vereinigen sich vielleicht nie wieder. — Terracina hat ein prächtiges, vom Meer bespültes Gasthaus, das wir in den letzten Strahlen einer glühenden Abendsonne erreichten. Es wird ein Hafen in Terracina gebaut und mehreres andere; eigentlich die erste italienische Stadt, in der ich bauen sehe. Bei Meeresbrausen aßen wir Abendbrot und schliefen wir ein. Am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort, ein Eckchen herrlich am Meer entlang, mit üppigster Vegetation, an einem Landsee vorbei, dann ins Land; man verliert das Meer aus den Augen und nur die Nase wird von Zeit zu Zeit von seinem göttlichen Gestanke erreicht, über Fondi und Itri, ein großer, etwas wilder Bergpaß. Bei Gaeta bekommt man das Meer wieder und zugleich schon einen Vorgeschmack von Neapel; die beiden können sich nebeneinander sehen lassen. Das Wirtshaus liegt wieder dicht an der See, ein Orangengarten führt vollends hinunter. Da ist's gut sein! Rechts das Fort Gaeta auf dem Felsen, der weiteste Meerbusen; links das schönste Vorgebirge in sanfter Linie und zartem Duft schließend; Zypressen, Pinien, Orangen, Ölbäume bis dicht ans Meer reichend und den schönsten Vorgrund bildend. Das Wetter war himmlisch, die Beleuchtung blendend. Wir frühstückten vortrefflich, hielten dann ein wenig Mittagsruhe in den reinlichen, eleganten Zimmern, von denen eins ein prächtig Eckchen Loggia hat, und erkundigten uns nach den Bedingungen eines Aufenthaltes dort, welche wirklich sehr billig sind, drei Scudi täglich für den schönen Saal mit breitem Balkon und

der allgemeinen Übersicht alles dessen, was ich oben genannt, gerade über der Mitte des Gartens mit Schlafzimmern und aller Beköstigung. Es wäre schon der Mühe wert, was meinst Du, Beckchen? Nachmittag fuhren wir weiter; hinter Gaeta fangen die Hecken von Myrten, Aloes, wilden Rosen und mehr solchem Pöbel an, der Weinstock klettert in die höchsten Bäume, es ist eine Vegetation wie toll. So eine Hecke sieht aus wie ein ganzer Blumengarten. Wir wollten eigentlich in Capua übernachten, es ging uns aber wie vor Rom, der Abend war herrlich, schönster Mondschein, der sich indes nachher trübte, wir kamen zeitig an, die Ungeduld ergriff uns und wir fuhren ohne Aufenthalt durch nach Neapel, wo wir stracks in die schönste Wohnung fielen, die wir auf der ganzen Reise noch irgendwo gehabt. Sie besteht aus einem wunderschönen Salon und drei Schlafzimmern, ganz leidlicher Aussicht auf Sta. Lucia, Pizzi Falcone, die Insel Capri, ein Stückchen Meer. Das ist aber nicht das Beste: neben unserm Salon ist ein zweiter, größerer, prächtigerer, mit einem Balkon von ungefähr sechzig Fuß Länge und fünfundzwanzig Breite. Diese Wohnung gehört dem liebenswürdigsten Engländer, Lord Cavendish; der edle Mann behält sie während eines Badeaufenthalts in Castellamare und der noch edlere Cameriere hat sie gänzlich zu unserer Disposition gestellt. Auf diesem Balkon geht es folgendermaßen zu: drei große Glastüren führen hinaus, er ist mit einem Fußboden von zierlicher Steinmosaik und einem eisernen Geländer versehen; und indem man hinaustritt, sperrt man unfehlbar Maul und Nase auf und sieht links einen Teil der Stadt, der sich bis zum Vesuv hinzieht, diesen ganz und gar und in der vorteilhaftesten Lage; die unzähligen Orte und Landhäuser, die ihn vom Fuß bis zum zehnten Teil seiner

Höhe bedecken, den Eremiten am Fuß des Aschenkegels, diesen selbst, der höchst falsch, unheimlich und greulich in all die Herrlichkeit hineinsieht, gegenüber die wunderschöne Küste von Sorrent mit all ihren Ortschaften (bei klarem Wetter kann ich Landsberg in Castellamare singen sehen), bis zum Vorgebirge la Campanella, so genannt, weil in früheren Zeiten hier die Annäherung der Sarazenen durch Glockenläuten verkündet ward. Dann ein Stückchen offenes Meer, hierauf Capri, das Castel del Uovo, den Berg Pizzi Falcone und darunter die Straße Sta. Lucia, die sich im Bogen bis an unser Haus zieht. Der Balkon liegt über dem Meer, unter unsern Füßen befindet sich ein Fischbehälter, aus dem die Sardellen zu unserm Diner täglich frisch gefangen werden; und wenn Du mit alledem noch nicht zufrieden bist, so wende Deine Augen wieder links und sieh die englische Flotte da liegen, drei große Dreidecker, ruhig und majestätisch, als wären sie bloß darum hergekommen, unsre Aussicht noch zu verschönern. Sie sind aber gekommen, um in der sizilianischen Schwefelfrage einen gelinden Druck auf die neapolitanische Regierung auszuüben. Die englischen Schaluppen fahren den ganzen Tag mit taktmäßigem Ruderschlag hin und her, Tausende von Booten beleben das Meer, das Auge ist beständig beschäftigt und dabei erreicht uns der unerträgliche Straßenlärm nur ganz von fern und nicht mehr störend, das einzige fortwährende Geräusch ist das liebliche Einförmige der Ruderschläge und das Plätschern der Wellen an der Mauer unter uns. Hier leben wir nun seit drei Tagen wie die verzauberten Prinzen ganz allein, haben auch noch keinen Brief abgegeben, außer beim Bankier, wo Wilhelm gleich am Morgen nach unserer Ankunft zwei Briefe, von Dir, liebe Mutter, und von Marianne und ihren Kindern, ab-

holte, die uns, Gott sei Dank! nur Gutes brachten. Eben haben mich die Damen Meuricoffre besucht und mir erzählt, das Hotel sei früher das der preußischen Gesandtschaft gewesen und von der Gräfin L. aus Caprice verlassen und gegen ein viel weniger schön gelegenes vertauscht worden. Es gehört eine starke Dosis Wunderlichkeit dazu, eine Situation aufzugeben, die selbst in Neapel kaum ihresgleichen zu haben scheint.

Vormittags gehen wir aus und haben in diesen drei Tagen schon viel gesehen, nachmittags haben wir Schatten hier auf dem Balkon, und da ziehe ich ihn jeder anderen Pläsierpartie vor und habe noch immer hier geschrieben, während Wilhelm und Sebastian zeichneten. Abends ist Mondschein, der uns auch gerade recht steht, uns seinen goldenen Widerschein im Meer zu zeigen und da wird die Szene womöglich noch schöner als am Tage. Denn außer dem Mond mit seiner Feuersäule im Wasser und den Sternen sehen wir Licht auf der englischen Flotte, Licht beim Eremiten, auf dem Vesuv, Licht in den Ortschaften weit und breit, Fischerfahrzeuge mit Pechpfannen fahren hin und her, verschwinden hinter dem Kastell, kommen wieder und ihr rötlicher Widerschein macht den des Mondes zum silbernen erblassen. Endlich blinken Lichter im Kastell und auf Pizzi Falcone und ein dichter Lichtkranz läuft an Sta. Lucia hin bis zu unserem Hause. — Diesen Morgen auf der Treppe des Museums erblickte ich, wen? liebe Mutter, Deine Freundin Pauline Garcia, jetzt Mme. Viardot. Ich erkannte sie auf der Stelle und wir feierten ein zärtliches Wiedersehen. Leider bleibt sie nur einige Tage und noch leiderer waren wir die letzten Tage in Rom zusammen, ohne es zu wissen. — Liebe Mutter, warum meine Briefe nach Moschus riechen, mußt Du die Post fragen, vielleicht lagen sie in der Nachbarschaft irgend

eines süßen Liebesbriefes, über unsere Schwellen und Nasen ist dergleichen nicht gekommen. — — Glaubt übrigens, daß wir jetzt herzlich nach Hause verlangen und hier nicht länger bleiben werden, als nötig ist. Wir beide wären am liebsten von Rom nach Hause gereist, um diesem größten Bilde durch keinen späteren Eindruck Nachteil zuzufügen, wenn man es nur vor sich selbst hätte verantworten können, Neapel nicht zu sehen. Mit herzlicher Freude schreibe ich jetzt auf baldig Wiedersehen. Haltet Euch alle gesund und laßt uns das Haus in erfreulichem Stande finden." —

Montag 8. Juni, zweiten Pfingstfeiertag, wurde das Fest der Madonna del Arco gefeiert, wovon Robert sein Bild gemalt hat. Wir fuhren hin sieben Miglien landeinwärts, und auf dem ganzen, langen Wege war schon ein unbeschreiblicher Spektakel. Hunderte von Wagen, so und ähnlich, wie Robert sie gemalt, mit grünen Zweigen, Tüchern, Bändern behangen, die Leute drauf mit gabelförmigen Stöcken, an denen Federn, Blumen, Heiligenbilder, Körbe, Löffel und tausend andere Dinge hangen, die sie auf dem Markt neben der Kirche gekauft, alles geputzt und aufgestutzt, so gut als möglich, Tamburin, Kastagnetten, Gesang und unsägliches Geschrei, und das alles mit einem erstickenden Staube gewürzt. In der Nähe der Kirche erreicht der betäubende Lärm und das Gedränge eine kolossale Höhe; da sitzen sie in den Buden und trinken, doch sah ich keinen Exzeß. Sehr viel ganz afrikanische Physiognomien und negerschwarze Haut bemerkte ich; ein Mädchen schlug Tamburin und lachte dazu mit ganz afrikanischer Wildheit. In der Kirche rutschte ein Mann auf den Knien umher und leckte dabei den ganzen Fußboden ab, ein schönes Gelübde! Wir ließen den Wagen in den Schatten fahren, während Wilhelm herumging, zeichnen. Wir kamen überein, daß dies

Fest vortrefflich sich zu einer Frieskomposition eignete, denn es ist wirklich ein romantisch bachantischer Zug!

Dienstag, den 9. Juni gingen wir früh nach den Studien. An den antiken Fragmenten — Mosaiken, Darstellungen, besonders von Tieren in großer Treue und Naturwahrheit, Malereien, z. B. Abbildungen von Häusern und Gärten in fast französischem Geschmack — ist eine ganze Kunstgeschichte nachzuweisen. Wilhelm war entzückt von dem Farbengefühl in manchem. Durch einen Garten, in dem zwischen den Rosen und andern Gesträuchen Fragmente aller Art aus Pompeji aufgestellt sind, gelangt man in den großen Raum, wo der ungeschlachte Lümmel, der Farnesische Herkules und die berühmte Gruppe des Farnesischen Stiers, aufgestellt weniger als untergebracht sind, denn so möchte ich von allem in den Studien sagen: der Begriff einer würdigen, künstlerischen Aufstellung, die an und für sich wieder ein Kunstwerk ist, wie im Vatikan, oder in den Münchener Kunstsammlungen, scheint mir überall hier zu fehlen. Dann besuchten wir das Zimmer, wo die Kostbarkeiten aus Pompeji gesammelt sind, das ist eine recht weiberne Sammlung, und es waren auch mehr Frauen da, als überall anderswo zusammen. Kostbarer Goldschmuck in den geschmackvollsten Formen, unsere Schlangenarmbänder sind daher; Küchen- und Hausrat aller Art, Lebensmittel, wie man sie bei der Ausgrabung gefunden, Eier, Brot, Wein, Reis, Öl mit den Gefäßen, in denen es sich befand, die Börse, welche das Skelett in der Hand hielt, das man die Frau des Diomedes genannt und das auch reichen Goldschmuck trug; geschnittene Steine; die Becher und Gefäße, zum Teil in dem Stil, der nachher von Benvenuto Cellini wieder aufgenommen; man könnte es für Florentiner Arbeit des 16. Jahrhunderts halten.

Wie ungeduldig bin ich, Pompeji selbst zu sehn. Dann gingen wir in die Gemäldegalerie; die bekannte heilige Familie von Raphael ist wunderschön! Besonders die heilige Elisabeth, gewiß die schönste alte Frau, die je gemalt worden, so lieblich, mild und doch alt. Das gibt kein Kupferstich und keine Kopie, sowie kein Fremder leicht die letzte Feinheit einer Aussprache lernt. — Abends las ich zu Haus französische Zeitungen, Verhandlungen über den Transport von Napoleons Asche. Als ich nachher wieder auf den Balkon trat und die Mondnacht sah und die Feuer auf den Schiffen und die Lichter ringsum und die stille Feierlichkeit der Natur, kamen mir alle Zeitungen so widerwärtig vor, wie noch nie.

Donnerstag, den 11. Juni früh meldete sich Bonirote und trank mit uns Kaffee. Den haben wir nun also in den Hauptstädten Venedig, Rom und Neapel gesehen. Er hat mit zwei andern Malern die Reise hierher zu Fuß, zu Esel, mit einem sehr schofeln Vetturin, auf alle Weise gemacht. In den Studien trafen wir uns wieder, und er ging mit uns herum: zuerst in die Sammlung antiker Gläser und Terrakotten; große Statuen aus gebranntem Ton, eine ungeheure Sammlung Lampen, Dachziegel, Brunnenröhren, Küchen- und Hausgerät. Zwei große Glasgefäße sind noch gefüllt, man weiß nicht, womit. Hierauf in die Sammlung pompejanischer und herkulanischer Bronzen, nach meinem Geschmack die interessanteste von allen. Hier muß man wirklich Geschmack, Phantasie, Zweckmäßigkeit und Reichtum der Alten bewundern, von solchem Luxus hatte ich keinen Begriff; und wenn man nun bedenkt, daß in einem kleinen Landstädtchen, wie Pompeji, die Möbel mit Silber ausgelegt, die Küchengeräte nicht verzinnt, sondern versilbert, und jedes kleinste Stück mit künst-

lerischem Geschmack in der vollendetsten und zugleich zweckentsprechendsten Form angefertigt ward, so kann man daraus auf das schließen, was derzeit in Rom, Syrakus und andern Hauptstädten zu sehen war. Diese Sammlung ist auch vernünftig aufgestellt und gut zu übersehen. Natürlich vermehrt sie sich täglich, wie die andern pompejanischen Gegenstände, sowie die Ausgrabungen fortschreiten, und in diesem Zustand des Werdens liegt auch ein großer Reiz. Mir fielen auf zwei wunderschöne Eimer, Tempelgefäße; die Henkel bilden, niedergelegt, einen zierlichen Rand, mit Silber ausgelegt; mehrere Sitze von Senatoren; andere Sitze von Bronze mit herrlichen Tierköpfen, sehr hoch, sie müssen Fußtritte gehabt haben, um sich drauf zu setzen. Eiserne Bettstellen, sehr schmal, dienten zugleich als Sofas, 4 bis 500 Lampen, keine der andern gleich, selbst die an einem Mittelstück hängen, oft vier, alle verschieden. Die hohen Gestelle, auf denen sie meist stehen, zum Teil Bäumen nachgebildet, sind überaus zierlich und schön; an andern sind durch sinnreiche Vorrichtungen die Füße abzunehmen, um sie bequemer zu tragen. Elastische bronzene Henkel an den Wasserschalen für die Tempel, ebenfalls loszumachen, um sie besonders zu tragen. Eine Vorrichtung, das Verschütten zu verhüten. Eine vollständige Teemaschine mit nachahmenswerter Einrichtung. Tausend kleine Gegenstände, die fast unverändert diese zweitausend Jahre im Gebrauch geblieben sind, Schloß und Schlüssel, Fingerhut, Würfel, elfenbeinerne Nadeln zu weiblicher Arbeit, Theaterbilletts von Tierknochen mit Darstellungen, Kasserollen, Löffel, tragbare Kochöfen, überaus hübsch und zierlich eingerichtet, Wiegeschalen und Gewichte, — es sah damals gar nicht so sehr anders in der Welt aus, als man meist denkt; nur, daß alles eben eine Zierlichkeit und Pracht zeigt,

die unsern entsprechenden Geräten abgeht. Man würde kein Ende finden mit Aufzählung aller interessanten Gegenstände. Dann kommt die Vasensammlung. Um diese recht zu goutieren, braucht man Kenntnisse, die mir ganz abgehen, zur Bestimmung der feinen Unterschiede der einzelnen Städte und Fabriken, was Kennern eine große Befriedigung gewährt; so unterscheiden sich die Vasen von Nola durch einen reicheren, zarteren Firnis. Aber ich bin unwürdig darüber zu sprechen, denn mir gefällt oder mißfällt nur ganz dumm, nach dem Gefühl, was mir gerade schön oder unschön vorkommt und damit ist gar nichts gesagt. Es ist übrigens eine ungeheure und überaus vollständige Sammlung, Reihen von Vasen haben sich in den Gräbern gefunden, welche überhaupt die meisten bis zu dem heutigen Tage aufbewahrt haben. Es sind auch mehrere Modelle solcher Gräber aufgestellt. Ein Kriegergrab aus Pästum ist inwendig mit Figuren im Vasenstil bemalt. Ein ganzer Kirchhof ist hier in Neapel in der Nähe der Studien aufgefunden worden.

Zuletzt besuchten wir noch eine andere Bronzensammlung, die der Statuen, die auch sehr schöne Sachen enthält. Mehrere lebensgroße Konsuln und Frauenstatuen, einen ganz kolossalen, prächtigen Pferdekopf, ein minder großes, ganzes Pferd, das zu einer Quadriga auf dem Frontispice des Theaters von Herculanum gehörte, aber allein wieder hat zusammengesetzt werden können; aus dem Rest jenes großen Pferdekopfes hat ein Bischof Glocken gießen lassen!! — Ein liegender Faun. Ein Merkur, im Begriff den Argus zu töten.

Gegen Abend fuhren wir, nach einem starken Gewitter, bei aufgeklärtem Himmel durch den Toledo, immer steigend nach Capo di Monte, wo sehr elegante Landhäuser stehen und man eine herrliche Aussicht hat; die Stadt liegt reich und groß da; der Berg von

St. Elmo hat einige entfernte Ähnlichkeit mit dem Monte Mario, den ich oft verleumdet, und nach dem ich mich jetzt jeden Abend sehne. Wir fuhren bei herrlichem Mondschein herein, durch den Toledo Schritt für Schritt, wegen der dummen Soldaten, die einen hier Tag und Nacht inkommodieren. Wenn ich König von Neapel wäre, ich wüßte auch etwas anderes als Exerzieren und Manövrieren, um mir die Zeit zu vertreiben. Auf unserm Balkon war's diesen Abend ganz besonders schön; der Mond stand gerade vor uns über der Küste von Sorrent und warf seinen breiten Goldschimmer über das ganze Meer, dann teilte sich der Glanz, hinten an der Küste war ein breites Lichtmeer, dann dunkel, vorn wieder ein glitzernder Goldschimmer, nicht unähnlich den Glühwürmern, wenn man sie, wie auf dem Pincio, in Masse sieht. Wenn Kähne durch den Lichtstreifen fuhren, fing es an, um sie zu funkeln, lange ehe sie ihn erreichten, und dauerte wiederum lange, nachdem sie ihn verlassen hatten, sie zogen einen breiten Lichtstreifen hinter sich her; noch wunderbarer war's, wenn sie durch den dunkelgebliebenen Teil des Meeres fuhren; dann riefen sie das Licht hervor, das nun auf dem dunkeln Meer ganz phantastisch hinter dem schwarzen Schiffchen herzog. Die täglichen drei Feuermännchen, die hinter dem Kastell hervorkommen und wieder dahin zurückgehen, fehlten auch nicht. Unter solchen Umgebungen wird das Gewöhnlichste zum Märchen. Hätten wir diese Wohnung in Rom gehabt, wo unser kleines Stübchen oft zum Erdrücken voll war! Hier leben wir wie die verwünschten Prinzen in diesen weiten Räumen."

Brief und Tagebuch:

„Liebe Mutter, liebe Geschwister! In dieser Woche haben wir einige der hiesigen Haupt- und Staats-

Aktionen abgemacht, Ischia und den Vesuv. Sonntag bestiegen wir das Dampfboot nach Ischia; die Fahrt ist herrlich und dauert mit dem sehr langsam gehenden Schiff über drei Stunden. Man passiert die Spitze des Posilipp, Nisida, Puzzuoli, Bajä, Kap Misen, mit einem alten Wartturm auf der Spitze, links behält man Capri und die Küste von Sorrent, zieht dann der Länge nach an Procida vorüber, welches auf der ersten Spitze ein großes Gebäude, den Bischoffsitz, trägt, die Stadt liegt zwischen Meer und Berg und hat ein eigentümliches, sehr südliches, fast morgenländisches Ansehen. Die Frauen tragen ein dem neugriechischen ähnliches Kostüm; wir haben welche bei der Madonna del Arco gesehen. Mit Procida, zugleich darüber, dahinter, daneben hervorsehend, naht Ischia. Mit jeder Minute schieben sich die Küsten, Vorgebirge, Inseln und Orte anders und die interessantesten Ansichten wechseln und folgen sich so schnell, daß man kaum Zeit hat, sie ins Auge zu fassen, trotz des sehr langsamen Fahrens. Der Vesuv mit seinen zwei Köpfen spielt überall die Hauptrolle. Bei Ischia angekommen, muß man eine doppelte Quälerei bestehen; erst von Kähnen, die einen ans Land setzen wollen; die setzen aber wieder nicht ganz ans Land, sondern zehn Schritt tief ins Meer stürzt, heulend und schreiend wie gewöhnlich, die halbe Bevölkerung Ischias an Menschen, und die ganze an Eseln und balgt sich um die Ehre, die Landung zu vollenden; so steigt man aus der Barke zu Esel und reitet aus dem Meer und gleich weiter. Auf Ischia hat man den dicken Süden noch mehr als in Neapel; die Felsen sind mit einer wildwuchernden Vegetation von indischen Feigen, die wie Bäume groß werden, Aloes, Granaten und Wein bedeckt; dazwischen immerfort der Blick auf das blaueste aller Meere, die weißen Häuser und Weingartenmauern,

— man fühlt wirklich, daß man weit vom Kreuzberg ist.

Wir bekamen ein sehr gutes Frühstück und ruhten ein wenig, denn es war sehr heiß, und mir sank der Mut bei dem Gedanken, in den Mittagsstunden die Insel zu umreiten. Nachmittag ritten wir ein wenig umher, bergauf, bergab, zwischen Weinbergmauern, ohne allen Schatten, aber beständig von der unsäglichsten Fülle einer tollen Pflanzenwelt umgeben, die alle Felsen bedeckt und den Vorgrund zu den entzückendsten Fernblicken bildet. Als wir nach dem Hafen kamen, konnte ich nicht weiter, wir hatten noch über eine Stunde unter einem zahllosen Lazzaronipöbel zu warten. Um fünf schifften wir uns wieder ein und hatten in der Abendkühle eine herrliche Rückfahrt, mit Sonnenunter- und Mondaufgang; die Berge hatten den Mond erst wie eine Nachtmütze auf, bis er höher stieg und das Meer zauberhaft beleuchtete. Sehr müde kamen wir nach Haus, Neapel ist eine diabolische Stadt, Staub, Lärm, Fahren und Drängen machen mich tot; indessen brachte ein Ruhetag wieder alles in Ordnung und befähigte mich zu der Vesuvpartie, die wir uns eigens für unsers Sebastels Geburtstag, der glücklicherweise nur einen Tag nach Vollmond fiel, vorbehalten hatten, um ihm ein unvergeßliches Andenken an sein zurückgelegtes zehntes Jährchen zu sichern. Man fährt durch Portici, einen großen eleganten Ort, dem sich Resina gleich anschließt; hier mußten wir uns in Ermangelung von Eseln aufs hohe Pferd setzen und eine der ermüdendsten Partien begann. Man reitet erst etwa zwei Stunden zwischen Weingärten bergan, Granaten, Orangen und Feigen kucken über die Mauern, alles ist sehr fruchtbar und schön. Dann erreicht man die Laven; wir ritten über die vom vorigen Jahr, welche über Weingärten hin-

ging, und deren noch frische Zerstörungsspuren in ausgerissenen Bäumen und schwarzem schlackigen Erdreich sichtbar sind; diese Lava ist noch nicht vollkommen erkaltet. Dann kommt ein Stückchen bitterbösen Felsenweges, von demselben Gestein, das Herkulanum bedeckte und auf dem heut Portici steht, und hierauf erreichten wir die Hochebene, auf der das Haus des sogenannten Eremiten steht und schöne Bäume; man hat schon hier eine herrliche Aussicht; man kann die Inseln so prächtig sehen, und ihr Größenverhältnis zueinander; und da erscheint denn Ischia sehr mächtig, Procida auffallend klein. Auch Kap Misen, den Posilipp und diese ganze Seite übersieht man vortrefflich, die andere aber nur von Sorrent abwärts; Castellamare bleibt noch verborgen. Wir ruhten einen Augenblick und ritten weiter. Bald hört alles Lebendige auf, und man gerät in den Teufelsspuk und hört die Lavaströme rechts und links nennen, wie sie in den verschiedenen Jahren herabgekommen. Am Fuße des sogenannten Aschenkegels steigt man ab, und diese letzte Höhe hinauf ließ Wilhelm mich tragen. Man spart auf diese Weise allerdings Beine und Lungen, wenn Ihr aber denkt, daß es bequem ist, diesen höllischen Berg in irgend einer Art heraufzukommen, so irrt Ihr Euch sehr, anzi, sehr ängstlich ist es, sich so schleppen zu lassen, da selbst die geübten Füße der Träger zwischen dem losen Gerümpel der Stein- und Lavablöcke den fast senkrechten Gipfel hinan beständig abrutschen, und ich kann nicht leugnen, daß mir das Herz ein paarmal in die Hosen fiel. Fast eine Stunde dauerte diese Tierquälerei, dann waren wir oben, in Satanas Hauptquartier auf einer aschigen, steinigen Ebene, wo man den Rauch aufsteigen sieht. Der höchste Aschenkegel, wie er jetzt gerade ist (denn er wechselt häufig die Form), bleibt links liegen und wird

nicht erklettert. Von da näherten wir uns dem Krater mit unbeschreiblicher Neugier, und ‚mit Erstaunen und mit Grauen' sahen wir hinein. Welch eine Teufelswirtschaft! Schwefelgestank, die tollsten Farben, wie man sie anderswo in der Natur nie sieht, grün, gelb, rot, blau, lauter giftige Töne, im Grunde des Kessels ein unheimliches Aschgrau, ein bald feinerer, bald dickerer Rauch, der aus allen Ritzen dringt und, alles überziehend, dennoch alles durchblicken läßt, und mit jedem Schritte, den man tut, ändert sich die Ansicht und wird der Anblick greulicher. Zacken und Spitzen überall, die Krater früherer Eruptionen. An der entgegengesetzten Seite des Kessels angekommen, ersteigt man einen jener höllischen Hügel und hat hier eine Aussicht von überwältigender Schönheit: den ganzen Meerbusen von Neapel, alle Inseln, die herrliche Biegung der Küste bei Castellamare, alle Ortschaften bis zur Campanella, alle Gipfel der Felsen dahinter, Torre dell'Annunziata, von wo man den weißen Weg nach Pompeji führen sieht, das ich also, mit heiliger Scheu, zum erstenmal von der Höhe des höllischen Thrones in ziemlicher Entfernung liegen sah. Wendet man sich, so hat man unter sich einen weiten Krater, den von 1834, dahinter eine spitze zackige böse Felswand, die sich bei dem Ausbruch erhob, in dem Pompeji und Herkulanum zugrunde gingen, drüber hinaus eine Menge Ortschaften in der Ebene, und endlich die Bergreihen der Abruzzen. Links, wenn man das Gesicht der Sonne zugewendet hat, erhebt sich ein greulicher Schwefel- und Lavaberg, gelbgrünlich und grimmig aussehend, falsch und böse, wie die Hölle selber. Die Sonne ging schön und glühend unter, der Rauch ward leise gefärbt und wir sahen das Feuer unter den Steinen und in den Spalten brennen, manche Stellen waren so heiß, daß man nicht darauf stehen konnte. Dabei

ist der Berg jetzt ganz ruhig, der letzte Ausbruch anderthalb Jahr her. Nach Sonnenuntergang traten wir den äußerst beschwerlichen Rückzug an. Ich hatte keinen Mut, mich den Aschenkegel hinuntertragen zu lassen und gab lieber meine Füße preis. Ihr habt aber keinen Begriff, was es heißt, diesen Berg hinunterzusteigen. Sie wählen dazu die Seite, wo die lose Asche liegt mit weniger Steinen, als an der, wo man aufsteigt. Es ist eine grauliche Partie, man versinkt bis an die Knie in die Asche, ist in Wolken eingehüllt, die Schuh füllen sich bei jedem Schritt, so daß man sie nicht mehr schleppen kann, man fällt, watet, keucht; die andern kamen mir weit voraus, ich kam nicht mehr aus der Stelle und blieb mit meinem Führer weit zurück, völlige Dunkelheit brach ein und ich lernte das Gruseln. Zitternd vor Müdigkeit kam ich endlich den andern nach. Obgleich diese schlimmste Stelle nur etwa zehn Minuten herabzusteigen dauert (derselbe Teil, den man in einer Stunde erklimmt), so versichere ich Euch, ich werde an diese zehn Minuten denken. Unterdes war es völlig Nacht geworden, wir stolperten noch eine Weile über Stock und Stein, bis wir die Pferde erreichten, die uns zum Eremiten trugen. Hier ruhten wir etwas unter freiem Himmel, bei mildester Luft, der Mond war inzwischen aufgegangen und die Nacht wunderschön; wir aßen von einem steinernen Tisch mitgebrachtes kaltes Abendbrot, tranken Lacrymae Christi dazu und ritten darauf hinunter nach Resina, wo wir den Wagen fanden, der uns um halb eins nach Neapel brachte. Ich kann Euch versichern, Stadt, Wagen und Stühle und vor allem mein Bett, gefielen mir unbeschreiblich wohl; diese edeln Anstalten lernt man doppelt schätzen, wenn man den Teufel und seine häuslichen Einrichtungen so ein bißchen in der Nähe hat

kennen lernen. Aber es ist ein nicht zu vergessender Eindruck!

Die Hauptsachen abgerechnet, werde ich wohl aus Neapel als ein ziemliches Gänschen wieder fortfliegen; ich bin froh, wenn ich unsern stillen, kühlen, schönen Balkon nicht zu verlassen brauche, die Stadt ist infernalisch; man möchte sagen, die Einwirkung des Vesuv erstrecke sich bis hierher; so schön es ist, hier möchte ich nicht leben. Dagegen sehnen wir uns alle Tage nach Rom zurück und mitten in den größten Herrlichkeiten, die uns hier umgeben, seufzen wir danach. Wir fühlen wohl, daß wir ein zu großes Stück Herz in Rom gelassen haben, um andres noch ganz und gar zu genießen. Sind wir nun erst bei Euch zu Hause, so wird sich das ganze Herz schon wieder zurechtfinden. Hier sind wir nur halb und mehr mit den Augen als mit der Seele. Du hast wohl recht, liebes Beckchen, wenn Du in meinen Briefen die Geschichte derer liesest, die sich in Rom selbst vergessen. Nur eins begreife ich nicht, wie man auch dort Menschen findet, die mit diesem Höchsten und Herrlichsten nichts anzufangen wissen. Für jeden Menschen, der irgend Geist oder Bildung hat oder wünscht, muß Rom unbeschreiblich anziehend sein, selbst für den, der einen geistreichen Müßiggang liebt. Nur für den eigentlichen leeren Dandy ist nichts da zu tun, und ich habe auch solche liebenswürdige Saperloter da gekannt, die vor langer Weile nicht wußten, wo sie sich hintun sollten. Ach! verzeiht, wenn ich Euch ennuyiere; ich habe heut mein römisches Tagebuch wieder durchgeblättert und da will mir Neapel gar nicht schmecken, und ich lebe recht eigentlich in Rom weiter. ‚Ach! es war wohl schöne Zeit‘; das habe ich in dieser schönen Zeit viel tausendmal gesagt und gesungen. Erst haben wir alle Charakterstärke, die wir besaßen, zusammen-

genommen, um loszukommen, und nun tut es uns leid, daß wir fort sind, und wir wünschen, wir wären noch dageblieben und wünschen uns zugleich nach Haus, um in die gewohnten, lieben Umgebungen zu kommen, dort nachzugenießen und Euch mitgenießen zu lassen. Nun genug Rom! Was hilft es Euch und mir? Ihr kennt es nicht und ich kann nicht dahin zurück. Wie lange, so sprechen wir uns, das Jahr der Trennung ist vorüber, aber auch ein Jahr des Lebens, — La vita fugge e non s'arresta un'ora, — und das Leben ist mir nie lieber gewesen, als jetzt."

Brief und Tagebuch.

Neapel, 10. Juli 1840.

„Wir sind vorgestern abend spät von einer sechstägigen Exkursion zurückgekommen, liebe Mutter, den Tag vorher hatten wir Deinen Brief vom 8. mit den Details über den Tod des Königs erhalten, die uns sehr interessiert haben. Das Faktum selbst hatten wir schon früher erfahren. Wir werden manches verändert finden, möge es zum Guten sein.

Unsere Exkursion haben wir à la Student gemacht mit einem Nachtsack, einem Gott, einem Kleid, aber nicht einem Pferd, sondern mit zahllosen Eseln, einigen Barken und verschiedenen sonstigen Fahr-, Reit-, Geh- und Traggelegenheiten. Der erste Tag war der einzige abenteuerliche. Wir fuhren morgens bei stiller See auf einer vierrudrigen Barke von hier fort auf Capri los, das man gewöhnlich in vier Stunden erreicht. Mitten drin aber erhob sich Gegenwind, und nachdem wir drei Stunden gefahren waren, erklärten die Schiffer, sie würden Capri nicht erreichen können. Wir entschlossen uns nun nach Sorrent zu gehen, wohin der Wind günstig stand, und segelten eine Stunde lang frisch darauf los, dann drehte sich der Wind und stand

uns wieder entgegen, das Segel mußte eingezogen werden, und nun begann eine verdammte Partie! Die Ruderer kämpften mit den Wellen und kamen nicht aus der Stelle, und um drei waren wir noch ziemlich auf demselben Punkt, wie um zwölf. Die Leute ermatteten, die Wellen gingen sehr hoch, wir waren ganz mit Salz überzogen, die Stricke an den Rudern rissen entzwei, so daß alle Augenblicke still gehalten werden mußte und bei dem Schaukeln kehrte sich jedesmal Herz und Magen um und um. Erst schien es, als würden wir ganz nach Meta hingetrieben, zu weit links, dann kamen wir viel zu weit rechts nach Massa hin; das waren fatale Momente, und auch der, wo die Leute nach Wein riefen, um die Anstrengung noch auszuhalten, und wo sie ihr Losungswort Maccaro, womit man sonst einen Neapolitaner zu allem bringen kann, aufgaben, und die Santissima Madonna um Hilfe anriefen; ich glaubte einige Augenblicke, wir würden ins Gras zwar nicht, aber ins Salz beißen müssen, und las schon in Gedanken den höflichen Brief, worin Mauricoffre dem Hause Mendelssohn & Co. den Untergang de l'aimable famille Hensel anzeigt. Endlich, nach achtstündigen Anstrengungen gelang es, das schützende, unterhalb Sorrents vorspringende Vorgebirge zu gewinnen, und nun waren wir geborgen und fuhren längs der Küste; es war sehr angenehm, das wunderschöne Land mit seinen Höhlen am Meer, seiner reichen Bogenarchitektur und herrlichen Vegetation in der Nähe zu sehen, und dabei das wohlige Gefühl der Errettung aus einer wirklichen Gefahr. Das ließ uns Ermüdung und Hunger vergessen. Nach achtstündigen Anstrengungen liefen wir glücklich in den Hafen von Sorrent ein im Zustande der Einpökelung, denn unsere Gesichter und Hände waren mit einer völligen Salzkruste bedeckt und statt des Salpeters

hatte die Sonne die Mühe übernommen, uns zu röten. Donnerstag blieben wir in Sorrent, um auf günstigen Wind für Capri zu warten, machten einige Reitpartien nach verschiedenen Höhen mit schönen Aussichten — die Berge sind hier überall dicht mit blühenden Myrtengebüschen bedeckt — es blieb aber schlechtes Wetter, Sturm, Staub und schwüle Hitze, das Meer sah bös und grau aus, und da sich auch Freitag früh keine günstigeren Aussichten für Capri zeigten, so gaben wir dies definitiv auf und setzten unsern Weg nach Amalfi fort. Man überschreitet den hinter Sorrent liegenden Höhenzug, wendet hier dem Golf von Neapel den Rücken — man hat oben den herrlichsten Blick auf diesen in seinem ganzen Umfang mit allen Inseln und zugleich auf den Golf von Salerno mit den Sireneninseln, dem man sich nun zuwendet und auf einem recht beschwerlichen Weg zu Fuß wieder ans Meer hinabsteigt an den kühnsten und groteskesten Felsengestaltungen vorbei. Unten schifften wir uns in einer sehr flachen kleinen Schifferbarke ein und ich bekam wieder Manschetten, es ging aber alles gut. Die Fahrt ist unbeschreiblich schön; Capri und die Sireneninseln behält man immer in Sicht und fährt dabei an der reichsten Küste hin.

Ungeheure Felsen ragen ins Meer, viele Vorsprünge, Höhlen, Orte hoch oben in den Bergen, Fischerhütten unten am Meer, und nun, wenn man um die letzte Spitze biegt, die über alles schöne Lage von Amalfi, welches vom Berge hinab bis ins Meer steigt. Wir gingen gleich hinauf nach der originellsten Kneipe, die es vielleicht in der Welt gibt, nämlich das Kloster San Francesco, welches vor einiger Zeit aufgehoben und zum Wirtshaus eingerichtet wurde, jetzt aber in kurzem wieder den Frati zurückgegeben wird. Wir gehörten noch zu den letzten Glücklichen, die darin

wohnen konnten. Eine himmlische Aussicht hat man auf Meer, Stadt und Berge aus jedem Fenster und besonders von der Terrasse, auf der wir den Abend zubrachten. Ein schöner Klosterhof, Kreuzgänge, eine große Felsenhöhle, die kleinen Schlafzellen, in deren jeder nur ein Bett stehen kann, à la Mönch, alles das ist fremdartig und erhöht den Eindruck der wunderschönen Gegend. Walter, Du sollst einmal raten, was wir in Amalfi gegessen haben; und wenn Du es nicht kannst, soll Deine Mutter raten, und wenn die es auch nicht weiß, will ich Euch erzählen, daß es die ersten Pellkartoffeln waren. Wir aßen sie mit solchem Appetit, daß uns der Junge, der bediente, ganz verwundert ansah; und als wir die große Schüssel rein aufgeputzt hatten, frug er, ob wir noch mehr ‚patate' befóhlen, worüber wir in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Sebastians Herz aber war gerührt, und er sagte, es käme ihm vor, als wäre er in Berlin. Ich konnte das schon weniger finden. Vom Kloster in die Stadt zu kommen, muß man die wunderlichsten Lokale passieren, Treppen, dunkle Gänge, Mühlen, kleine närrische Straßen; dann tritt man auf den Markt von Amalfi mit der Kirche, zu der vier Stufen hinaufführen, und wovon Catel das schöne Bild gemalt hat. Sonnabend früh stieg Wilhelm allein nach Ravello hinauf, einer kleinen Stadt im Gebirge, die von sehr interessanter Bauart sein soll, für uns ward die Partie zu beschwerlich befunden, hierauf machten wir eine wunderschöne Küstenfahrt nach Salerno hin, die See war wie ein Lamm, und wenn sie sich so beträgt, ist es wirklich das größte Vergnügen von der Welt, sie zu befahren. Der Dom von Salerno, eins der ältesten Bauwerke, muß wunderschön gewesen sein. Der Vorhof mit Bogenarchitektur und antiken, ungleichen Säulen, das Heiterste, Prächtigste, was man

sich denken kann, von dem tollsten Ungeschmack des vorigen Jahrhunderts bis zum Unkenntlichen entstellt. Im Innern der Kirche umkleiden grobe, dumme Pilaster gewiß die schönsten Säulen, wie im Lateran. Die Kanzeln zum Ablesen der Episteln und Evangelien sind herrlich, im Geschmack derer von San Lorenzo, aber noch schöner; einige Stücke des reichsten Mosaikfußbodens gleichfalls ähnlich, wahrscheinlich war die ganze Kirche inwendig so bekleidet, es muß eine Pracht ohnegleichen gewesen sein. In der Sakristei, oder vielmehr einer Polterkammer, die aussieht wie eine Theatergarderobe, befindet sich ein prachtvoller elfenbeinerner Altar mit biblischen Vorstellungen. An der Tür die Säulen ruhen auf Löwen.

Sonntag machten wir die Partie nach Pästum, sahen den berühmten Tempel und die Aussicht auf den ganzen, großen Golf von Salerno, — leider darf man sich der Fieberluft wegen nicht lange aufhalten, — und fuhren noch denselben Abend bis Castellamare und begrüßten mit Freuden unsern alten Vesuv, der im schönsten Abendlicht dalag.

Montag früh auf Eseln nach Pompeji bei trübem, dickem Schirokko. Eine von den Erfahrungen, die man nicht ohne eine innerliche, wenn ich so sagen darf, ernste Scheu und heilige Neugier machen kann. Keiner von uns sprach ein lautes Wort. Die Möglichkeit des Ereignisses wird einem sehr klar, wenn man vorher den Krater und die Lage des Ortes von oben gesehen, und nun seine Stellung zum Vesuv von den Straßen aus betrachtet. Man sieht ihn natürlich von der entgegengesetzten Seite wie in Neapel, so daß der Aschenkegel links steht. Die gewisse grauliche Wand, die aufstieg, als Pompeji unterging, liegt vorn zutage. Er sieht höchst drohend, unheimlich und gewaltig in die stillen Straßen hinein, und man

kann nichts Ernsteres sehen, als diesen grimmigen Verderber, noch mit derselben Kraft ausgerüstet, um jeden Augenblick dasselbe Unheil anzurichten, und diese redenden Beweise seiner vor achtzehn Jahrhunderten begangenen größten Untat. Die Berge von Asche und kleinen Steinen, die rings um die aufgegrabenen Häuser gehäuft liegen, rücken einem vollends das schreckliche Ereignis so lebendig vor die Augen, als ob es gestern geschehen wäre und wir die dort Begrabenen persönlich gekannt hätten. Von manchen Punkten ließe sich ein herrliches Bild des Vesuvs mit pompejanischem Vorgrunde aufnehmen, was meines Wissens noch nie geschehen. Wir traten durch die Alleen von Tränenweiden in die Gräberstraße ein; viele Marmordenkmale sind noch so erhalten, als ob sie heut aus der Werkstatt kämen. Im Hause des Diomedes ist ein großer Keller, worin der Eindruck des Kopfes und der Arme des Skeletts zu sehen ist, das gegen die Wand gelehnt gefunden worden. Es waren übrigens in diesem Keller eine Menge Skelette, und sie müssen hier eines grausamen Todes gestorben sein, denn durch die engen Kellerluken konnte die Asche nur langsam eindringen, und so haben sie gewiß große Martern leiden müssen. Die Bauart der Häuser ist zu bekannt, als daß ich Euch etwas darüber sagen sollte; übrigens bringe ich eine sehr treue Aquarelle des sogenannten ‚Hauses des Dichters‘ von Bonirote mit. Der mittlere freie Hof mit der durch Säulen gestützten Pergola, wie er sich in fast allen Häusern findet, ist allerliebst. In der Malerei der Alten gefällt mir vieles gar nicht und erscheint mir geschmack- und stillos, Wilhelm gab mir darin recht. Namentlich eine gewisse Art dummer Girlanden und magerer Pilaster, die beständig vorkommen, gefällt mir nicht, auch nicht das Küchenrot, womit die meisten Wände

angestrichen sind. Ihre Geräte sind dagegen durchweg schön und in noblem Stil. Ihre Mosaik- und Muschelgrotten finde ich fast häßlich, wogegen die meisten Fußböden zierlich und geschmackvoll sind. Die öffentlichen Gebäude, das Forum, die Basilika, erscheinen schön und großartig, besonders im Verhältnis zu den pygmäisch kleinen, ganz aufs Leben im Freien berechneten Wohnhäusern; Tragödien- und Komödientheater, beide sehr wohl erhalten, und die Konstruktion durchaus deutlich. Ich möchte wohl wissen, wozu die Alten das Parterre benutzt haben, außer für die Musik, die gewiß nicht den ganzen Raum einnahm, da Spontini damals noch nicht Kapellmeister war, und leer, wie die albernen Ciceroni sagen, ist es noch weniger geblieben, dazu waren sie viel zu ökonomisch mit dem Raum. Das Amphitheater außerhalb der Stadt ist ebenfalls sehr wohl erhalten. — Mir ist sehr vieles rätselhaft bei der ganzen Sache. Das im Museum ausgestellte Gerät aus Pompeji steht durchaus in keinem Verhältnis zu der Menge der bereits aufgedeckten Häuser und namentlich sind fast gar keine eigentlichen Möbel da. Wo sind sie geblieben? Haben die Einwohner vorher vieles geflüchtet? Das ist nicht wahrscheinlich, da der Ausbruch ziemlich plötzlich erfolgte. Sind sie nachher gekommen und haben die Aschenberge nach ihren Sachen durchsucht? Warum haben sie dann die einmal freigemachten Häuser nicht gleich bewohnbar gemacht? Diese beiden Erklärungen wollen mir nicht passen. Ungefähr zehn Jahre vor dem Untergang Pompejis wurde die Stadt von einem schweren Erdbeben heimgesucht. Sollten die Einwohner damals zum Teil geflüchtet und nicht wieder zurückgekehrt sein? Auch schwer glaublich; es würden dann hauptsächlich die Wohlhabenden den Platz verlassen haben, und gerade Luxusgegenstände findet man

genug, es fehlt der gewöhnlichste Hausrat, auch würde man dann die Häuser nicht alle aufrechtstehend gefunden haben. Ich bin begierig, einmal jemand über diesen Punkt zu fragen, der sich damit beschäftigt hat, etwa den Professor Zahn, neben dessen Namen im Fremdenbuch in Amalfi jemand geschrieben hat: ‚ist hohl'. —

Nachmittags gab uns Landsberg eine Eselfete und ritt uns spazieren nach herrlichen Aussichtspunkten (auf den schönsten sind regelmäßig Klöster gebaut), durch schöne Waldpartien. Um acht setzten wir uns in den Wagen und fuhren nach Neapel zurück. Es war Festtag und in Torre del Annunziata und Torre del Greco großer Skandal; man glaubt nicht, wie bevölkert alle die kleinen Nester sind. In Portici Feuerwerk, Erleuchtung, Teufel et la grand'-mère. Alles Ermüdende habe ich nun hinter mir und werde bis zum Moment unserer Einschiffung ein ganz ruhiges Leben führen. Einige Trümmer römischer Geselligkeit haben sich schon, und werden sich noch in diesen Tagen zusammenfinden: im ganzen aber leben wir hier sehr still. — Lebt alle wohl, o! wie freue ich mich aufs Wiedersehen!" —

Eure Fanny.

Anfangs war der Reiseplan gewesen, zusammen nach Sizilien zu gehen. Durch die Unpünktlichkeit der italienischen Dampfer (zwei waren zerbrochen und der dritte besorgte den Dienst ganz allein) wurde der Zeitpunkt der möglichen Abreise dahin so weit hinausgeschoben, daß Fanny der großen Hitze wegen den Mut verlor, und es wurde beschlossen, sie sollte mit ihrem Sohn in Neapel bleiben und Wilhelm die Reise allein machen.

Aus einem Brief von Fanny.

11. Juli.

„— — Sei mir gegrüßt, mein herzlieber Mann! In der Ungewißheit, ob dieser Bogen noch an Dich wird abgehen können, fange ich immer an, ihn zu schreiben, da es mir Bedürfnis ist, mich mit Dir zu unterhalten. Was treibst Du und wo hausest Du? Arbeitest Du mit dem Auge oder auch mit der Hand? Sollte das erstere der Fall sein, gräme und ängstige Dich nicht; was Du siehst, ist auch für Deine Kunst nicht verloren und bei Dir fällt nichts auf einen steinigen Boden und trägt alles Früchte, dreißigfältig und vierzigfältig. — Ich bedauere immer mehr, daß wir den Saal nicht gleich als Wohnzimmer gehabt haben. Du glaubst nicht, welcher Genuß das ist und welches unerhörte Schlaraffenleben ich hier führe. Es ist gut, daß wir nachher nur noch fünf Tage Zeit haben; denn jetzt hält mich die Sehnsucht nach Dir in Erdenschranken; wenn wir aber ‚Gottes zwei lieblichste Gedanken', dies Heiden- oder Götterleben, eine Zeitlang zusammenführten, würde ich sicher übermütig. Nie heiß! Selbst solange die Sonne hier steht, mache ich nur den halben Fensterladen zu, denn ein lieblicher Seewind kühlt mehr, als der Sonnenstrahl erhitzte, und den ganzen Nachmittag sitze ich draußen und verderbe mir den Magen mit schlechten Büchern. Gounod ist angekommen und will Dir herzlich empfohlen sein. sowie Bousquet und Normand. Sie besuchen mich alle fleißig, wie auch Mme. D., deren Gesellschaft mir, faute de mieux, ganz angenehm ist, da mir, besonders in Deiner Abwesenheit, daran liegt, doch wenigstens eine Lady zu allen meinen jungen Gentlemen zu haben, und troß aller ihrer Koketterie mag sie wohl etwas Ähnliches empfinden, da sie meine

Gesellschaft entschieden wünscht und sucht. Und sie besucht mich, während ich die andern Damen, die ich allenfalls hier kenne, besuchen müßte, was viel weniger bequem ist. Heut abend wird eine große Wasserfahrt gemacht, mit der D., Bousquet und Gounod. Neulich abends hat schon eine stattgefunden, wobei ich Sebastian als Pagen und Jette als dame d'honneur mithatte, bis zum Palast der Johanna, der abends weit schöner ist als am Tage und wirklich besonders geheimnisvoll aussieht. Wie wurde Deiner gedacht!

Und zu all dem Schönen kann ich Dich dann nicht rufen! Innerlich aber teile ich alles und jedes mit Dir und, glaube nur, genieße nichts recht ohne Dich. Ich hoffe, Du mißbilligst diese Wasserfahrten nicht, ich kann es wirklich nicht gut abschlagen, ohne mich einer Prüderie verdächtig zu machen, die den jüngern Leuten lächerlich vorkommen müßte. —Adieu, liebster Mann, schlürfe Sizilien, und wenn Du Dich ganz vollgesogen hast, komm wieder zu Deinem Fannus und zu Deinem Bap, das sind ein paar Leute, die Dich lieb haben!" — „P. S. ‚Sie kann nicht enden!' sondern schreibt noch einen Gruß und wieder einen Gruß. Warum soll dies Stück Papier weiß nach Palermo fahren? Ich lese seit gestern voyage en Italie von Jules Janin. In Florenz ist er schon fertig mit seinem Enthusiasmus und kehrt um. Es sind hübsche Sachen darin, aber auch solche grosses bêtises, daß ich mich zum erstenmal in meinem Leben nicht habe enthalten können, eine Bemerkung mit Blei an den Rand eines fremden Buches zu schreiben. Dieser Ruhm wäre also auch dahin, so wie ich den, in keiner Kirche auf einen Stuhl gestiegen zu sein, ai greci in Rom eingebüßt habe. Addio, carissimo mio!" —

Tagebuch.

„Jetzt denke ich oft, wie bald mir nun all das Herrliche aus den Augen gerückt sein wird und wie manches Jahr vergehen muß, ehe ich es wieder sehe. Gewisse südliche Pflanzenkombinationen haben sich besonders in das Gedächtnis meines Herzens geschlichen. Aloe auf dem Grase, Villa Mills. Weinstock in den Ölbäumen, wunderschön, heiter, fruchtbar, das wahre Bild des produzierenden Südens. Pinie und Zypresse, ernst historisch, nicht fruchtbar, nicht nützlich, aber schön, Gedanken anregend, tief, römisch. Ich kann nicht ohne Rührung an die herrlichen Piniengruppen mit Zypressen untermischt denken, wie ich sie in der Villa Ludovisi, nie in der Nähe, aber wie oft! und wie gern! von der Villa Medicis herab gesehen! Die Palme steht gewöhnlich allein, und kann es auch. Jede einzelne Palme bildet eine Gruppe, welche keiner Ergänzung bedarf, sie kaum vertragen würde. Es ist das Einsame, Geheimnisvolle, Wunderbare des Orients darin. O du schönes Italien! Wie reich bin ich innerlich durch dich geworden! Welch einen unvergleichlichen Schatz trag' ich im Herzen zu Haus! Wird auch mein Gedächtnis recht treu sein? Werde ich so lebhaft behalten, wie ich empfunden?" —

Brief nach Hause.

Neapel, 22. Juli 1840.

„Gestern nachmittag um zwei ist mein lieber Mann glücklich und gesund von einer neunzehntägigen Reise nach Sizilien zurückgekehrt. So, nun ist doch endlich das große Geheimnis heraus, das mein weibernes Herz sehr gedrückt hat. Wir wollten Euch nicht eher davon schreiben, bis er gesund wieder hier wäre, weil wir fürchteten, Ihr würdet Euch seinetwegen ängstigen,

der in der grimmigsten Sonnenhitze das Rosalienfest in Palermo ausstand, und unsertwegen, die wir hier allein zurückblieben. Bei dem letzteren war durchaus kein Risiko, wir waren wie in Abrahams Schoß hier in unserm Saal; meines Mannes wegen habe ich mich allerdings auch ein wenig geängstigt, indes ist er Gott sei Dank! sehr wohl und vergnügt, nicht einmal sehr verbraten zurückgekommen, und wie immer in der kurzen Zeit sehr fleißig gewesen, hat viele angenehme Bekanntschaften gemacht, viel Porträts und Skizzen gezeichnet, auch einige Studien gemalt und ist voll von der wunderbaren Schönheit des Landes. Er war in Palermo, in Messina, und von letzterer Stadt aus in Taormina. Es tut mir doch jetzt sehr leid, daß ich nicht mit war. Wären wir einen Tag früher von Rom abgereist, so wäre ich wahrscheinlich mitgegangen. Aber denselben Tag war ein Schiff abgefahren und das nächste, mit dem Wilhelm fuhr, ging erst am 2. Juli, unterdes war die Hitze sehr gestiegen und ich verlor den Mut, mich derselben so auszusetzen. In den Villen und Gärten um Palermo gibt es gar keine Orangen, die sind zu gemein; Pisang, Palmen und Rizinusbäume, Zuckerrohr und lauter exotische Gewächse stehen da in freier Erde.

Die Sizilianer haben ihm sehr gefallen. Es soll ein ganz ander Geschlecht sein als die Neapolitaner, die im höchsten Grade verhaßt und verachtet dort sind, freisinnig, gebildet, gastfrei und sehr reich. Größern Luxus an Pferden und Wagen, sagt er, hätte er nie gesehen, als in Palermo, es überträfe noch London. Er hat die Statue der heiligen Rosalie gezeichnet, von der Goethe so hübsch erzählt. Einer seiner Reisegefährten, der sizilianische Prinz Pignatelli, besuchte uns noch gestern abend, um mir seine Verwunderung über Wilhelms Zeichnen auszudrücken, er hatte auf dem Dampfboot während der stoßenden, schwanken-

den Bewegung des Schiffes mehrere Porträts gemacht und dadurch den närrischen kleinen Sizilianer, sowie die übrige Reisegesellschaft in großes Erstaunen versetzt. Die Erfahrung habe ich nun auch gemacht, jemand Geliebtes zur See zu erwarten, da ich den ganzen Golf dominiere, so konnte ich das Schiff dreißig Miglien weit und von der Spitze des Mastes an sehen. Es sollte um sieben Uhr morgens ankommen, um halb sechs war ich auf, Augen und Fernglas nach der Durchfahrt zwischen Capri und Sorrent gerichtet, es ward aber zehn, es ward zwölf, es ward eins und kein Dampfboot ließ sich sehen; endlich um zwei Uhr nachmittags erschien es am Horizont. Dies lange Warten und die Spannung und Ungeduld, noch dadurch vermehrt, daß ich in vierzehn Tagen keine Nachrichten erhalten hatte, versetzten mich in einen ganz unverständigen Zustand von Angst. Ich muß selbst sagen, unverständig; denn Sebastian demonstrierte mir ganz richtig, liebe Mutter, wenn das Schiff gekommen wäre und Vater nicht, dann hättest Du recht, Dich zu ängstigen; so aber hast Du gar keinen Grund dazu. Der liebe Kerl hatte ganz recht und ich fuhr ganz dumm fort, mich zu ängstigen, bis das Meer rauschte. Die Neapolitaner, die in allem unzuverlässig sind, halten auch die Abfahrtsstunde gar nicht ordentlich.

Felix in Leipzig zu finden, freuen wir uns außerordentlich, die Reiseschlange beißt sich dann in den Schwanz. Seine Musik auf freiem Platz mit 200 Männerstimmen muß prächtig gewesen sein; dies schöne Fest hätte ich gern mitgemacht. Entzückt bin ich auch von der Feier in Straßburg, die umständlich in den Débats beschrieben war; ein echtes Volksfest*)!" —

*) Es waren diese Festlichkeiten zur Feier des Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst. Lea schrieb darüber an Fanny: „Zur Musik auf dem Markt in Leipzig war

Nun lebt wohl, Ihr Lieben, so Gott will, ist dies mein letztes Ergebenes aus Neapel, und der nächste Brief ein gut Stück näher datiert. Bittet Gott um eine glückliche Rückreise für uns, wie wir ihn bitten, uns Euch alle wohl und vergnügt beisammen finden zu lassen. Und nun Adieu aus Neapel."

Aus einem Brief von Rebecka an Cécile.

Berlin, 24. Juli 40.

— — „Vorgestern bekamen wir auch von Hensels einen Brief, es bleibt dabei, daß sie am 26. zu Dampf abreisen, und etwa in einem Monat, so Gott will, bei uns sind. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue. Unterdes waren aber auch die paar Tage mit Felix prächtig und Du sollst vielen Dank haben, daß Du ihn uns so lange erlaubt hast. Daß etwas Weniges in der Zeit von Dir und den lieben Kleinen die Rede war, das mußt Du am Ohrenklingen gemerkt haben. Um aber Deine Eifersucht auf die Löwe, auf Herrn Kütemann und Gott weiß wen? zu dämpfen, so kann ich Dich versichern, daß Felix, obgleich er sich hier gut zu amüsieren schien,

das Wetter gottlob! günstig, und der Lobgesang in der Kirche am folgenden Nachmittag soll sehr schön ausgefallen sein. In Mainz war Neukomm bei seiner Aufführung im Freien weniger glücklich, sie ist zweimal durch heftigen Regen unterbrochen. Laßt Euch die Zeitungen vom dreißigsten geben, es ist interessant zu sehen, wie dies Fest ein allgemeines in Deutschland, Preußen und Österreich ausgenommen, gewesen! Zu dem Straßburger wurden die ersten Notabilitäten erwartet. — Felix schrieb mir am zweiundzwanzigsten, wo die erste Probe der Marktmusik gewesen war: „Ich stehe am Laternenpfahl, David hundertdreißig Schritt weit mit dem zweiten Orchester; es ist eine tolle Wirtschaft, über zweihundert Männer, zwanzig Posaunen, sechzehn Trompeter usw. Spontini würde kaum sagen encore deux violons!

sehr liebenswürdig war und sah, wie wir mit jeder Minute seiner Anwesenheit geizten, doch innerlich und auch ein wenig bißchen äußerlich gewaltige Gesichter geschnitten hat, als David, wir und seine eigene Vernunft ihn bestimmten, noch den Mittwoch abend hier zu bleiben und ein paar Stunden später bei Dir einzutreffen. Ich will nicht sagen, daß es nicht Männer gebe, die ihre Frauen ebenso lieb haben, wie Felix Dich, aber einen so verliebten Ehemann habe ich doch in meinem Leben nicht gesehen. Erklärlich ist mir das zwar, denn ich bin nicht Dein Mann und auch ein bißchen verliebt in Dich."

Brief von Fanny nach Hause.

Montag, den 10. August nachmittags. „Zum letzten Male sitze ich auf dem göttlichen Balkon mit der großen Aussicht. Die Koffer sind gepackt und werden eben aufgeladen, morgen geht es fort. Mir selbst unbegreiflich, sind mir die Augen noch nicht naß geworden über den nahen Abschied, während ich in Rom jeden Tag, vier Wochen vor der Abreise, meine regelmäßige Anzahl Tränen vergoß. Hätte ich nicht ein wenig Graul vor dem langen, langen Reiseruck, ich würde mich unbedingt freuen. Heut aßen wir noch beim Herzog von Montebello. Mit uns aßen Herr Decaitel, einige unbekannte Herren und Kemble mit seiner Tochter. Sie ist sehr häßlich und war abscheulich angezogen, so daß sie eine sehr ungraziöse Erscheinung machte, spricht aber sehr gut französisch und scheint geistreich mehr als angenehm, denn sie hat etwas sehr Scharfes und eigentlich wenig Einnehmendes. Der Herzog ist wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann, von den feinsten, angenehmsten Formen; er gefällt mir sehr. Sie ist auch sehr freundlich und angenehm; sie überwindet die Engländerin soviel als

möglich. Nachmittags saßen wir erst eine Weile unter der schönen Säulenhalle, dann sang die Kemble. Ihre Stimme ist schön, aber ohne Reiz, wie ihre Person; ich finde das, obgleich sie gegen mich überaus liebenswürdig war. Ich spielte auch mehreres auf dem schönen Erard und hatte dort ein sehr dankbares Publikum, obgleich ich mich leider gar nicht zu meinem Vorteil zeigen konnte, da ich mich auf dem herrlichen Instrument schwach und unfähig fühlte. Das Konzert von Bach konnte ich kaum bezwingen. Dann nahmen wir freundlichsten Abschied von der liebenswürdigen Familie und kamen um Mitternacht, im schönsten Mondschein, aber ganz gebadet nach Haus, denn es ist diese Tage unbeschreiblich heiß gewesen."

Brief nach Hause.

Genova la superba. Croce di Malta.
14. August 1840.

„Thalatta! Thalatta! So jauchze ich; aber nicht, weil ich das Meer vor, sondern, weil ich es hinter mir habe. Wenn etwas in der Welt angenehm, aber auch eklig ist, so ist es das Seereisen. Angenehm ohne Zweifel für die, welche, wie mein Mann, an Bord Porträt zeichnen, essen, trinken und sich comme le pont neuf befinden, etwas eklig aber für die andern, welche wie ich noch den ganzen Tag in Livorno und noch vier Stunden in Genua alle Meubles in der Stube walzen und ‚die ganze betrunkene Welt sich um die rote Weltgeistnase drehen sehen'. Um aber billig zu sein, muß ich sagen, daß ich ausgestreckt auf dem Rücken liegend einen ziemlich leidlichen Zustand herbeiführen konnte; aber nicht fünf Minuten konnte ich aufgerichtet oder nur sitzend auf dem Schiffe aushalten. Nun muß ich aber von der großen Anstrengung

dieser halben Seite ausruhen, denn meine Gedanken tanzen mit meinen Buchstaben den schönsten Ringelreihen. Die Hauptsache ist, wir sind fort und werden, will's Gott, ohne Aufenthalt unsere Reise fortsetzen können. Wahrscheinlich ruft Ihr uns entgegen, wie die gute Madame Beer ihrem Sohn: ‚Michel, wie häßlich bist Du geworden!' Ich bitte, sich darauf vorzubereiten, bekanntlich kommt man aus Italien weder jünger noch schöner zurück. Reisesatt und müde sind wir, das weiß Gott! Und wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Plackereien und Prellereien, die freilich hier auch ärger sind, als irgendwo anders, sind mir noch nie so lästig und abscheulich vorgekommen, und ich sehne mich nach meinem ehrlichen Vaterlande.

Im Anfang hatten wir gutes Wetter auf der Seefahrt; die beiden letzten Nächte aber waren stürmisch, und die letzte so sehr, daß ich vor Angst fast kein Auge zutun konnte. Als ich aber doch einmal vor Müdigkeit einschlief, träumte mir aufs lebhafteste, wir säßen alle um Deinen Tisch im Saal, liebe Mutter, und ich sagte eben: ‚Nun ist doch endlich der ersehnte Augenblick gekommen', — da wachte ich vom Knacken und Krachen des Schiffes auf, der Tisch in der Kajüte fiel um, und ich befand mich schaukelnd und sehr unbehaglich auf dem Mittelmeer. Ich werde mich lange meiner angenehmen Empfindung beim Anblick der ersten Morgendämmerung erinnern. Kurz vor der Ankunft in Genua stand ich auf, die Stadt zu sehen, konnte mich aber nicht aufrecht erhalten, sondern mußte mich auf dem Verdeck legen und nur hin und wieder einen Blick hinaus tun. Die Stadt liegt herrlich, fast wie Neapel, hoch an die Berge hinangebaut." —

Tagebuch.

Genua, 16. August.

„Gegen Abend ging ich mit Wilhelm und Sebastian in Schirokko und Regen — wir haben hier noch keine Sonne gesehen — ein wenig aus. Nach der Kathedrale, in lombardisch-germanischem Stil, den ich in meiner Kunstgeschichte, ‚unerbärmlich‘ wie Walter in Heringsdorf sagte, den Zwillichstil nennen werde, von wegen Streifigkeit. Doch haben alle diese Fassaden irgend etwas Eigentümliches. So diese die freistehenden Säulen an der Ecke. — Im Palast Brignole sind herrliche Gemälde. Ein Rubens entzückte Wilhelm, mir war er etwas zu unflätig. Rubens selbst und seine Frau, von Satiren und Faunen umgeben. Ein wunderschönes Bild des Palma vecchio, Anbetung der Könige, eins der schönsten, die ich von ihm kenne. Bildnisse von Tizian, Rubens und Vandyk; von letzterem ein lebensgroßer Reiter, der Marchese Brignole. Er scheint alle großen Familien hier gemalt zu haben, in allen Palästen sind die Besitzer in ihrer lebensgroßen Behäbigkeit mit feinen, weißen, herabhängenden Händen, stehend, sitzend, reitend, mit und ohne Kinder, in ungeheuren Halskragen, und die Frauen in ziemlich unschönem Anzuge, der damals hier muß Mode gewesen sein, von ihm abgebildet. Von da stiegen wir zur Villa Negri hinauf, mit wunderschöner Aussicht. Der Marchese Negri scheint nach genuesischer Art ein Patriot zu sein, er stellt die Büsten berühmter Landsleute auf, Columbus, Paganini, hat ein Gartenhäuschen mit der Inschrift ‚alla memoria di Washington‘; der alte Mann nahm uns in diesem Gartenhäuschen sehr freundlich auf und zeigte uns alle seine Raritäten, deren er eine Menge hat; Napoleons Stock und Dose, Messer und Gabel von Benvenuto Cellini,

eine hübsche, alte Harfe und was dergleichen mehr ist. Der sehr schöne Garten und der Blick, den man von da hat, ist das Beste an der Sache. Nachher aßen wir in der Stadt, wobei ich die Relation von Louis Bonapartes Landung und Verhaftung in Boulogne las. Ein verrückter und abscheulicher Mensch!"—

Den 18. August kamen die Reisenden in Mailand an.

Tagebuch.

„Wir fuhren nach der Brera, wo ich mich außerordentlich amüsierte, alte Freunde wiederzusehen. In den Eingangssälen hatte ich die Freude, zu merken, daß ich etwas gelernt, denn die schönen, ausgesägten Fresken des Luini, die ich das erstemal gar nicht habe ansehen mögen, gefielen mir diesmal sehr gut. Sie sind aus der Geschichte der Maria, wahrscheinlich aus der Kirche von Lugano. Die Sammlung ist überaus reich an schönen, großen Venezianern, besonders Paul und Bonifacio. Von Paul: Ein Bischof und mehrere andere Geistliche; ein Page vorn hält ein Buch, in das ein schöner alter Kopf hineinsieht. Es ist viel mehr Stil, Ernst und Würde in dem Bild, als der lustige Kerl gewöhnlich hat. Ferner ein gewaltig großes Altarbild, mit Flügeltüren, Anbetung der Könige in der Mitte, Heilige und Engel mit allen möglichen Baßgeigen und Posaunen an den Seiten; der rechte Paul Veronesische Spektakel. Gestern kam er mir vor wie Händel: Große, breite Massen, mit einigen krausen Modeschnörkeln und denselben immer wiederkehrenden Effekten, die immer wieder wirken und überraschen, als sähe und hörte man sie zum erstenmal. Ein paar prächtige Menschen. — Von Bonifacio: Christus im Hause des Zöllners, die ganze Welt ißt und trinkt, links füttert ein Kind einen Hund, hatte mir schon das erstemal sehr gefallen. Ein schöner

Mantegna, schreibender Evangelist in der Mitte, Heilige und Heiliginnen umher, einzelne Figürchen auf Goldgrund. Dies Bild denke ich mir aus seiner frühern Zeit, wie er noch an der alten Schule hing; aber auch hierin schon welch ein Unterschied gegen das frühere; das war ein großer Mann! — Von dem Sposalizio sage ich nichts, davon ist alles gesagt! — Die Verkündigung von Francia hat mir diesmal nicht ganz den Eindruck gemacht, wie im vorigen Jahr. Dann ist noch ein tolles Bild da, von Bonifacio. Es scheint die Findung Moses' vorstellen zu sollen, aber eine solche Auffassung denkt man nicht. Herren und Damen sitzen in traulicher Konversation, trinken und essen und ein dicker Koch steht neben der Prinzessin, ein Faß Wein wird angezapft, Musik gemacht usw. Von Bellini ein großes Bild nach Art seiner prächtigen, komischen, originellen in Venedig: Ein Heiliger predigt in Konstantinopel vor der Sophienkirche, die närrischesten Türken und Mamamuschis hören zu in wahren Häusern von Turbanen, weißen Mänteln und kuriosen Kostümen. Die Kirche erinnert sehr an die Markuskirche in Venedig, schlanke Türme dahinter, und an einem eine äußerlich herumgewundene Treppe, weiße helle Häuser. Ein äußerst wahres, anspruchsloses Tageslicht herrscht in diesem Bilde. Von dieser Art von Venezianern macht man sich gar keine Vorstellung, wenn man sie nicht gesehen. — Dann gingen wir noch einmal nach der Kirche St. Ambrogio, wovon Wilhelm ein paar Linien behufs einer Komposition, die er vorhat, zeichnen wollte. Eine schöne Kirche, die mit wenigen Hinwegschaffungen von Putz und Schmutz, wie Wilhelm sagt, ihrer ursprünglichen Würde wiederzugeben wäre.

Donnerstag, den 20. August. Heut früh um sieben ging Wilhelm mit Sebastian auf den Dom

zeichnen. Ich ging später nach und trat mit unbeschreiblichem Entzücken in den Dom ein, der mir damals gar nicht einen so großen Eindruck machte, als jetzt. Voriges Jahr kamen wir von Bamberg und Regensburg, wo wir Ähnliches, groß in derselben Art, gesehen hatten. Jetzt haben wir die Kirchen Italiens hinter uns, Basiliken, die ich auch sehr schön finde, Peterskirche, und die vielen Ableger davon, germanisch-italienischen Stil, und was man alles in verschiedenen Stilen sieht, und was einem alles, eins um das andere, gefällt. Aber heut hatte ich so recht die innige Überzeugung, dies ist der wahre Kirchenstil, dies ist die schönste Kirche Italiens und die hat ein Deutscher gebaut. Es ist doch ein herrlich Ding um den Menschengeist, und Gott hat nichts Schöneres geschaffen."

Brief und Tagebuch.

Airolo, den 24. Aug. 1840.

„Wenn ich mich nicht eile, so kann ich meinen Brief nicht auf der Südseite der Alpen mehr anfangen, denn in einigen Stunden sind wir hinüber und bleiben nachts in Ursern, wo wir 1822 alle zusammen einmal übernachteten. Den 20. nachmittags fuhren wir von Mailand weg nach Como, dachten Hiller gleich aufzusuchen, erfuhren aber, daß er weit von der Stadt am See wohne und hinauszuschicken war es zu spät. Den 31. also morgens setzten wir uns zu Schiff und fuhren bei Hiller vor; der, sehr vergnügt, kam mit in unsere Barke und machte eine Spazierfahrt mit uns, auf der wir die, durch die Königin von England bewohnte und berüchtigte Villa d'Este besahen, dann nahm er uns für den Rest des Tages in Beschlag und fuhr uns nachmittags (ebenfalls zu Wasser) nach der Villa Pliniana, wo er uns neben der von Plinius beschriebenen Quelle in einer offenen Halle am See

ein sehr nettes, lustiges Souper gab, bei dem Wilhelm ihn zeichnete. Der Brief des Plinius, worin er diese dreistündig wachsende und wieder abnehmende Quelle beschreibt, ist dort in lateinischer und italienischer Sprache an die Wand geschrieben und besonders die klassische Stelle sehr schön, in der er empfiehlt, sich neben dem Wasser zu Tisch zu setzen, zu essen und zu trinken, ein Rat, den wir nach achtzehnhundert Jahren pünktlich befolgten. — Den Tag darauf, in Bellinzona, erlebten wir eine jener interessanten Reisebegegnungen, die das Reisen so angenehm machen und sich unauslöschlich ins Gedächtnis prägen: Wir kamen gegen Abend dort an und man trug uns das Essen in einem Zimmer auf, in dem bereits ein ältlicher Herr zu Tisch saß. Er redete uns sehr höflich und freundlich an, und wir merkten bald im Verlauf des Gesprächs, daß wir einen sehr unterrichteten, jedenfalls ausgezeichneten Mann vor uns hätten. Als wir das Essen beendet hatten und im Begriff waren, auseinander zu gehen, frug er, woher wir wären, und als er hörte aus Berlin, erkundigte er sich nach Humboldt, dessen Bekanntschaft wir uns nun allerdings rühmen konnten, und da ihn Wilhelm frug, ob er Humboldt vielleicht einen Gruß bestellen dürfte und von wem? sagte er: Io sono un uomo infelicemente conosciuto — il conte Gonfalonieri. Bei diesem Namen wurde ich denn nicht wenig bewegt*). Als er unseren Namen hörte, fand sich's, daß er durch Arconatis genau mit uns und unserer ganzen Familie bekannt sei, sie hatten ihm die Gastfreundschaft der Berliner und die unsere insbesondere tausendmal gerühmt. Nun war die Bekanntschaft augenblicklich geschlossen, Wilhelm ließ sich sein Zeichenbuch herauf-

*) Es war ein Leidensgefährte Silvio Pellicos und aus dessen Buch Le mie prigioni im Munde aller Menschen.

holen und er nahm das größte Interesse daran und war gern bereit, zu sitzen, und Wilhelm zeichnete sein sehr ähnliches Porträt. Auch von Gans sprachen wir viel, nach Bartholdy frug er, als nach einem ausgezeichneten Mann, den er vor zwanzig Jahren in Italien gekannt und von dem er nach seiner Rückkehr noch nichts wieder gehört. Kurz, es gab der Berührungen so viele, daß uns der Abend, einer der interessantesten der ganzen Reise, nur allzurasch verging und wir uns von dem außerordentlichen Manne wie von einem alten Freunde trennten. Was er uns von seinen Schicksalen erzählte und die Art, wie er darüber sprach, war unbeschreiblich rührend. Fünfzehn Jahre hatte er auf dem Spielberg zugebracht, ohne in dieser ganzen Zeit irgend eine Nachricht von der Welt oder den Seinigen zu erhalten, außer nach zehn Jahren die von dem Tode seiner Frau, die ihm von seiten der Regierung ganz kurz und trocken mitgeteilt ward. Die unglückliche Frau hatte vielfach erneuerte Anfragen getan, um zu ihm zu gelangen, alles vergebens, endlich bat sie um Erlaubnis, nach Brünn zu ziehen, nur um ihm näher zu sein; da man ihr das nun nicht eigentlich versagen konnte, so antwortete man, es stünde ihr frei, aber sie würde die Haft ihres Mannes dadurch erschweren. Da blieb ihr denn nichts übrig, als in Mailand zu bleiben und zu sterben. Er sagt, von dem Augenblick hätte der Spielberg erst für ihn angefangen. Keine Bücher in der ganzen Zeit! Man hat von solcher Grausamkeit, solcher moralischen Tortur keinen Begriff. Dann ging er nach Amerika in die Verbannung, hierauf nach Frankreich und Belgien und vor drei Monaten bekam er Erlaubnis, auf kurze Zeit nach Mailand zu kommen, um seinen damals noch lebenden, zweiundachtzigjährigen Vater zu besuchen. Bei der Gelegenheit erfuhr der Kaiser erst,

daß er nicht in die Amnestie mit eingeschlossen gewesen sei, war sehr ungehalten darüber und befahl, augenblicklich die Ordonnanz über seine völlige Freiheit zu erlassen. Mit der größten Milde und Schonung spricht er über seine Regierung, mit der größten Aufgeklärtheit über innere und äußere Politik. Er muß ein unvergleichliches Gemüt haben, nach all dem bittern Herzeleid, was man ihm angetan, von seinem Unglück und seinen Peinigern mit solcher Sanftmut, solcher unbeschreiblich rührenden Güte reden zu können. Nicht minder zu bewundern ist eine Bekanntschaft mit allem, was in der Welt vorgegangen, in Kunst, Literatur und Politik, da er fünfzehn Jahre, wie er es selbst nennt, begraben gewesen und die meiste übrige Zeit jetzt in Amerika zugebracht hat. Unter allen Italienern, die ich habe kennen lernen, schien er mir der bei weitem Bedeutendste! Und solche Männer behandelt Österreich so! —"

Tagebuch:

„Von Airolo fängt man an, stark zu steigen, terrassenförmig, ähnlich wie am Stelvio; der Fuhrmann verlor viel Zeit mit verschiedentlichem Umspannen, wir gingen viel zu Fuß; der Tessin bildet fortwährende Wasserfälle den amphitheatralischen, merkwürdig mächtigen Felsenbau hinunter. Als wir endlich, Wilhelm und ich voraus, zu Fuß den Gipfel erreichten, ‚wo die ew'gen Seen sind', war die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung angebrochen. Man ist auf diesem Gipfel übrigens noch von vielen höheren Bergen umgeben, die Hochebene ist breit und man fährt eine ganze Strecke glatt. Nach Ursern sollte man zwei Stunden hinunter fahren und es schien mir schon in der tiefen Dämmerung sehr gruselig, es sollte aber noch schlimmer kommen. Als wir eine

Strecke hinunter gefahren waren, brach der Hemmschuh und der Fuhrmann mußte nun in der immer wachsenden Dunkelheit Schritt vor Schritt den steilen Berg hinunter fahren. Bei einem einzelnen Hause hielt er still, rief die Leute heraus, die nach langem Zögern unter Vorsichtsmaßregeln mit Licht kamen und frug nach einem hölzernen Hemmschuh, sie hatten keinen und wir mußten unsern Weg so fortsetzen. Endlich ward es so steil, daß der Kutscher selbst uns ersuchte, abzusteigen und so gingen wir denn in tiefer Nacht zu Fuß den St. Gotthard hinunter, eine passabel unkomfortable Partie. Indes war das Wetter zum Glück wenigstens gut, hätten wir Sturm und Gewitter des folgenden Tages einen Tag früher gehabt, wir wären wirklich schlimm daran gewesen. Endlich erblickten wir tief unter uns die Lichter von Dorf Hospital und das war der Hafen, in den wir einlaufen sollten und wo wir die erste Nacht auf Schweizer Boden zubrachten. Ich habe übrigens versprochen, in aller Welt laut zu bezeugen, daß wir in ganz Italien nicht so geprellt worden sind, wie diese Nacht in Hospital im Urserntal in der biedern, ehrlichen Schweiz. Was wahr ist, muß wahr bleiben; der Wirt, ein junger Bursch, war ein größerer Schuft und Grobian, als alle seine italienischen Kollegen. Wilhelm triumphierte sehr! --

Den 25. August bei starkem Nebel und Regen weiter. Ich konnte das Urserntal, auf das ich mich so gefreut und das mir damals einen so großen Eindruck gemacht, gar nicht sehen, und erkannte nur Andermatt und die kleine, weiße Kirche wieder, sowie die ganze Lage. Jenseits des Urner Lochs konnten wir den Wagen herabschlagen und die prächtige, wilde Gegend an der Teufelsbrücke ordentlich sehen. Indessen regnete es noch mehrere Male sehr stark und

wurde nicht klar, bis wir Altorf vorbei bei Flüelen an den See kamen. Wasen erkannte ich wieder, wie mir überhaupt der Charakter des Weges sehr im Gedächtnis geblieben war und der stufenweise Fortschritt von Schnee, kahlen Felsen, Moos, Tannen, erst kleinen, dann gewaltigen, zu Laubholz und den schönsten Obst- und Nußbäumen in der Ebene. Was ich aber ganz vergessen hatte, ist, daß man von Amstäg bis Altorf wohl noch eine Stunde in der Ebene zu fahren hat, in einer überaus fruchtbaren, lachenden Ebene, zu beiden Seiten die hohen Berge. Da auf unserer Karte ein deutlicher Landweg nach Brunnen angegeben ist, so mußten wir uns natürlich in Flüelen einschiffen und über den See nach Brunnen fahren an Tellen Platte und Grütli vorüber, Blümlisalp links, Bristenstock hinter uns, bei aufziehendem Gewitter. Indessen war der See so gütig, sich ganz ruhig zu verhalten. Da wir schon um fünf in Brunnen ankamen und alle Leute versicherten, das Gewitter verzöge sich, so fuhren wir noch über Schwyz, mit dem Blick auf Haken und Mythen, nach dem Zuger See, an dem der Weg eine Weile sich hinzieht. Unterdes aber kam das Gewitter näher, die Blitze leuchteten über den See, der Donner hallte an den Felsen wider, der Regen strömte und der dickste Hagel schlug uns ins Gesicht. In solchem Unwetter kamen mir in Arth an, froh, einen Zufluchtsort erreicht zu haben.

Wilhelm aber machte einen wirklich tollen Streich: das Gewitter war vorüber, aber der Himmel noch voll Wolken, die Leute im Hause versicherten, den Morgen nach einem Gewitter wäre immer der Sonnenaufgang klar, darauf könne man sich sicher verlassen, und so stieg er um ein Uhr nachts in Begleitung eines Laternenträgers auf den Rigi. Den andern Morgen um acht kam er wieder, triefend von Schweiß, hatte

keine Spur eines Schneeberges gesehen; alle Wege waren von dem Unwetter zerstört, er hatte fast fortwährend in Wildbächen waten müssen und hinunter zu Richtwege genommen, wobei er von Fels zu Fels springen mußte. Es war eine verrückte Partie und ich kann Gott danken, daß es ihm nicht geschadet*)."

Das schöne, herrlich kultivierte badische Land wurde mit großem Wohlgefallen durchflogen. Von Offenburg entschlossen sich die Reisenden einen Abstecher nach Straßburg zu machen.

Tagebuch.

„Wir fuhren nach Kehl, gingen von dort zu Fuß über die Rheinbrücke, setzten uns in eine Karrete und erreichten durch die noch ziemlich lange Allee Straßburg und den Münsterplatz. Der Münster ist das zierlichste dieser Art von Gebäuden, außen mit feinen Säulchen fast überladen, die sogar über die großen Fenster weggehen; inwendig sieht man, daß die ganzen Seitenwände aus mächtigen, breiten, bunten Fenstern bestehen, es ist wunderschön. An der Fassade, wie am fertigen Turm ist unsägliche Arbeit, doch glaube ich, daß er noch höher hat werden sollen. Der Chor ist von innen abscheulich modernisiert und die Orgel vor sechs Jahren mit einer Geschmacklosigkeit restauriert, die dem 17. Jahrhundert zum ewigen Ruhm gereichen würde. Im ganzen hat mir der Regensburger Dom einen noch größeren Eindruck gemacht. Aber es ist angenehm, den Münster zu den gesehenen Dingen zu rechnen; man hat so ein gutes Reise-

*) Auf diese Rigibesteigung, mit der Hensel unbarmherzig geneckt wurde, bezieht sich die Unterschrift unter ein Porträt Felix' von Wilhelm Hensel: „Ich ging mit meiner Laterne, und meine Laterne mit mir, nachts um eins auf den Rhigi".

gewissen, wenn man solche Herren persönlich kennt. Nicht weit davon steht Erwin von Steinbachs Haus, wovon vieles Alte erhalten ist und unter andern eine Treppe, die ein wahrer Edelstein ist. Sie ist schneckenartig gewunden und so um ihre Spindel gedreht, daß man von unten bis oben durchsehen kann. Da sieht es nun aus, nicht wie ein Kunstwerk, am wenigsten wie ein Bauwerk, sondern wie ein phantastisches Naturprodukt, wie eine jener wunderbaren Muscheln, die turmartig gewunden sind, unbeschreiblich schön. Die stützenden Säulchen durchschneiden das Geländer, welches sich astartig darum schlingt. Die Treppe ist in ihrer Art ein ebenso großes Meisterwerk als der Dom."

In Leipzig, das am 3. September erreicht wurde, war Felix, der eigentlich in England sein wollte, infolge eines, glücklicherweise überstandenen, Krankheitsanfalles noch anwesend. Daß es an ausgiebigem Unterhaltungsstoff nicht fehlte, läßt sich denken. Er spielte seine Buchdruckerkantate vor, die Fanny sehr gefiel; auch über seine Pläne für die Zukunft wurde viel verhandelt, er beabsichtigte, nach Ablauf seines Leipziger Kontrakts im nächsten Winter sich ein Jahr, vielleicht in Italien auszuruhen, worin ihn seine Schwester mit ihrem frischen Italien-Enthusiasmus begreiflicherweise sehr zu bestärken suchte. Wie anders sich die Sache nachher gestaltete, werden wir sehen. Cécile war sehr wohl, unverändert lieblich und schön, und anmutig und gut wie immer; die Kinder, Karl und Marie, wuchsen prächtig gedeihend heran. Endlich, Freitag den 11. September früh reiste Felix nach England und Hensels nach Berlin, wo sie spät abends ankamen und alles wohl antrafen.

Fanny Hensels Reisetagebuch schließt in Berlin mit den Worten: „Heute ist Mittwoch, sechs Tage sind wir

nun hier. Die politischen Ereignisse drohen schwer; der König hat den Ständen auf ihren Antrag, eine Verfassung zu geben, eine entschieden abschlägige Antwort erteilt; die Franzosen rüsten offen, alles sieht trübe, düster und unerfreulich aus, dazu stürmt, regnet und weht es draußen und ist eine Kälte, daß mir die Finger erstarren. In künstlerischer Hinsicht scheint durchaus nichts vom Könige zu erwarten zu sein. Über den Eindruck, den dies alles und überhaupt unsere ganze Rückkehr auf mich gemacht hat, später ausführlich, wenn die Gegenwart Vergangenheit geworden ist, das Ungewitter sich verzogen hat oder niedergegangen ist. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß man dergleichen nicht unter dem Einflusse einer augenblicklichen Stimmung schreiben muß.“ —





Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus

1841

Nach jenen Worten, mit denen Fanny die italienische Reise beschließt, sich vornehmend, den, unzweifelhaft nicht angenehmen, Eindruck der Rückkehr später ausführlich zu besprechen, folgt im Tagebuch — eine leer gebliebene Seite; das erste Lied aber, welches sie nach der Rückkehr zu komponieren Lust und Veranlassung fand, sind jene Goetheschen Worte, deren Anfang diesem Kapitel als Bezeichnung vorangesetzt worden ist:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler still die frohen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin,
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Aus beidem zusammen können wir wohl mit Fug und Recht annehmen, daß jener erste Eindruck schnell vorüberging und daher die für ihn im Tagebuch augenscheinlich aufgesparte Seite unbeschrieben blieb; und daß die Behaglichkeit des Hauses bald ihre Rechte geltend machte, beweist die Stimmung, welche zur Komposition des Goetheschen Liedes führte. Auch an Felix schrieb Fanny bald einen sehr vergnügten

Brief, und die Antwort desselben*) spricht als Wunsch aus, sie möchte „in ihrem Innern so recht reisefroh bleiben, während sie in der Heimat ruhig fortlebt."

Häuslich und im Familienkreise waren Hensels bald eingelebt, und doch traten sie in eine durchaus veränderte Welt; im allgemeinen war ein großer Wechsel eingetreten; Friedrich Wilhelm III. war gestorben, und der Vierte an seine Stelle getreten, die politische Bewegung hatte angefangen und spielt fortan in allen Aufzeichnungen Fannys eine hervorragende Rolle.

Fanny an Felix (teilweise).

Berlin, den 5. Dezember 40.

„— — Daß Du die Idee der Nibelungen so lebhaft aufgenommen, freut mich herzlich. Wie ich höre, hast Du Dir eine Raupachsche Bearbeitung kommen lassen, bist also in diesem Augenblick wahrscheinlich weiter mit Deinem Plan, als ich es jemals war, ich hatte mir wohl überhaupt mehr die Charaktere und die ganze Situation als eine bestimmte Szenenfolge lebhaft gedacht. Die größte Schwierigkeit möchte im Schluß liegen; denn mit der gewaltigen Metzelei kann man doch keine Oper enden und wie sonst? — Die Versenkung des Nibelungenhorts geht so zu: Nachdem Hagen den Siegfried ermordet, sieht er mit Neid Kriemhildens große Schätze, die sie, wenn ich nicht irre, aus Nibelungenland kommen läßt, und in der Furcht, sie möchte sich Freunde und Rächer damit erkaufen, nimmt er sie ihr und versenkt sie in den Rhein. Ich bitte Dich, laß mich doch von Zeit zu Zeit wissen, wie es damit steht, ob der Plan vorrückt. Ferner bitte ich Dich, mir zu schreiben, ob Ihr irgend etwas Erbauliches und Beschauliches für Eure Quartett=

*) Felixsche Briefe. Leipzig, 24. Oktober 40.

soireen habt, das ich für meine Sonntagsmusiken brauchen könnte, die ich nächste Woche anzufangen gedenke.

Mein Mann ist fleißig wie immer, führt mit Lust seine Reiseskizzenbücher aus, wenn Sebastian nachmittags aus der Schule kommt, essen wir und führen ein behagliches, angenehmes Winterleben. Ob sich hier in der Kunst etwas regen wird, muß man erst sehen; wenn es wahr ist, was man allgemein sagt, daß Cornelius herkommt, so möchte das ein Beweis sein, daß man wenigstens Pläne hat. Denn wenn es, wie man bis jetzt glaubte, mit der Ausführung der Schinkelschen Freskenentwürfe allein getan sein sollte, so möchte Cornelius nicht der rechte Mann sein, an den man sich gewandt hat. Schinkel ist fortwährend in dem traurigsten Zustande, seine geistige Tätigkeit ist ganz dahin. Mein Mann ist vielleicht der einzige hiesige Künstler, der sich aufrichtig über Cornelius' Herkommen freuen würde. Die Grimms kommen in diesen Tagen, auch mit Rückert soll man in Unterhandlung stehen. Bei dem allen aber bleiben unsere Zeitungen so elend, als sie waren, die Pietisten haben Oberwasser, und die persönliche Regierung scheint in hohem Maße gehandhabt zu werden. Was sagst Du denn zu der französischen Politik? Und wie gefallen Dir die Debatten in der Kammer? Ist das nicht höchst traurig! Auch für uns traurig, denn wie breit macht sich nun das Philistertum und sagt: Da seht Ihr nun konstitutionelle Staaten!" —

Zu den bedeutenden Männern, auf die der König sein Augenmerk gerichtet hatte, um sie nach Berlin zu ziehen, gehörte auch Mendelssohn Bartholdy. Schon im November 1840 hatte man sich an dessen Bruder Paul gewandt, um diesen zu sondieren und Mittel und Wege mit ihm zu beraten, wie die Berufung ins Werk gesetzt werden könnte? Er erbot sich sofort, selbst nach

Leipzig zu reisen, teilte den Zweck der Reise geheim Fanny mit, verschwieg ihn aber vorerst seiner Mutter und Rebecka, um beiden sehr leidenschaftlichen Naturen nicht, vielleicht vergebliche, Hoffnungen zu erregen. Die Propositionen, deren Überbringer Paul war, sahen sehr schön aus und schienen einen außerordentlich segensreichen Wirkungskreis zu versprechen. Es wurde beabsichtigt, die Akademie der Künste in vier Klassen einzuteilen, nämlich: Malerei, Skulptur, Architektur und Musik, und jeder Klasse einen Direktor vorzusetzen, welchem nach einer bestimmten Reihenfolge abwechselnd die Oberleitung der Akademie zugedacht war. Die musikalische Klasse, zu deren Direktor man Mendelssohn ausersehen hatte, sollte im wesentlichen aus einem großen Konservatorium bestehen, und es wurde in Aussicht genommen, daß dieses einst, in Verbindung mit den Mitteln des Königlichen Theaters, öffentliche Konzerte, teils geistlichen, teils weltlichen Inhalts geben sollte. —

Die Sache klang sehr verlockend und der Gedanke, daß damit eine Gelegenheit endlich gegeben sein möchte, Felix wieder nach Berlin zu ziehen und ein Zusammenleben der ganzen Familie zu ermöglichen, warf natürlich ein großes Gewicht in die Wagschale sowohl bei den Geschwistern, die Annahme dringend zu wünschen und zu befürworten, als auch bei ihm, anzunehmen. Nichtsdestoweniger stiegen gleich von Anfang an bei letzterem starke Zweifel auf, nicht sowohl daran, daß der Plan, wie er aufgestellt war, ausgeführt werden könnte, als daß er ausgeführt werden würde; und wir werden im weiteren Verlauf dieser Angelegenheit sehen, wie richtig er die Verhältnisse beurteilte. Er kannte die Unbestimmtheit, mit der der König solche Dinge behandelte; alle Auswärtigen, welche er nach Berlin gezogen hatte, waren in der vagesten Weise berufen, sie gingen in Berlin spazieren, ver=

zehrten große Summen und hatten eigentlich nichts dafür zu tun; man hatte nicht Stellungen, zu deren Bekleidung die Männer bestimmt waren, sondern man holte sich Männer und suchte nun vergeblich Stellungen für dieselben auszumitteln; Mendelssohn wollte vorerst den genau bestimmten Wirkungskreis kennen lernen, in den einzutreten er berufen sein sollte, und darüber begannen nun die Verhandlungen, denn es zeigte sich sofort, daß er damit den faulen Punkt der Sache getroffen hatte, — der Wirkungskreis war nicht da, — und fand sich auch nicht. Sein Blick war durch Lebenserfahrungen geschärft: in seiner Düsseldorfer Wirksamkeit hatte er selbst unter dem Einfluß unbestimmter Verhältnisse gelitten und gerade das Geordnete, Feste der Leipziger Stellung war ihm sehr angenehm und förderlich gewesen. Daher stellte er gleich von Anfang an Bedingungen, die für das Berliner Verhältnis ähnliche feste, ein für allemal sichere Normen schaffen sollten; er wollte die Sache möglichst klar und unzweideutig machen und spätere unnütze Schwierigkeiten vermeiden, sie von vornherein aus dem Wege räumen. Der öffentliche Wirkungskreis sollte bestimmte Ressortverhältnisse haben, die Zeiten der Konzerte vorher angesetzt und die Musiker der verschiedenen Kapellen und die Sänger verpflichtet sein zur Mitwirkung (ähnlich wie in Leipzig die Thomaner und Mitglieder der Theaterkapelle in Bezug auf die Gewandhauskonzerte), er wollte den Musikern gegenüber „despotisch", wie er sich ausdrückt, und auch in der äußeren Stellung zu ihnen mächtig (nicht bloß pekuniär brillant) dastehen, und nicht von dem guten Willen eines jeden abhängen. Die Idee, auch allenfalls als bloßer angestellter Komponist, ohne bestimmten Wirkungskreis, in der Weise der anderen „großen Männer" zu kommen, wies er schon im ersten Brief entschieden zurück. —

Die Berliner Verhältnisse kannte er genugsam, um zu wissen, daß ohne solche unbedingte Machtvollkommenheit selbst bei den speziellsten Befehlen des Königs es höchstens zu vereinzelten und daher wirkungslosen Konzerten kommen könnte, weil alle möglichen Gegenwirkungen und Eifersüchteleien seitens der verschiedenen Institute und ihrer Leiter gar zu freien Spielraum haben würden. Die Intendanz der Oper, die Direktoren der Singakademie und manche andere wären nicht unter einen Hut zu bringen gewesen. Das alles setzte er offen auseinander und ließ merken, daß er zwar zur Übernahme der Stelle sehr geneigt sei, aber durchaus des kräftigsten Rückhaltes bedürfe und ohne denselben das Amt, da es doch einmal ein öffentliches sein solle, nicht durchführen könne. Geld und augenblickliche Bereitwilligkeit seien zwar sehr viel wert, aber beide hülfen nichts, ohne vollkommene Beruhigung und Sicherheit für die Zukunft, und ohne diese könne er seiner Leipziger Stellung nicht entsagen. Letztere hatte sich allerdings im Lauf der Zeit so angenehm wie möglich gestaltet und gerade damals war man im Begriff, ein recht bedeutendes Legat eines Leipzigers dem Konservatorium zuzuwenden, überhaupt war es Mendelssohn gelungen, durch seinen persönlichen Einfluß viel für das Musikwesen dieser Stadt zu tun; und seine Beliebtheit und Popularität in Leipzig war ganz außerordentlich. Nicht mit Unrecht schrieb Lea bei Gelegenheit des Bachdenkmals, welches Felix durch den Ertrag eines, nur aus Bachschen Sachen bestehenden Orgelkonzerts gebaut hatte: „In Leipzig kann er wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree!“ —

Die Verhandlungen mit Berlin verschwimmen sofort ins Formlose; gleich der nächste Brief des Herrn von Massow, der vom König mit diesen Verhand-

lungen betraut war, klingt schon statt bestimmter und präziser, viel allgemeiner; auf die gestellten Fragen wird gar nicht eingegangen, es ist nur immer von Gehalt und Titel die Rede und es zeigt sich immer mehr, daß vorerst, und wahrscheinlicherweise für immer, die Stellung in der Luft zu schweben bestimmt sei. Zugleich kamen aber nun auch Briefe von anderer Seite; begreiflicherweise faßten die Familienmitglieder nur die glückliche Möglichkeit ins Auge, den Bruder, den Sohn in Berlin dauernd zu sehen und bestürmten ihn, die „glänzenden Anerbietungen" des Königs anzunehmen; und nirgend vielleicht in seiner ganzen Laufbahn zeigt sich Mendelssohns eiserne Pflichttreue in so hellem Lichte, als hier. Die Versuchung war nicht gering; warum sollte er nicht ebensogut wie viele andere dem ehrenvollen Ruf folgen, er, den noch Kindes- und Geschwisterliebe nach Berlin zogen; was kümmerte es ihn, wenn man für das hohe Gehalt wenig von ihm verlangte? Wenn man ihn nicht zu benutzen verstand, so war das ja nicht seine Sache! — Aber er hielt es für unrecht und gewissenlos und nichts konnte ihn dazu bewegen. Er sah, selbst für das Familienverhältnis würde es auf die Dauer nicht ersprießlich sein, wie er klar in seinem Briefe an Paul vom 2. Januar 1841 ausgesprochen hat.

Der Briefwechsel ging hin und her, Felix bekam die gewünschten Statuten und schreibt über dieselben ganz entsetzt an Paul*). Sollte man's glauben, daß, nachdem die umfassendsten Pläne gemacht worden waren, nachdem Mendelssohn, wie wir sehen werden, Jahr und Tag mit redlichstem Eifer an der Besserung gearbeitet, sich alles im Sande verlief, und die Verfassung der Akademie noch ein Menschenalter hindurch in demselben verrotteten Zustand blieb, in den

*) Felixsche Briefe, 13. Februar 1841.

nächsten fünfundzwanzig Jahren die Sache nicht einen Schritt weiter gebracht, nicht ein Atom gebessert wurde? Und es war nicht etwa eine übelwollende, krittelnde Opposition, die die damaligen Zustände für unhaltbar erklärte, sondern die Leiter der Institute selbst, der Kultusminister an der Spitze! —

Und gerade, als sollte der Abschied von Leipzig Mendelssohn geflissentlich noch erschwert, der Unterschied zwischen dem dortigen und dem Berliner Musikwesen ihm recht eindringlich vor Augen geführt werden, gestaltete sich in dieser Zeit alles in Leipzig sehr günstig für die musikalischen Aussichten. Der König von Sachsen war zu einem Konzert nach Leipzig gekommen und dieser Besuch und das Wohlgefallen des Königs an dem Gehörten und Gesehenen hatte den Gewandhausaufführnugen einen großen Schwung gegeben und eine Menge Dinge erleichtert, an die sonst noch lange nicht zu denken gewesen wäre: sogar die Dotation, für deren Hergabe zu Leipziger musikalischen Zwecken sich Felix sehr lebhaft verwendet hatte, stand in naher Aussicht; mit einem Wort, in Leipzig ging die Sache vorwärts, ganz nach seinen Wünschen, während sie in Berlin immer nebelhafter wurde.

Doch machte er sich im Mai 1841 mit der ganzen Familie auf nach Berlin, denn mit dem Schreiben, das sah er nun ein, war nichts geholfen. Aber die mündlichen Unterhandlungen wurden ebenso, wie die schriftlichen, immer verwirrter und unverständlicher; man geriet aus dem Hundertsten ins Tausendste, der König kam mit immer neuen Projekten, die alles immer mehr komplizierten und endlich war man nahe daran, alle Unterhandlungen abzubrechen. Da wurde noch schließlich eine Einigung erzielt: Mendelssohn sollte sich auf ein Jahr dem König zur Disposition stellen und es sollte während dieser Zeit die große

Reorganisationsfrage der Akademie mit Muße beraten und — zu den Toten gelegt werden. Daß dies der Ausgang der Sache sein würde, war wenigstens für ihn von vornherein klar. Nach einem Jahr sollte es sowohl ihm als dem König frei stehen, das Verhältnis wieder zu lösen. — Das war nun das Resultat so langer Anstrengungen! Es ergibt sich aus allen vorhandenen Briefen, daß es hauptsächlich die Rücksicht auf die Mutter war, welche die Enttäuschung nach so schöner Hoffnung schwer getragen haben würde, die ihn bewog, auf dieses kuriose Verhältnis einzugehen, dessen Haltlosigkeit er sich nicht verbergen konnte. Das Resultat der Unterhandlungen ist in dem Massowschen Bericht an den König*) niedergelegt, aus dem aufs klarste hervorgeht, daß die Schwierigkeiten nicht von Felix, sondern lediglich von der anderen Seite ausgingen. Einstweilen kehrte er am 24. Mai mit den Seinigen nach Leipzig zurück, um alles zur Übersiedelung vorzubereiten; seine Vorschläge für die Umgestaltung der Akademie faßte er in einem dem Minister Eichhorn eingereichten Promemoria*) zusammen, das natürlich „schätzbares Material" blieb.

Felix' Rückkehr nach Berlin verzögerte sich — denn es war schon wieder einmal alles anders und die Verabredungen, welche mündlich getroffen waren, schienen vergessen. Man war damals übereingekommen, daß es notwendig sei, damit er den „Königlichen" Musikern, der Kapelle, den Theatersängern gegenüber, die sich alle als ein Stückchen Beamten fühlten, mit Gewicht auftreten könnte, ihm auch ein Endchen Beamtenzopf anzuhängen und ihn zum Kapellmeister zu ernennen. Es war wahrhaftig nicht leidige Titelsucht (um so weniger kann man diesen Verdacht hegen, als er denselben Titel schon in Sachsen bekommen hatte),

*) Felixsche Briefe. „Berlin, Mai 1841."

aber er kannte seine Berliner und wußte, daß zum Gelingen seiner Pläne eine solche Stellung nötig sei; es war sogar Massow gewesen, der bei seiner Kenntnis der Verhältnisse eine solche „Rangerhöhung" empfohlen hatte. Nun kam im Juli ein Brief des Ministers Eichhorn, der alles Vorhergegangene wieder ignorierte und ihm nur die Alternative ließ, entweder ohne jede weitere öffentliche Anstellung und ohne Kapellmeisterschaft nach Berlin zu gehen und dreitausend Taler daselbst zu verzehren, oder alle Verhandlungen abzubrechen; es bedurfte abermaliger Schreibereien, um wenigstens den status quo vom Mai wiederherzustellen. Alle diese Winkelzüge und Zweideutigkeiten ärgerten ihn aber natürlich sehr und versetzten ihn, schon ehe der Anfang der Berliner Laufbahn gemacht war, in die böseste Stimmung, die sich auch in seinen Briefen aus dieser Zeit an vertraute Freunde rückhaltlos Luft macht*).

Indessen ließ er sich durch diese Stimmung in seiner Produktion nicht anfechten. Er „schrieb Noten", wie er Franz Hauser mitteilt, und diese Noten waren die Komposition der Antigone. Der Gedanke war, wie tausend andere, dem König einmal durch den Kopf gegangen; Felix faßte ihn auf, las die Antigone durch, die Sache leuchtete ihm außerordentlich ein, aber sie wäre wohl wie alles andere wieder vergessen, verschoben, verzettelt worden, wenn er nicht das Eisen geschmiedet hätte, solange es warm war, und in Verbindung mit Tieck eine Verschleppung verhindert hätte, zu der man große Lust bezeigte**).

Bei dieser Arbeit kam Mendelssohn seine klassische, durch Heyse erworbene Bildung, vor allem seine gründ-

*) Felixsche Briefe an Klingemann 15. Juli 1841, an David 9. August 41, an Hauser 12. Okt. 41.

**) Felixsche Briefe, 21. Oktober 1841.

liche Kenntnis des Griechischen, das er nie hatte liegen lassen, zustatten. Mit Tieck und Böckh zusammen ging er das Stück durch, die Donnersche Übersetzung wurde zugrunde gelegt, natürlich aber mußte manches in den Chören, was unsanglich war, geändert werden. Er wollte durchaus nicht antik komponieren, nicht solche Musik machen, wie sie möglicherweise die alten Griechen zur Antigone gehabt hatten, sondern seine Musik sollte die Brücke schlagen zwischen dem antiken Stück und den modernen Menschen. Sehr richtig sagt Fanny Hensel*), „daß die Musik viel beigetragen, uns das Verständnis des Ganzen näher zu führen, ist wohl gar keine Frage, hätte sich Felix auch streng antik halten wollen, wir und das Stück, wir wären nicht zusammen gekommen.

„Ende Oktober kam Antigone zuerst im neuen Palais in Potsdam auf dem Königlichen Privattheater vor einer eingeladenen Zuhörerschaft zur Aufführung. Die Bühne wurde ganz nach Art der alten griechischen eingerichtet. Das Wetter war herrlich, wir fuhren alle mit der Eisenbahn hinüber, auf dem Dach des Bahnhofes war Mittagbrot für uns bestellt, während wir aßen, kam mit einem späteren Zug das ganze kluge und gebildete Berlin an, welches Zeuge der ersten Vorstellung sein sollte. Der Anblick des kleinen Hauses und des Theaters war überraschend schön. Ich kann nicht sagen, wieviel schöner und nobler ich diese Einrichtung finde, als unsere löschpapierne Kulissenwirtschaft mit der abgeschmackten Lampenreihe unten. Wann ist wohl je Beleuchtung von unten gekommen? — Schon das Fallen des Vorhangs beim Anfang, so daß man die Köpfe der Spieler zuerst sieht, ist weitaus vernünftiger, als unsere Mode, wo wir mit deren Beinen zuerst Bekanntschaft

*) Tagebuch.

machen. Die Crelinger mit ihrer wunderbar schönen Art zu sprechen, war eine ausgezeichnete Antigone und brachte den edeln Geist und die hohe Würde dieser idealsten Frauengestalt vortrefflich zur Erscheinung. Es war wohl das Interessanteste, was in langer Zeit auf der Bühne vorgegangen war, und der gewaltige Ernst, die tiefe Bedeutung dessen, was man sah und hörte, verfehlte seinen Eindruck auch auf diejenigen nicht, denen das wahre Verständnis nicht aufgegangen war. Das Unternehmen machte großes Aufsehen, und die Antigone wurde bald auf allen größeren Bühnen aufgeführt; nebenbei erregte sie auch eine Menge Streitfragen antiquarischen Inhalts, die in den Zeitungen mit deutsch-breiter Gründlichkeit und — Langweiligkeit durchgefochten wurden."

In Berlin wurde die Antigone im April 1842 zuerst im Schauspielhause öffentlich gegeben. Von allem weiteren Schreiben über die Antigone hielt sich Mendelssohn, nach seinem stets festgehaltenen Gesetz „öffentlich stumm zu sein", vollkommen fern. Er hatte die Antigone geschrieben und überließ das Weitere denen, die dazu Lust und Beruf in sich fühlten*).

Natürlich war der Sommer 1841 und der darauf folgende Winter auch anderweitig infolge von Mendelssohns Anwesenheit in Berlin reich an musikalischen Ereignissen. Es wurden einige große Konzerte gegeben, die er dirigierte. Aber auch die „Sonntage" waren in großem Flor und wurden durch ein höchst brillantes Publikum besucht, das teilweise ebensoviel zu dem Interesse beitrug, als die Musik. Einmal war es der eben angekommene Cornelius, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, ein anderes Mal Bunsen

*) Felixsche Briefe an Dehn 28. Okt. 41, an Stern 27. Mai 44.

und Felix, ein drittes Mal Thorwaldsen; und um diese Mittelpunkte gruppierte sich eine zahlreiche Versammlung, alles, was Berlin an Notabilitäten, an Schönheit und an Vornehmheit hatte, in sich schließend. Der 17. Band der Porträtsammlung Hensels gibt Zeugnis von der ausgezeichneten Gesellschaft, die sich in diesem Jahr einfand: in diesem einen Bande sind die Porträts von Thorwaldsen, der Sängerin Pasta, des Violinspielers Ernst, der Unger-Sabatier und ihres Mannes. Außerdem Liszt, der in Berlin bei diesem ersten Aufenthalte einen rasenden Enthusiasmus erregte. Demnächst Lepsius, der berühmte Ägyptologe, Böckh, der große Philologe, der in dieser Zeit Leipzigerstraße Nr. 3 Hausgenosse wurde, ferner Mrs. Austin, die bekannte englische Schriftstellerin. Der geistreich aufgefaßte Kopf des Fürsten Radziwill, des Sohnes des Faust-Komponisten, beschließt diesen Band, einen der interessantesten der ganzen Sammlung.

Mendelssohn verließ im Frühjahr Berlin (die weiteren Verhandlungen wurden bis zum Herbst vertagt) und ging nach kurzem Aufenthalt am Rhein, unter Zurücklassung der Familie, nach England, wo er diesmal mehr als je gefeiert wurde. Von seinen Erlebnissen handelt ein veröffentlichter Brief vom 21. Juni 1842.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, schrieb er am 19. Juli 1842:

Mein liebes Mütterchen!*)

„Da wären wir wieder froh und glücklich, nach froher und glücklicher Reise, und die lieben Kinder haben wir gesund und prächtig angetroffen, und Dein

*) Dieser Brief ist in vortrefflicher Übersetzung in das Leben des Prinzen Albert von Theodor Martin aufgenommen worden.

lieber Brief sagt uns dasselbe von Euch allen, und ein blauer Himmel und warme heitere Luft bringt einen unvergeßlich schönen Tag nach dem andern — wenn nur der Mensch wüßte, wie er sich dankbar genug für so große Freude beweisen könnte. Ich bin auch gar zu gern in Frankfurt, bei so vielen guten Freunden und Verwandten, in der herrlichen Gegend; alle Morgen um sechs gehe ich spazieren, nach der Darmstädter Warte zu und wenn ich wiederkomme, sind die Kinder eben aufgestanden und alle beim Frühstück, und die Aussicht auf Paul und Albertine und die Schweiz trübt einem den Sinn eben auch nicht sehr. Wollte Gott all die frohen Aussichten erfüllen und die Freude über die vergangenen und bevorstehenden für Dank nehmen! Cécile hat sich heute früh entschlossen, mitzureisen und die Kinder abermals hier bei der Mutter zu lassen, die sich gar zu sehr mit ihnen freut. Es wird Cécile aber noch zehnmal wieder leid werden vorher; doch hoffe ich sie endlich flott zu machen, und Pauls werden auch das Ihrige dazu beitragen.

Gestern abend, als ich mit Veit und Bernus eben auf den Mühlberg fahren wollte, begegnet uns Hiller mit seiner Frau; auf dem Dampfboot fuhren wir mit Mad. Mathieu, dann mit Herrn und Mad. Rubens*), in Mainz plauderten wir eine Weile mit Woringens, die uns zur Eisenbahn geleiteten, der Prinz Friedrich hielt uns unterwegs so lange auf, daß wir beinahe zu spät gekommen wären, er kam eben von Rom zurück, Schlemmer mit seiner Frau eben von Ems, Julie Schunk Jeanrenaud eben viel wohler von Dresden, Rosenhain von Paris, Benecke senior von London, junior von seinem Gut, alles hier am Fahrtor zusammen. So leben wir alle Tage! —

*) Berliner Bekannte.

Noch muß ich Dir einiges von London nachtragen, von den Tagen nach unserer Manchester Fahrt. Ich konnte mich nicht entschließen, nach Dublin zu gehen, weil man zwölf Stunden zur See bleibt bis dahin, und der Gedanke zerschlug alle Unterhandlungen. In Manchester lebten wir mit den Onkels und Tanten*) zwei stille Tage, aber wie wir wieder nach London kamen, ging der Wirbelwind noch einmal los! Aufs mündliche Erzählen will ich mir aufsparen, wie schrecklich sich Cécile von Sir Edward Bulwer die Kur machen ließ, und wie der alte Rogers (Sam Rogers, kennst Du ihn?) mit ihr hands shakte, und sie bat, sie möge ihre Kinder ebenso liebenswürdig erziehen und ebenso gut englisch sprechen lehren, wie sie selbst (dies machte Aufsehen), und wie Mr. Roebuck hineinkam (frag' Dirichlet, wer das ist!), à propos, in Aachen haben wir eine ordentliche Visite bei Meyers gemacht, aber in Köln konnten wir kaum zwanzig Minuten bleiben und haben deshalb Louise Hensel nicht aufsuchen können; — und ferner, wie wir bei Beneckes Sprichwörter aufführten, und Klingemann einen westindischen Pflanzer und Sir Walter Scott vorstellte, und wie die philharmonischen Direktoren mir ein fish dinner in Greenwich gaben, mit White bait und Reden, und wie bei Moscheles meine Chöre zur Antigone gesungen wurden (das werde ich Euch am Klavier nachmachen; ich glaube, Beckchen lacht schon; aber warum schreibt sie gar nicht?), und wie ich Herrn v. Massow noch eben im Brunswick-Hotel abpaßte und Herrn Abeken bei Bunsen sprach, ach! und wie wir bei Herrn und Mad. Bunsen dinierten mit großer Langeweile, — das alles beschreibe ich genauer mündlich, wie gesagt. Aber die Details von meinem letzten Besuch in Buckingham Palace muß ich gleich schrift-

*) Von Cécile.

lich geben, sie amüsieren Dich zu sehr, liebe Mutter, und mich dazu. Wie Grahl sagte — es bleibt dabei — das einzige freundliche englische Haus, so recht behaglich, und wo man sich à son aise fühlt, ist Buckingham Palace, — ich kenne zwar noch einige andere, aber im ganzen stimme ich ihm bei. Ohne Spaß, Prinz Albert hatte mich auf den Sonnabend um halb zwei zu sich einladen lassen, damit ich vor meiner Abreise seine Orgel noch probieren möchte, ich fand ihn ganz allein, und wie wir mitten im Gespräch sind, kam die Königin, ebenfalls ganz allein, im Hauskleid — sie müsse in einer Stunde nach Claremont abreisen, sagte sie; „aber mein Gott, wie sieht es hier aus", setzte sie hinzu, indem sie sah, daß der Wind von einem großen ungebundenen Notenheft alle Blätter einzeln auf das Pedal der Orgel (die einen hübschen Zimmerschmuck bildet) und in die Ecken geworfen hatte. Indem sie das sagte, kniete sie hin und fing an, die Blätter zusammenzusuchen, Prinz Albert half und ich war auch nicht faul. Darauf fing der Prinz an, mir die Register zu explizieren, und während dessen sagte sie, sie wollte es schon allein wieder in Ordnung bringen.

Darauf bat ich aber, der Prinz möchte mir lieber erst etwas vorspielen, ich wollte damit in Deutschland recht renommieren; und da spielte er mir einen Choral auswendig mit Pedal so hübsch und rein und ohne Fehler, daß mancher Organist sich was daraus nehmen konnte, und die Königin, die mit ihrer Arbeit fertig geworden war, setzte sich daneben und hörte sehr vergnügt zu; darauf sollte ich spielen und fing meinen Chor aus dem Paulus „Wie lieblich sind die Boten" an. Noch ehe ich den ersten Vers ausgespielt hatte, fingen sie beide an, den Chor ordentlich mitzusingen und der Prinz Albert zog mir nun

so geschickt die Register zum ganzen Stück, erst eine Flöte dazu, dann beim Forte voll, beim C-Dur alles, dann machte er mit den Registern solch ein exzellentes Diminuendo und so fort bis zum Ende des Stücks, und das alles auswendig, daß ich wirklich ganz entzückt davon war und mich herzlich freute. Dann kam der Erbprinz von Gotha dazu und es wurde wieder konversiert und unter anderem sagte die Königin, ob ich neue Lieder komponiert hätte, und sie sänge die gedruckten sehr gern. „Du solltest ihm mal eins vorsingen", sagte Prinz Albert. Sie ließ sich erst ein wenig bitten, dann meinte sie, sie wollte das Frühlingslied in B-Dur versuchen. „Ja, wenn es noch da wäre, denn alle Noten wären schon eingepackt für Claremont." Prinz Albert ging, es zu suchen, kam aber wieder, es sei schon fortgepackt. „O, man kann's vielleicht wieder auspacken", sagte ich. „Man muß nach Lady N. N. schicken", erwiderte sie (ich verstand den Namen nicht). Da wurde geklingelt und die Bedienten liefen und kamen verlegen wieder, und dann ging die Königin selbst, und während sie fort war, sagte mir der Prinz Albert: „Sie bittet Sie auch, dies Geschenk zum Andenken zu nehmen", und gab mir ein kleines Etui mit einem schönen Ring, auf welchem V. R. 1842 graviert steht, und dann kam die Königin wieder und sagte: „Lady N. N. ist fortgefahren und hat alle meine Sachen mitgenommen, — ich finde es doch höchst unschicklich." (Du glaubst nicht, wie mich das amüsierte). Nun sagte ich, sie möchte mich doch nicht den Zufall entgelten lassen und irgend was anderes nehmen, und nach einigen Beratungen mit ihrem Manne sagte der: „Sie wird Ihnen etwas von Gluck vorsingen." Die Prinzeß von Gotha war unterdes noch dazu gekommen und so gingen wir fünf durch die Korridors und Zimmer

bis zu dem Wohnzimmer der Königin, wo neben dem Klavier ein gewaltig dickes Schaukelpferd stand und zwei große Vogelbauer und Bilder an den Wänden und schön gebundene Bücher auf den Tischen und Noten auf dem Klavier. Die Herzogin von Kent kam dazu, und während die sprachen, krame ich ein wenig unter den Noten und finde mein allererstes Liederheft darunter. Da bat ich nun natürlich, sie möchte lieber was daraus wählen, als den Gluck, und sie tat es sehr freundlich, und was wählte sie? „Schöner und schöner"*), sang es ganz allerliebst rein, streng im Takt und recht nett im Vortrag; nur wenn es nach „der Prosa Last und Müh" nach d herunter geht und harmonisch heraufkommt, geriet sie beide Male nach dis, und weil ich's ihr beide Male angab, nahm sie das letztemal richtig d, wo es freilich hätte dis sein müssen. Aber bis auf dies Versehen war es wirklich allerliebst, und das letzte lange g habe ich von keiner Dilettantin besser und reiner und natürlicher gehört. Nun mußte ich bekennen, daß Fanny das Lied gemacht hatte (eigentlich kam es mir schwer an, aber Hoffahrt will Zwang leiden) und sie bitten, mir auch eins von den wirklich Meinigen zu singen. „Wenn ich ihr recht helfen wollte, täte sie es gern", sagte sie und sang: „Laß dich nur nichts nicht dauern" wirklich ganz fehlerlos und mit wundernettem, gefühltem Ausdruck. Ich dachte, zuviel Komplimente müsse man bei solcher Gelegenheit nicht machen und dankte bloß sehr vielmal; als sie aber sagte: „O, wenn ich mich nur nicht so geängstigt hätte, ich habe sonst einen recht langen Atem", da lobte ich sie recht tüchtig und mit dem besten Gewissen von der Welt, denn gerade die Stelle mit dem langen c am Schluß

*) Eins der Lieder, welche unter Felix' Namen von seiner Schwester erschienen sind.

hatte sie so gut gemacht und die nächsten drei Noten auf einen Atem herangebunden, wie man es selten hört, und darum amüsierte mich's doppelt, daß sie selbst davon anfing. Hierauf sang Prinz Albert: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" und dann sagte er, ich müßte ihnen aber noch vor der Abreise was spielen und gab mir als Themas den Choral, den er vorhin auf der Orgel gespielt hatte, und den Schnitter. Wäre es nun wie gewöhnlich gegangen, so hätte ich zum Schluß recht abscheulich schlecht phantasieren müssen, denn so geht's mir fast immer, wenn es recht gut gehen soll, und dann hätte ich nichts als Ärger von dem ganzen Morgen mitgenommen. Aber gerade als ob ich ein recht hübsches, frohes Andenken ohne allen Verdruß davon behalten sollte, so gelang mir das Phantasieren so gut wie selten; ich war recht frisch im Zug und spielte lange und hatte selbst Freude daran; daß ich außer den beiden Themas auch noch die Lieder nahm, die die Königin gesungen hatte, versteht sich; aber es kam alles so natürlich hinein, daß ich gerne gar nicht aufgehört hätte; und sie folgten mir mit einem Verständnis und einer Aufmerksamkeit, daß mir besser dabei zumute war, als jemals, wenn ich vor Zuhörern phantasierte. Nun und dann sagte sie: „Ich hoffe, Sie werden uns bald wieder in England besuchen", und dann zog ich ab und sah unten die schönen Chaisen mit den roten Vorreitern warten und nach einer Viertelstunde ging die Fahne vom Palast herunter und in den Zeitungen stand: „Her Majesty left the palace at 30 minutes past 3", und durch den Regen ging ich zu Klingemann und hatte zu aller Freude noch die größte, das alles brühwarm gleich ihm und Cécile zu erzählen. Es war ein lustiger Morgen. — Noch habe ich nachzutragen, daß ich mir die Erlaubnis ausbat, der Königin die

A-Moll-Symphonie zuzueignen, weil die doch eigentlich die Veranlassung meiner Reise gewesen und weil der englische Name auf das schottische Stück doppelt hübsch paßt, und daß sie, als sie eben anfangen wollte zu singen, sagte: „Aber erst muß der Papagei heraus, sonst schreit er lauter als ich singe", worauf Prinz Albert klingelte und der von Gotha sagte: „Ich will ihn selbst heraustragen", und ich entgegnete: „Das erlauben Sie mir zu tun" (wie Cousin Wolf, erlauben Sie mir, mir, mir!), und daß ich den großen Käfig heraustrug zu den erstaunten Bedienten usw. Es bleibt noch vieles für mündlich, aber wenn mich nun Dirichlet für ein Aristokrätchen hält, wegen der langen Beschreibung, so schwöre ich, ich sei mehr radikal als je, berufe mich auf Grote, Roebuck und auf Dich dazu, mein Mütterchen, die alle die Details gewiß so amüsieren, als mich selbst.

Da ich so ins Beschreiben geraten bin, muß ich noch von einem Moment sprechen, wie wir nach schöner Fahrt über's Meer in der Nacht sagen hörten, Ostende sei nur noch eine halbe Stunde entfernt und wie ich aufs Verdeck ging, stille graue See fand, Morgendämmerung mit wunderschönen Sternen und das Schiff schnurgerade auf den Leuchtturm losfahrend, der hell und weiß strahlte und unter ihm noch ein paar rote und gelbe Lichter, die den Hafendamm bezeichneten, und England lag hinter uns und der Kontinent, wo es auch wohl schön ist, vor uns. — —"

Im September fanden sich allmählich die zerstreuten Familienglieder wieder in Berlin ein, und sobald Felix angekommen war, gingen auch wieder die ewigen Verhandlungen wegen seines definitiven Wirkungskreises ihren endlosen Gang. Indes war er des langen Wartens müde und fest entschlossen, die

Sache auf die eine oder die andere Art zu einem Abschluß zu bringen. Dies war um so nötiger, weil er sich mit großen Kompositionsplänen trug; der Elias, dessen Gegenstand ihn schon früher beschäftigt und angesprochen hatte, lag ihm jetzt sehr im Kopf, und da wollte er wissen, ob er oder andere in den nächsten Jahren über seine Zeit zu disponieren haben würden. Er stellte daher den Antrag, ihm nun entweder zu sagen, was er tun solle, oder es endlich klar auszusprechen, daß er nichts tun solle, da sich ein Wirkungskreis vorerst nicht für ihn finde, um dann mit Ruhe und ohne Besorgnis einer plötzlichen Unterbrechung an seine eigenen Arbeiten gehen zu können. Natürlich lautete die Antwort, wie dies bei Behördenantworten zu sein pflegt, weder ja, noch nein, sondern es kam wieder darauf hinaus, er solle nur warten, die Tätigkeit werde sich finden, einstweilen solle er seine 3000 Taler Gehalt verzehren. Gerade das war ihm aber von Tag zu Tag drückender geworden, und so setzte er sich denn endlich mit schwerem Herzen hin und bat um eine Abschiedsaudienz.

Damit schien denn nun freilich der entscheidende Schritt geschehen. Massow kam selbst zu ihm, teilte ihm den vom König bestimmten Tag der Audienz mit, sagte, die Sache sei nun leider abgemacht, der König sei sehr verstimmt und werde nur in wenigen Worten Abschied nehmen; und so schien sich denn alles dazu anzulassen, daß Felix im Bösen von Berlin fortginge. Es blieb ihm nun noch die schwere Aufgabe, seine Mutter auf dies traurige Ende all der schönen Hoffnungen und langen Verhandlungen vorzubereiten. Er verschob es bis auf den letzten Augenblick, den Abend vor der Audienz. Da endlich mußte er es ihr mitteilen, ihr sagen, daß er in acht Tagen wieder in Leipzig sein würde und daß Berlin ein

schöner Traum gewesen sei. Er tat es auf einem Spaziergang im Garten; es griff sie sehr an; gewöhnlich war sie sehr ruhig und äußerlich war ihr wenig anzumerken von ihrer sehr leidenschaftlichen Natur; bei einzelnen Anlässen brach diese dann um so unaufhaltsamer durch. Es war auch keine Kleinigkeit für sie: Felix war ihr größter Stolz, ihr Abgott, sie hatte sich daran gewöhnt, ihn wieder nach langen Jahren der Trennung um sich zu haben; sie war alt und konnte nicht mehr auf ein gar zu langes Leben zählen — wie nah ihr Ende sei, konnte sie freilich nicht ahnen. Es gab eine sehr schmerzliche Szene; Fanny kam dazu, Felix rief ihr entgegen, als sie sich den Auf- und Abgehenden näherte, es sei alles aus und vorbei, er habe seinen Abschied. Auch er war sehr bewegt und zu Tränen gerührt durch den Kummer der Mutter, den sein strenges Pflichtgefühl ihr doch nicht sparen konnte. Der Abend verging höchst traurig. Hensel hatte noch ein langes Gespräch mit Felix und erfuhr denn da erst, daß der Abschied nicht förmlich erteilt sei, und bei seiner Kenntnis der Personen und Verhältnisse bildete sich bei ihm und Fanny, mit der er die Sache besprach, die Hoffnung aus, die Audienz beim König könne möglicherweise im entgegengesetzten Sinne entscheidend werden. Hensel ging noch spät abends, als alle sich getrennt hatten, zur Mutter hinüber, ihr Mut einzusprechen; zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, erwartete man den Ausgang.

Am anderen Morgen holte Mendelssohn Massow ab, um sich mit ihm zum König zu begeben. Massow, der ihn aufrichtig lieb hatte, nahm in seinem Hause schon im voraus förmlich Abschied von ihm. — Der König muß bei der Audienz besonders guter Laune gewesen sein; denn statt ihn „böse“ zu finden, wie Massow prophezeit hatte, fand ihn Mendelssohn so

liebenswürdig, so vertrauensvoll, wie noch nie. Er sagte Mendelssohn auf dessen Abschiedsrede, er könne ihn zwar nicht zum Bleiben zwingen, aber das müsse er ihm sagen, daß es ihm herzlich leid tue; alle Pläne, die er, der König, auf seine Anwesenheit in Berlin gebaut habe, seien dadurch gescheitert und es risse ihm eine unersetzbare Lücke. Auf die Entgegnung, warum unersetzbar? — ließ sich der König darüber weiter aus, wie große Stücke er auf Mendelssohn halte und wie er keinen anderen wisse, der seine Pläne so wie er ausführen könne und auch er werde ihm wohl schwerlich einen nennen können. Das brachte ihn denn abermals auf eine Auseinandersetzung dieser Pläne, die über Nacht in dem fruchtbaren Gehirn des Königs schon wieder eine andere Gestalt angenommen hatten; und diesmal glücklicherweise eine solche, daß sie allenfalls ausführbar und dadurch annehmbar erschienen. Es sollte sich nun darum handeln, dem König eine Art von wirklicher Kapelle zu bilden, d. h. einen kleinen Chor von etwa dreißig ausgezeichnet guten Sängern (dem nachherigen Domchor) und ein kleines Orchester (aus der Elite des Theaterorchesters bestehend), die die Verpflichtung hätten, Sonn- und Festtags Kirchenmusik, außerdem auch wohl noch Oratorien u. dgl. aufzuführen und die er nun dirigieren, dafür Musik komponieren sollte usw. — Mendelssohn, dem wohl hauptsächlich der Kummer der Seinigen am Herzen liegen mochte, ergriff sofort diesen Anhaltspunkt, der die Möglichkeit eines Ausweges bot und erwiderte lebhaft, wenn davon gleich die Rede gewesen, wenn das zustande gekommen wäre, das wäre ja gerade der streitige Punkt, die praktische Wirksamkeit, die er vermißt hätte. Nun war die Sache im besten Gang zu gegenseitiger Verständigung. Der König antwortete, wie er sehr wohl wisse, daß ein Musiker

ein Instrument haben müsse, um darauf Musik zu machen, und ein solches Instrument von Sängern und Spielern anzuschaffen, sei seine, des Königs, Sorge. Aber wenn er es nun angeschafft hätte, so müßte er auch wissen, das Mendelssohn bereit sei, darauf zu spielen. Er müsse gewiß sein, daß er auf ihn rechnen könne, wenn er ihn brauche, und das wäre nur dann zu machen, wenn er in seinem Dienste bleibe. Bis dahin solle er aber tun, was er wolle, nach Leipzig zurückgehen, nach Italien reisen. „Es scheint, Sie lieben das Reisen", sagte er mehreremal, kurz, vollkommen unbeschränkt und nur seines dereinstigen Rufes gewärtig sein. Eine Erklärung verlangte der König nicht auf der Stelle; er solle sich alle Schwierigkeiten gehörig überlegen und Massow Antwort sagen. Damit war die Audienz zu Ende, deren Ausgang also Hensel richtig geahnt hatte. Massow, der dem über eine Stunde währenden Gespräch beigewohnt hatte, war ganz rot vor Freude, konnte sich gar nicht fassen und wiederholte immer: „Nein, wenn Sie nun noch an Fortgehen denken!" — Und Felix dachte hauptsächlich an die Freude, die er seiner Mutter bereiten konnte; er kam ganz angegriffen, ganz erschöpft, aber auch ganz entzückt von der bezaubernden Liebenswürdigkeit des Königs (die ihm allerdings, nach dem Urteil aller, die in seine persönliche Umgebung kamen, eigen sein konnte) nach Hause zurück und erzählte das Ergebnis der Unterredung, welches alle sehr beglückte. Namentlich seine Mutter war ebenso leidenschaftlich in ihrer Freude, in der Aussicht auf ein langes Zusammenleben mit Felix, wie vorher in ihrem Schmerz über die bevorstehende Trennung. Vorsichtig faßte Mendelssohn die ganze Unterredung noch einmal in einem Brief an den König zusammen, fixierte so die geschehenen Ver-

handlungen, sprach ihm seine Absicht aus, „bis das Instrument, auf dem er zu spielen berufen sei, fertig sein würde", nach Leipzig zurückzukehren und verzichtete für die Zeit, wo er also gewissermaßen nur zur Disposition des Königs stände und zu keiner öffentlichen Tätigkeit in Berlin verpflichtet sei, sondern nur einzelne Arbeiten in seinem Auftrag zu machen hätte, auf die Hälfte seines Gehalts. Es soll nicht geleugnet werden, daß, sobald er die Sache mit kaltem Blut überlegte, ihm sehr große Zweifel aufstiegen, ob dieser Plan nicht ebenso, wie alle früheren, sich in nichts auflösen würde; indessen war er doch praktisch möglich, und wenigstens war so der Faden, der ihn an Berlin knüpfte, nicht durchgerissen; und durch die Verzichtleistung auf das halbe Gehalt befreite er sich von dem ihm unerträglich drückend gewordenen Bewußtsein, Geld zu empfangen ohne entsprechende Leistungen. Denn die ihm verbleibenden eintausend fünfhundert Taler konnten wohl nur als ganz angemessene Bezahlung für die großen Arbeiten angesehen werden, die er von Leipzig aus für den König machte und die vorläufig in der Komposition der Athalia, des Sommernachtstraumes und des Oedipus bestanden und als Entschädigung für die Unmöglichkeit, in die er doch durch diese Fortdauer des Berliner Provisoriums versetzt war, andere Anerbietungen zu dauernder Stellung, z. B. die sehr liberalen des Königs von Sachsen, welche um diese Zeit an ihn herantraten, anzunehmen.

Ende Oktober verließen Felixens Berlin, er selbst mit der Absicht, schon am 14. November zu Fannys Geburtstag wieder in Berlin zu sein. Statt dessen kam folgender Brief:

Leipzig, 16. November 1842.

Liebe Fanny!

„Leider konnte ich den 14. nicht mit Dir zubringen und nicht einmal schreiben konnte ich zu dem Tage, weil ich am 13. ganz unvermutet nach Dresden mußte und nicht schreiben wollte, ohne beiliegenden Cherubini, den Du Dir ja gewünscht hast, mitzuschicken. Nimm ihn denn nun noch als Nachzügler freundlich auf und erinnere Dich meiner bei allen schönen Stellen, d. h. ziemlich von Anfang bis zu Ende. Ich wollte die Partitur statt des schlechten Auszuges haben, aber sie ist in Deutschland nicht zu bekommen. Meinen Glückwunsch aber, liebste Fanny, sende ich Dir heut so gut, wie vor vier Tagen, morgen so gut wie heute und eben alle Tage, die ich lebe und an denen ich Gott danken kann, daß er mir eine Schwester gegeben hat, wie Du bist.

Ich mußte nach Dresden, um das bekannte, schon lange ausstehende Legat für uns vom Könige loszueisen (was mir, wie ich hoffe, gelungen ist) und ihm zugleich für seine freundlichen, wohlwollenden Anerbietungen, von Denen du ja weißt, zu danken und ihm auseinanderzusetzen, warum ich sie nicht annehmen könnte. Das ist nun geschehen, ich bin von ihm aufs liebenswürdigste empfangen worden, habe nun die Gewißheit, daß die ewig lange Angelegenheit meines hiesigen oder Berliner Engagements ohne Zwist und zu allseitiger Zufriedenheit entschieden ist, habe mich drüben mit Hübners, Bendemanns und Francks und usw. die paar Tage amüsiert wie ein Kaninchen, und wenige Stunden nach meiner Rückkehr ging ich wieder an die Eisenbahn, wartete zwei Stunden auf Cécile, und endlich kam sie und ist so munter und gesprächig und wohl wie nur möglich,

und ich danke dem Himmel und freue mich ihrer Gesundheit und unseres Glückes. Die Kinder sind prächtig. Übermorgen denken wir wieder in unser altes Logis zu ziehen; daß Cécile gar nicht hinüber darf, bis alles wieder fix und fertig ist, versteht sich von selbst.

Sag Paul, ich wäre neulich Abend wieder mit W. im Tunnel gewesen und der hätte ihn zurückgewünscht; ich hätte es auch getan. Es gab Schoten mit Talg und Blumenkohl mit Seifenschaum. Ferner Pastetenteig, wo gar nichts drin steckte, und ebensolche Reden und Toaste.

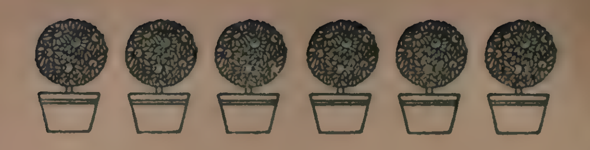
Und nun lebe wohl; sei so gesund, so glücklich, so froh in dem ganzen Jahre und in allen Jahren Deines Lebens, wie Du alle die Deinigen glücklich und froh machst, und wie ich's Dir vor allen zu danken habe und niemals genug danken kann. Auf baldiges Wiedersehen."

Dein

Felix.

Es war anders bestimmt, und das Wiedersehen wurde ein trauriges; denn Felix fand seine Mutter nicht mehr am Leben, als er zurückkehrte.





Die Jahre 1842 und 1843

Felix hatte sofort wieder tüchtig Arbeit in Leipzig gefunden, und man merkt dem Ton seiner Briefe an, wieviel behaglicher er sich dort fühlte, als in Berlin. Von speziell Leipziger Geschäften lag ihm wieder die Direktion der Gewandhaus-Konzerte, die wöchentlich stattfanden, nebst der verschiedenen extraordinären ob; daneben hatte der König von Sachsen jenes Legat zu einem Leipziger Konservatorium bestimmt und die Einrichtung dieser Anstalt leitete er. Dann hatte er für Berlin, wie bemerkt, die Athalia, den Sommernachtstraum und den Oedipus zu komponieren; zugleich arbeitete er die Walpurgisnacht vollkommen um und komponierte die Violoncell-Sonate in D-Dur und verschiedene Lieder mit und ohne Worte; Korrekturen der Antigone und der A-Moll-Symphonie, die zur Herausgabe vorbereitet wurden, kamen dazu, seine Zeit vollauf in Anspruch zu nehmen. Außerdem die Unmasse von Fremden und Einheimischen, die ihn besuchen, befragen, um Rat und Hilfe angehen wollten, die er examinieren sollte und die noch viel größere Unmasse von Briefen, die er stets eigenhändig und mit der größten Ausführlichkeit beantwortete. Daneben schien die Berliner Angelegenheit jetzt wirklich einen Ruck vorwärts zu kommen. Am 1. Dezember lief ein Schreiben des Königs ein, der ihn zum Generalmusikdirektor ernannte und ihm die

Oberaufsicht und Leitung der kirchlichen und geistlichen Musik als Wirkungskreis anwies, nebst einer durchaus im Sinn der damaligen mündlichen Unterredung und ganz seinen Wünschen gemäß sehr klar und zweckmäßig abgefaßten Kabinettsorder, die offenbar unter Massows Einfluß und mit dem Willen, die Sache wirklich und wahrhaftig ins Werk zu setzen, die Spezialien regelte. Es ergab sich denn auch daraus, daß eigentlich gar keine erheblichen Schwierigkeiten obwalteten und daß bei wirklich ernsten Absichten alles ziemlich leicht zu machen war. Zugleich schrieb Massow und forderte Mendelssohn auf, zu den mündlichen Schlußbesprechungen einen oder zwei Tage nach Berlin zu kommen. Dieser bestimmte den 17. Dezember zur Reise und nahm sich vor, eine Woche dort zu bleiben. Ein großes Unglück, das schnell und ganz unerwartet die Familie traf, rief ihn noch früher dahin.

Lea war die ganze letzte Zeit außerordentlich wohl, sehr heiter und fröhlich gewesen. Noch niemals hatte sie so eifrig wie diesmal die Besorgung ihrer Weihnachtsangelegenheiten betrieben, und wer sie so ruhig einen Tag wie den anderen ihr gewohntes Leben führen sah, immer gleichmäßig, immer guter Laune, dem konnte kein Gedanke einer nahen Gefahr beifallen, der mußte das Ende dieses Lebens noch für sehr fern halten. Sonntag den 11. Dezember hatte sie die Nichten von Varnhagen, Frl. Assings, zu Tisch, nebst der Familie, welche immer Sonntags bei ihr vereinigt war und Woringens, die eigentlich vollkommen zur Familie zählten; man war sehr heiter, sie freute sich und lachte herzlich und legte im Laufe des Gesprächs auf Woringens für die nächsten zehn Jahre zu Weihnachten Beschlag.

Abends war ihr Salon mit einer ausnahmsweise

zahlreichen Gesellschaft gefüllt. Mitten im lebhaftesten Gespräch wurde sie unwohl und mußte zu Bett gebracht werden. —

Nach einiger Zeit schlief sie ein, anscheinend ganz ruhig, in ihrer gewöhnlichen Lage, mit warmen Händen, und die Kinder konnten den Gedanken nicht fassen, daß sie wirklich am Sterbebette der Mutter ständen; so dauerte es bis gegen halb zehn am Montag den 12. Dezember, dann kam ein kurzer, leichter Kampf, und es war vorbei. —

Und es war wieder ein reiches und glückliches Leben durch einen schnellen, eigentlich schmerzlosen Tod geschlossen, ohne jede vorhergegangene Krankheit. Fanny schreibt in ihrem Tagebuch: „Man hätte sich für sie kein glücklicheres Ende ausdenken können. Es war wörtlich, wie sie im vorigen Sommer einmal zu Albertine sagte, daß sie es wünsche: ohne Bewußtsein und ohne Arznei aus der Mitte des Lebens hinweg, das sie liebte, in voller geistiger Lebendigkeit, die immer ihr Erbteil war."

Die Vossische Zeitung des nächsten Tages brachte — wahrscheinlich aus der Feder Varnhagens — folgenden Nachruf:

Lea Salomon. Ein Charakterbild.

Berlin, den 12. Dezember 1842.

Heute verlor Berlin eine seiner achtungswürdigsten, edelsten und in jedem Betracht vortrefflichsten Frauen. Die verwitwete Stadträtin Lea Mendelssohn Bartholdy, Mutter des Königl. Kapellmeisters Felix Mendelssohn Bartholdy, starb vormittags infolge eines Anfalls von Brustkrampf, der sie abends vorher getroffen hatte. Seltene Eigenschaften des Herzens und Geistes, der reinste Edelsinn und die tiefste Liebenswürdigkeit verbanden sich in ihr mit

allen Tugenden der liebevollen Gattin, der treuen Mutter. Ihre Wohltätigkeit wirkte im stillen mit besonnener Zweckmäßigkeit so ausgebreitet als segensreich; der Anmut ihres Charakters entsprach die Festigkeit desselben, und in den Zeiten der Stürme und Gefahr, in welchen ihr Gatte sich als glaubensvoller und treuer Vaterlandsfreund erwiesen, bewährte auch sie die mutigste Seelengröße. Was ihre begabten Kinder und nächsten Angehörigen, was die große Zahl ihrer nahen und fernen Freunde in ihr verlieren, ist nicht auszusprechen. Sie war der Mittelpunkt einer ausgewählten, belebten, sowohl traulichen als glänzenden Geselligkeit, aus deren Mitte sie, inmitten heiter verständigen Gesprächs, wie das ihre immer war, unvermutet entrückt wurde. Ihr Andenken wird allen, die sie je kannten, innigst wert bleiben, und noch in späten Zeiten in Ehren stehen!" —

Das Weihnachtsfest verging natürlich ungefeiert und traurig; es war eine Art Erleichterung, als die Festtage vorüber waren. Am Montag nach Weihnachten reiste Dirichlet mit seinem ältesten Sohn auf einige Tage nach Leipzig hinüber. Felix schrieb bald nach diesem Besuch an Rebecka:

Leipzig, den 5. Januar 1843.

Liebste Schwester!

„Diese Zeilen sollen Dir unseren Dank bringen für die große Freude, die uns Dirichlet und Walter bereitet haben; und da Du Dich in dieser Zeit ihrer Anwesenheit beraubt hast, so bist Du es, der wir mit ihnen diese Freude verdanken. Wie wohl mir ihre Gegenwart getan hat, will ich Dir mal mündlich besser auseinandersetzen, als jetzt schriftlich; die bitteren

Tränen kamen mir wieder in die Augen, als ich mit dem Dampfwagen endlich doch nicht Schritt halten konnte. Daß und wie sehr ich mit Dirichlet harmoniere, weißt Du schon längst; aber dennoch war es mir fast unerwartet, wie leicht und natürlich er sich in unser hiesiges Leben fand, da ich ihm niemals eigentlich so was recht für ihn Passendes hier zu bereiten gewußt hätte und in dieser Zeit weniger als je. Er war ganz und gar auf uns beschränkt; nicht einmal unsere nächsten Freunde sehen wir jetzt häufig; weil uns am wohlsten ist, wenn wir ganz allein sind. So schien es ihm aber auch zu sein, und wenn ihm die Zeit nur halb so wohltuende Erinnerungen zurückläßt, wie uns und allen, die mit ihm hier zusammengekommen sind, so hoffe ich, daß er sein Versprechen hält und uns bald noch einmal besucht. Mit Dir aber, Beckchen, Du mußt doch einmal unsere Wohnung gesehen haben!

Über Walter hätte ich Dir eigentlich ein ganzes Buch zu schreiben; Du kennst den Jungen nicht halb so gut wie ich. (Hier mokierst Du Dich über mich.) Aber gewiß, ich glaube nicht, daß ich mich in dem Jungen irre, wenn ich ihn in allem, was er hat und nicht hat, ist und nicht ist, ein wahres Muster und ein herrlich und glücklich begabtes Kind nenne. Ich weiß keinen Knaben, der mir mehr ans Herz gewachsen wäre, auf den ich innerlich größere Stücke hielte, und keinen, dem ich die meinigen in den Jahren ähnlicher finden möchte, als Deinem Walter. Gerade die Fehler, über die Du oft geklagt hast, und Dirichlet auch hier manchmal, die rechne ich mit zu seiner Musterhaftigkeit, und so gewiß manches vorlaute und überflüssige Wort, manche furchtsame und weichliche Handlung mir bei einem jungen Mann tadelnswert erscheinen würde, so natürlich erscheint sie mir bei einem Knaben, dessen Gedanken sich lange vor seinen

Körperkräften entwickeln, der immer im elterlichen Hause und gerade in diesem Hause gewesen ist. Nur einen einzigen Wunsch, fortdauernde Gesundheit, habe ich für ihn, — alles andere findet sich nach unseren Wünschen bei dem von selbst und, ich glaube, über unsere Wünsche und Erwartungen. Wie schöne Anlagen habe ich in den wenigen Tagen an dem Knaben bemerkt und welche schöne und gesunde Biegsamkeit. Ich werde nicht fertig, wenn ich Dir erzählen will, was mir darüber alles aufgefallen ist, nur das noch einmal, daß ich bei dem nicht wie bei anderen denke, daß er einmal ein guter Mensch werden wird, sondern es ist mir immer so, als wär er's schon. Von seinen Malereien hat Dir Dirichlet und er selbst gewiß gesprochen, denn er war sehr stolz darauf.

Aber wie schnelle Fortschritte machte er auch, ich habe die Sachen aufgehoben und numeriert; Du wirst Dich wundern, wenn Du die Folge einmal durchsiehst, wie da neben vielem Kindischen und ganz Verrücktem zuweilen plötzlich halbe Figuren, namentlich bei den Pferden, vorkommen, die ganz prächtig gezeichnet und erdacht sind, und wie er die ganze Probe des Abonnements-Konzerts mit allen Instrumenten auswendig behalten hat, aber nicht ahnt, daß man ein Gesicht anders als entweder ganz en face, oder scharf en profil sehen kann, und deswegen einen rechts hinsetzt, den anderen links. Und wie er sich Lützows wilde Jagd so gut gedacht hat, und zugleich den heißesten Wunsch nach einer Schachtel bleierner Soldaten hegt. Und wie er für Karl eine Taufkutsche zeichnete, die leider alle meine Versuche der Art für immer überflügelt. Mit der Musik ging es auch über alle Erwartung gut; Du hast ihn sehr verleumdet; er hat ein ganz gutes, musikalisches Ohr, aber es fehlt ihm an aller Übung, und das ist in seinen Jahren

schon schwerer zu erwerben und nachzuholen, als bei vier oder fünfen. Daher denkst Du gleich, er begreift es nicht, wenn er einen ganz anderen Ton singt, aber Du vergissest, daß der ganze Hör- und Sing-Mechanismus einrostet, wenn er nicht von Anfang an immer gebraucht wird. Gehen noch zehn Jahre hin, so würde es ihm unsägliche Mühe kosten, gut musikalisch zu werden; jetzt, bin ich überzeugt, kostet es nur ein wenig Geduld des Lehrers beim ersten Anfang. Daß nachher der einmal geübte Mechanismus nicht wieder einrostet, davon kannst Du das deutlichste Beispiel im Spiegel sehen. Walter konnte, als er von hier abreiste, das durchstrichene C sicher treffen, wenn ich's auf dem Klavier anschlug, dann die höhere Oktave allein dazu nehmen, und endlich D und G treffen; die übrigen Töne noch nicht. Auch jene verfehlte er zuweilen, besonders wenn er zu schnell zufahren wollte, aber ich brauchte dann nur den Ton wieder anzugeben, ohne etwas dazu zu sagen, und er drückte so lange hinauf oder herunter, bis es rein wurde. Mach doch diese Übungen auch zuweilen mit ihm, aber schnauze ihn niemals dabei an, sondern präge ihm die beiden C fest ein, dann den Unterschied, der im Gehör zwischen der Skala (den nebeneinander liegenden) und dem Dreiklang (den auseinander liegenden, aber zusammenklingenden Tönen) liegt. Er faßte ihn hier ganz leicht, wird ihn aber gewiß wieder vergessen haben, die C auch vielleicht; aber sie werden gewiß gleich wiederkommen, wenn Du sie ihm anschlägst. Und wenn er dann statt C etwa As singt oder auch Ges z. B., so wundere Dich nicht, sag auch nicht „aber Walter!" — sondern schüttele Deinen Kopf und schlage das C noch einmal an und laß es ausklingen und laß ihn ruhig zuhören. So wird er Tenor- oder Baßsänger. — Was sagst Du zu dieser Predigt?

Aber ich habe es Dirichlet vorher gesagt, ich würde Dir einen großen Brief über Walter schreiben, — das ist er nun. Was könnte uns auch in dieser Zeit mehr Teilnahme erregen und Freude an der Gegenwart geben, als solch ein lieber, hoffnungsvoller Knabe? Grüß ihn und Dirichlet tausendmal und danke ihnen in unserem Namen. Das nächstemal schreibe ich nun an Fanny, sag ihr das."

Die Mutter war den vier Geschwistern ein Mittelpunkt gewesen, den sie zwar für ihre gegenseitige Liebe und Stellung zueinander nicht brauchten, der aber doch für tausend kleine Vorkommnisse des Lebens wichtig war. Sie war eben eine ohne Frage Übergeordnete, um die sich alles andere natürlich gruppierte; es verstand sich ganz von selbst, daß alle Sonntag die Familie bei ihr aß, alle Sonntag abend bei ihr zubrachte, daß die Weihnachtsbescherung Jahr für Jahr bei ihr stattfand, daß Felix, wenn er nach Berlin kam, meist ihr Gast in ihrem Hause war. Das war nun anders, und die Geschwister mußten sich mit vielem anders einrichten. Sie hatten auch das lebendige Gefühl davon, das Felix in einem Brief an Paul bald nach der Mutter Tode ausspricht:*)

Leipzig, 22. Dezember 1842.

Mein lieber Bruder!

„Daß wir alle hier gesund sind und traurig hinleben, wie wir können, eingedenk des Guten, was uns früher zuteil wurde, das habe ich den Tag nach meiner Ankunft an Euch geschrieben; es war an Fanny adressiert, aber an Euch alle geschrieben. Allein Du hattest nichts davon gehört, und auch in dieser Kleinigkeit spricht sich wieder aus, was sich tagtäglich mehr

*) Felixsche Briefe.

und mehr aussprechen wird, tiefer und fühlbarer: daß der Vereinigungspunkt fehle, in welchem wir uns immer noch als Kinder fühlen durften. Waren wir es nicht mehr den Jahren nach, so durften wir es dem Gefühle nach sein. Wenn ich an die Mutter schrieb, so hatte ich damit an Euch alle geschrieben, und Ihr wußtet es auch; aber Kinder sind wir nun nicht mehr und haben es genossen, was es heißt, das zu sein; es ist nun vorbei. —

Man hält sich in solcher Zeit an Äußerlichkeiten, wie in einer finsteren Stube, wo man den Weg sucht — von einer Stunde zur anderen. Sag mir, ob wir es so einrichten wollen, daß ich einen Tag der Woche abwechselnd an jeden von Euch schreibe und Antwort bekomme, so daß wir wenigstens alle drei Wochen von einander hören, unbeschadet des öfteren, oder ob Dir eine bessere Einrichtung einfällt? Habe auch tausend Dank für Deine liebe Frage wegen der Wohnung. Es war mir schon eingefallen, Dich darum zu bitten und nun bietest Du es mir an. Aber ehe wir es so festsetzen, möchte ich doch, Du brächtest die Sache einmal in Gegenwart der Schwestern und Schwäger behutsam aufs Tapet. Merkst Du, daß denen irgend ein unangenehmes Gefühl daraus erwächst, wenn ich jetzt zum erstenmal in Berlin mit ihnen nicht unter demselben Dache wohne, und sprechen sie dies Gefühl auch nur durch ein Wort oder eine Bemerkung aus (Du wirst dies leicht verstehen können und ich verlasse mich ganz auf Dich), so müssen wir es aufgeben. Im anderen Falle würde ich Deine Güte dankbar annehmen. Schwer wird mir der nächste Besuch in Berlin fallen; — schwer fällt mir eigentlich alles, was ich tue und treibe und was nicht ein bloßes Übermichergehenlassen ist. Doch habe ich wieder angefangen zu arbeiten und das ist das einzige, was

mich ein wenig beschäftigt. Zum Glück hatte ich eine halb mechanische Arbeit: Schreiben von vielen Bogen, Instrumentierung u. dgl. zu machen. Das ist so halb und halb ein tierischer Instinkt, dem man nachgeht und wobei es einem doch wohler wird, als ohne das. Aber gestern habe ich dirigieren müssen; das war schrecklich. Sie sagten, das erstemal würde immer schrecklich sein und ich müßte einmal durch; ich glaube es auch, aber doch wollte ich, ich hätte ein paar Wochen warten können. Mit einem Liede von Rochlitz fing es an; aber wie in der Probe die Altstimmen piano sangen: „Wie der Hirsch schreit", so wurde mir so schlecht, daß ich nachher auf den Flur hinausgehen mußte und mich ausweinen.

Heute habe ich, gottlob, einen Tag, wo ich keinen Menschen sehen und sprechen brauche und mit dem Husten geht es auch besser. — So schleicht die Zeit fort, aber was wir gehabt haben, wird nicht weniger lieb, und was wir verloren haben, nicht weniger schmerzlich mit der Zeit. —"

Natürlich war es das Bestreben der Berliner Familie, Felix in dieser für alle schweren Zeit so oft als möglich zu sehen, und so hatten auch Hensels eine Reise nach Leipzig geplant, zu der den äußeren Anlaß eines der Gewandhaus-Konzerte geben sollte. Felix schreibt darüber:

Leipzig, den 11. Februar 1843.

Liebe Fanny!

„Diese Zeilen schreib ich, um Dir zu sagen (nicht ohne Ingrimm), daß das nächste Abonnements-Konzert eines der schlechtesten, wo nicht das schlechteste wird, das wir den ganzen Winter gegeben haben. Erlaß mir die schriftliche Erzählung aller Umstände,

die uns zwingen, statt der D-Moll-Symphonie von Beethoven, die A-Dur-Symphonie von Pape und statt der Bachschen H-Moll-Messe eine Kavatine von Donizetti aufzuführen — genug, es ist so und ich hab's nicht ändern können. Nun entscheide Du, ob Du lieber zu einem schlechten Konzerte, aber recht bald (was auch sein Gutes hat), oder zu einem besseren Konzerte, aber eine Woche später kommen willst (was sein Unangenehmes hat).

Ist der Dieb heraus?*)

In der Leipziger Allgemeinen Zeitung steht ein Artikel, man habe einen frechen Einbruch in der Wohnung des Professor D... bei Nacht gemacht: die Polizei habe ihn acht Tage zuvor gewarnt und acht Tage lang habe man alle Vorsichtsmaßregeln angewendet, aber da niemand erschienen sei, so habe man am neunten die Wächter verabschiedet und in derselben Nacht sei der Einbruch verübt worden. Ich habe die Geschichte aus guter Quelle anders gehört und erzählt; auch verlängere und verkürze, verdicke und verdünne ich das Brecheisen fortwährend nach Umständen. — Mit oder ohne Spaß bleibt die Sache aber höchst abscheulich." —

Am 21. Februar wurde die Reise ins Werk gesetzt und Hensels verlebten in Leipzig acht angenehme Tage. Fanny bemerkt darüber in ihrem Tagebuch.

„Es wurde viel Musik gemacht: wir hörten die C-Moll-Symphonie von Gade, sein Erstlingswerk, das zu großen Erwartungen berechtigt. Felix war auch ganz entzückt von diesem Werk und studierte es mit der größten Liebe ein. Zu gleicher Zeit mit uns war Berlioz in Leipzig, der mit seiner bizarren Art viel Anstoß bei den Leipzigern erregte; Felix hatte

*) Es hatte kurz vorher ein äußerst frecher Einbruch in der Dirichletschen Wohnung stattgefunden.

viel zu begütigen und zu vertuschen. Zum Schluß bot Berlioz ihm einen Tausch ihrer Taktstöcke an, „wie die alten Krieger ihre Rüstungen tauschten," — und als letzterer ihm sein nettes leichtes mit weißem Leder überzogenes Fischbeinstöckchen schickte, sandte er ihm einen unbehauenen, mit der Rinde versehenen, ungeheuren Lindenknüppel, mit einem offenen Schreiben, das anfing: „Le mien est grossier, le tien est simple." Ein Freund, dem Berlioz dies zur Besorgung übergeben und der es übersetzt hatte: „Ich bin groß und Du bist simpel", war in tödlicher Verlegenheit, wie er diese vermeintliche Beleidigung Felix verheimlichen solle. — Auch die Schumann hörten wir viel, sie spielt entzückend schön." —

Das Berliozsche Billett ist in Nohls Musikerbriefen veröffentlicht und lautet folgendermaßen:

Au chef Mendelssohn!

Grand chef! nous nous sommes promis d'échanger nos Tomaweks! voici le mien, il est grossier, le tien est simple!

Les Squaws seules et les visages pâles aiment les armes orniées. Sois mon frère, et quand le grand esprit nous aura envoyés chasser dans le pays des âmes, que nos guerriers suspendent nos Tomaweks unis à la porte du conseil.

Hector Berlioz.

Leipzig, 2 Février 1843.

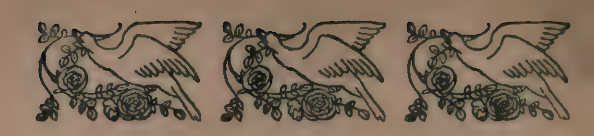
In den letzten Tagen des April kam Gounod nach Berlin, und blieb bis zum 15. Mai. Fanny schreibt über ihn: „Er war diese Zeit über immer hier und ist von der ganzen Familie sehr freundlich aufgenommen worden, hat aber auch richtig von ganz Berlin nichts gesehen, als unser Haus, unseren

Garten und unsere Familie, und nichts gehört, als was ich ihm vorgespielt habe, so sehr wir ihn auch aufgefordert haben, sich umzusehen. Die Tage vergingen wirklich sehr angenehm mit ihm; wir haben ihn seit Rom sehr entwickelt gefunden, er ist überaus begabt, von einer musikalischen Auffassung, einer Schärfe und Richtigkeit des Urteils, die kaum weiter gehen können, dabei von dem feinsten und weichsten Gefühl. Diese lebhafte Auffassung ist ihm auch über die Musik hinaus eigen, so daß ich ihn z. B. nicht ohne wahres Vergnügen konnte deutsch lesen hören, und mich wundern mußte über das Talent, womit er das Wesen der Sprache sich zu eigen zu machen wußte. So hat er einige Szenen aus Antigone gelesen und zu meiner großen Verwunderung verstanden. Was mich nun auch eben nicht gegen ihn einnimmt, ist die wahre Liebe und Verehrung, die er für uns hat und durch seine Reise nach Berlin wirklich tätig bewiesen, da er sie einzig und allein unternommen, um uns zu besuchen. Seine Anwesenheit war mir eine sehr lebhafte musikalische Anregung, da ich erstlich sehr viel gespielt und sehr viel über Musik mit ihm gesprochen habe während der manchen Nachmittagsstunden, die ich mit ihm allein zubrachte, da er gewöhnlich von Mittag ab bei uns blieb. Wir haben auch über seine Zukunft manches gesprochen, und ich glaube nicht geirrt zu haben, indem ich ihm das Oratorium als die nächste musikalische Zukunft Frankreichs dargestellt habe; er ist auch so wohl darauf eingegangen, daß er sich hier schon sehr ernstlich mit dem Texte beschäftigt hat; er will Judith wählen. Kurz, er hat uns in jeder Hinsicht vollkommenes Vertrauen bewiesen, und so war die überaus freundliche Aufnahme, die er bei uns und, wie ich mit Dank anerkenne, auch bei den Geschwistern gefunden,

eine durchaus verdiente. Er hat auch allgemein gefallen."

Im Juli 1843 machte sich nun Rebecka mit ihren beiden Knaben Walter und Ernst zu der großen lange geplanten italienischen Reise auf, vorerst nach Freiburg im Breisgau, wo Woringen sich etabliert hatte, und nach Badenweiler, um dort in Ruhe und schöner Natur Dirichlet zu erwarten, der erst nach Schluß der Vorlesungen nachkommen konnte. Einige Augenblicke hatte im Frühjahr, als der Entschluß zu der Reise gefaßt wurde, die Lust mitzureisen bei Hensels ernste Erwägung gefunden, indes hatten sie es doch wieder aufgegeben. Wir werden sehen, durch welche Verkettung von Umständen sie später gezwungen wurden, nachzureisen. Da von dieser Reise wieder die beiderseitigen Briefe vorliegen, sowohl von Hause als nach Hause, so werden die Beteiligten das Leben dieser Zeit am anschaulichsten selbst schildern.





Reise- und Heimatbriefe

Rebecka an Fanny.

Kehl, 15. Juli 1843.

„— — Ich habe sehr gute Fahrt gehabt, herrliches Wetter, besonders von Darmstadt nach Heidelberg, welchen Prachtweg wir im offenen Wagen am schönsten Morgen durchfuhren. Ich habe wenigstens zwanzig Häuser gesehen, in denen ich Professor sein möchte. Beschreibung dieser Euch allen bekannten Gegend, sowie aller unbekannten kann ich mir wohl schenken: bei den Namen Heidelberg, Weinheim, Handschuhsheim muß einem schon das Herz warm werden, und es ist so hübsch, daß alles dort „heim" endigt, man möchte gern da deim sein. Wir fuhren nach Tisch auf den Wolfsbrunnen, nach den Forellenteichen, Du weißt, wo die wohnen, ist's gut sein, dann aufs alte Schloß, wo wir naß wurden. Die ganze Einfahrt in Heidelberg war sehr lustig; kurz vor der Stadt begegneten uns Omnibusse mit spazierenfahrenden Studenten in Staubkitteln und mit langen Bärten; in der Stadt war alles mit Kränzen und Fahnen geschmückt; ich war schon ganz beschämt über die Ehre, bis ich erfuhr, es sei nicht allein mir, sondern zwei badischen Prinzen zu Ehren. Freitag fuhren wir per Eisenbahn nach Karlsruhe in sieben viertel Stunden; da wollte ich mir einen extra guten Tag

machen und fuhr nach Baden, um den Nachmittag da zu bleiben, das war aber rather mißlungen; wir bekamen Stuben nach einer engen Straße, ich war trotz der wenigen Meilen sehr erschöpft, legte mich auf das Sofa, war zwar nach einigen Stunden so ausgeruht, daß ich aufs neue Schloß ging, um die Sonne untergehen zu sehen, statt dessen kam aber ein Gewitter vom alten Schloß auf uns zu und ging viel schneller als wir, so daß wir abermals durchweicht nach Hause kamen. Heut bis zwei Uhr habe ich auf gut Wetter gewartet, um die Geroldsau und Kloster Lichtenthal zu sehen, es kam aber nicht, und da fuhren wir im Regen hierher; hinter den Bergen wurde es besser und der Münster lag prächtig in der Abendsonne vor uns. Morgen früh gehe ich mit Walter hinüber, mir ist wie am Vorabend eines Ereignisses. Wie luftig und leicht steigt er schon in der Ferne an den Bergen herauf; er scheint viel höher als die Berge. Hier in Kehl habe ich weit über meine Erwartung ein gutes Wirtshaus gefunden, sehr still, reinlich, ungeheure Betten, Forellen und Pfirsichkompott, dabei habe ich an Dich gedacht, liebe Fanny, wie bei allem, was mir gefällt oder auch nicht gefällt. Überhaupt gefällt mir's hier sehr schön, obgleich keine Gegend ist, nach dem prätensiösen, vornehmen Baden mit den großen Hotels mit fünftausend Kellnern und ebensoviel Klingeln, die den ganzen Tag bimmeln. Hier läuten die Glocken, ein Haufen Bauern in weißen Jacken und Pelzmützen kannegießert vor dem Hause, andre kommen mit Lasten auf dem Kopfe vom Felde herein, und alle sagen guten Abend, das ist etwas für mein idyllisches Gemüt, und man merkt schon der Luft an, daß die Berge nahe. Eben läutet es aber zehn, sehr spät für einen Kleinstädter. Gute Nacht; morgen mehr.

Freiburg, — — Ich gratuliere zu Felix*) und freue mich sehr, obgleich ich nichts davon habe, solches Pech habe nur ich, daß das den ersten Winter geschehen muß, wo ich nicht zu Haus bin. Indessen hoffe ich, es wird ihm gefallen und wir verleben dann noch mehr Zeit zusammen; gefällt es ihm, Gott behüte, nicht, dann beneide ich Euch gerade nicht. In Leipzig war er diesmal zu liebenswürdig. — Mit Jean Pauls Bestimmung**) bin ich höchst einverstanden, wie mit allem, was Ihr tut, seid es auch mit mir; ich habe noch immer eine kindische Angst vor Schelte, wenn ich auch mich nicht rühmen kann, je deren von Dirichlet bekommen zu haben. Nun in meinem Reisetext weiter.

Freiburg ist ein Paradies, der ganze Weg von Kehl an prächtig. Deutschland ist ein schönes Land, wenn man drin ist und wenn man nicht drin ist. Gestern früh fuhr ich mit Walter und Schuhmacher***) nach Straßburg, verweilte drei Stunden in, auf und um den Münster herum. Schuhmacher wunderte sich, daß der Münster keinen Kranen auf hat, wir hörten die Messe, die Orgel, sahen eine Prozession die Kirche umziehen — erlaßt mir die Worte darüber — es war zu schön. Auch Erwins Haustreppe sind wir bis oben hinangeklettert, von der Du so viel erzählt hast, Nachmittags um zwei saßen wir wieder im Wagen und fuhren im schönsten Land, unter dem schönsten Himmel hierher, und wo es am schönsten ist, in allen alten Schlössern und neuen Landhäusern wohnen Engländer. Eine halbe Stunde vor dem Tor begegnete uns schon Franz, ob wir uns gefreut haben,

*) Nach der Nachricht seines bestimmten Übersiedelns für den Winter nach Berlin.

**) Die Werke desselben Woringens zu schenken.

***) Der Diener.

na ob! — Sie wollten durchaus das Unmögliche möglich machen, uns bei sich einquartieren, ich widerstand aber und brachte Ernst zu Bett im Zähringer Hof und ging dann zu Angelika, da stand der bekannte Teetisch und das alte bunte Sofa und die alten lieben Gesichter. — — Ich freue mich, Süddeutschland noch recht zu genießen, ehe ich durch die Schweiz und Italien vielleicht verwöhnt und vornehm geworden. Für die hiesige Kirche ist es nicht vorteilhaft, daß man den Straßburger Münster vorher sieht; dagegen ist sie kleinlich boudoir-ähnlich und zu comfortable, um vor Zerknirschung katholisch zu werden. Ein hiesiger Glasmaler hat die mangelhaften Fenster im Dom sehr geschickt restauriert, ganze Fenster neu gemacht, zum Danke ist er Hungers gestorben und seine Familie lebt noch in tiefem Elende; ich hätte nicht gedacht, daß so etwas noch heute vorfallen kann. — Politisches hör' ich genug; es ist ein schrecklich aufgeregtes Nest; Musikalisches gar nicht. Habt Ihr denn die Viardot-Consuelo gehört? Die verdammte Sand; ich muß bei jedem Krautgarten an sie denken. Bitte, schreibt alles, jedes Butterbrot interessiert mich."

Rebecka an Paul.

Badenweiler, den 28. Juli 43.

„Ich benutze einen Regentag, leider gibt es deren viele, um meinen wöchentlichen Bericht an Dich, wahrscheinlich Strohwitwer, zu richten. Du wirst wohl schon gehört haben, da ich hoffe, Du bist in Verbindung mit der Leipzigerstraße Nr. 3, daß ich hier bin hängen geblieben, und ich bereue es keineswegs, es ist ein reizendes Eckchen Welt hier, wirklich „das holde Tal", wovon Fanny singt, so grüne Matten voll der schönsten Bäume, so viel Quellen, und dabei liegt es ganz hoch in den Bergen; und ist doch so laue wind-

stille Luft, in den Gärten wachsen Lorbeer und Oleander im Freien, die obligaten Burgruinen mit Eichen fehlen auch nicht, und wenn man glaubt, die grüne Bergaussicht könnte man einmal satt werden, so sieht man anders herum, da liegt der Rhein, rive droite et rive gauche mit allem Elsaß und Vogesen. Es ist gerade ein Aufenthalt, wie ich ihn liebe, nicht nur schöne Punkte, sondern jeder Schritt ist schön, bis auf die sorgfältig gekiesten Wege hinab, die von bunten Kristallen glänzen, ich wollte schon eine Fuhre für unseren Garten schicken; und jeder Kuhstall, jeder Pfahl hat einen dicken Kranz von den schönsten Schlingpflanzen. Hieraus kannst Du Dir gar keinen Begriff davon machen, wie schön es ist, aber Dir doch denken, daß es schön ist, wenn nur besser Wetter wäre. In der Schweiz soll es gar arg sein, in Leuk, in Baden liegt dicker Schnee, und so lang der Basler Wind weht, ist keine Hoffnung auf Beständigkeit.

An der Table d'hôte ist hier eine Heringsdorfer Wirtschaft, meist Frauen mit Kindern, sogar Ernst speist unten. Schuhmacher nimmt sehr an Weisheit und Erkenntnis zu, zeichnet, führt Tagebuch und macht den französischen Kammermädchen stark die Cour. Franz hat mir ein Buch eingerichtet, Schuhmacheriana und Verwandtes und mit Vignetten versehen, darin soll ich die unzähligen Geschichten, die mein Gefolge liefert, einschreiben, an denen sich Franz sehr erbaut hat. Wunderschön ist es, wie Schuhmacher überall für den Herrn gilt und die Täuschung so lange als möglich unterhält; in Heidelberg haben sie ihn gefragt, ob er zwei Stuben mit zwei Betten befö hle. Mine ist wie verdutzt von allem, was sie sieht, und in fortwährendem Entsetzen über alle katholischen Bilder am Wege: „Ach sehen Sie, Frau Professorin, da hängt schon wieder unser Herr Christus im Regen." —

Von vielen Unbequemlichkeiten, die mich in Italien erwarten, habe ich schon auf der Reise bedeutenden Vorgeschmack erhalten, mehr geprellt als in Leipzig und Heidelberg werde ich schwerlich, Flöhe wachsen überall, und schwerer verständlich werde ich mich auf italienisch nicht machen, als hier auf deutsch; neben der wirklich schweizerischen Natur hier herrscht auch das schöne schweizer Deutsch. Meine Baseler Tischnachbarin frug mich, ob ich das Deutschsprechen nicht gewohnt wäre; das einzige Deutsch, das sie ordentlich verstehen, ist französisch. Die sehr willkommene Eßglocke unterbrach den Fluß meiner Feder!"

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 27. Juli 1843.

„Also in Badenweiler. Gar nicht übel; ich halte Angelikas*) Augen für ebenso blau wie den Genfer See, ganz so hoch wie die Berge ist sie zwar nicht, aber wozu wäre das auch? In einem sehr schönen Moment kam Dein gestriger, sehr angenehmer Brief aus Freiburg, erstens lief uns die Kinderfrau damit in den Garten nach, als wir eben Jakoby durch denselben zum Tor hinaus begleiteten, zweitens hatte ich bereits drei Seiten an meinen Mann geschrieben**), um ihm um den Bart zu gehen, er solle mir erlauben, Schuhmacher zu nehmen, den Du laut der vorletzten Note zurückschicken wolltest! Ich hätte mir also denken können, daß Du ihn mitnehmen würdest, desto besser für Heinrich; dieses Zwitter von Schwein und Esel ist gar zu gutmütig; ich glaube, ich bringe es nicht über mein Kieselherz, ihn wegzuschicken. Ich werde ihn als umgekehrten Ring des Polykrates am Finger

*) Frau v. Woringen war mit nach Badenweiler gefahren.

**) Hensel war auf einer Reise nach England begriffen.

behalten. Jakoby*) hat uns in den letzten Wochen viel besucht. Was kann der grob sein! — Eigentlich haben die groben Leute ganz recht, wenn sie, wie Jakoby, doch noch etwas daneben sind, denn wenn sie sich einmal zu anderer Leute Alltagshöflichkeit herablassen, kann sich ihr Auditorium gar nicht vor Wonne fassen und sperrt Maul und Nase auf und bedankt sich schönstens. Ich hätte ihn wohl mit Schönlein zusammen sehen mögen, wer da das gröbste Wort behalten hätte. An Vornehmheit hat der es dem anderen zuvor getan, denn Jakoby hat wohl zehnmal auf ihn gewartet und er hat ihn immer sitzen lassen und ihn zuletzt gezwungen, sich noch einmal nach dem Tiergarten zu bemühen. Gott bewahre mich, so krank zu werden, wie ich es sein müßte, um Schönlein zu konsultieren. Meiner Hände wegen tu' ich es nicht, von denen hast Du doch eine zu schlechte Meinung, wenn Du glaubst, ich könne nicht mehr damit schreiben. Das Absterben hat sich fast ganz gegeben, mit der Schwäche ist es abwechselnd. Das Galvanisieren konnte ich nicht gut vertragen, nun soll ich's mit Branntweinstrankbädern versuchen und da ergibt sich die wunderschöne Tatsache, daß in Berlin, wo der dritte Laden ein Schnapsschank ist, gar nicht gebrannt wird und ich nun erst zusehen muß, wo ich das Zeug herkriege. Neulich hier einmal habe ich recht gut gespielt, den Tag darauf bei der Decker unter allem Nachtwächter, kurz, ich habe jetzt wieder so wenig Sicherheit, als da ich vierzehn Jahre alt war, und da ich noch nicht einmal die umgekehrte Zahl habe, will ich mich durchaus nicht in die Unfähigkeit ergeben. — Mit Felix ist es noch immer beim Nichtkommen, Dochkommen, ich fange nachgerade an, gar nicht mehr daran zu denken. Einstweilen kommt er Mittwoch auf acht Tage und hat

*) Der Mathematiker, der auch nach Italien reiste.

auf die tausendjährige deutsche Freiheit einen Choral komponiert, der hier, glaube ich, im Dom gesungen werden wird. Höchst symbolisch für seine ebenfalls tausendjährige Angelegenheit.

Wohl glaube ich, daß Du Consuelo in jedem Krautgarten siehst; daß Du aber ihr Urbild nicht auf der Bühne siehst und hörst, ist wirklich sehr schade. Das ist eine einzige Person! Und viele Züge von ihr sind wirklich sehr getroffen, wenn ich sie so reden höre, finde ich sie ganz wieder. Schade nur, daß gerade unser vortrefflicher Intendant Küstner anderer Meinung ist und sie durch Grobheiten aller Art verhindert hat, ein drittes Mal aufzutreten (wofür sie morgen noch ein Konzert gibt), und sie überhaupt nicht engagieren will, obgleich sie Lust hätte, hier an der deutschen Oper zu singen, womit uns einigermaßen geholfen wäre. — Die alte Hofrätin Herz hat eine nicht üble Probe von Unverwüstlichkeit abgelegt: sie ist von ihrer Treppe, sechzehn bis siebenzehn Stufen, über das Geländer auf den Steinboden gestürzt, wo jeder andere Mensch sich totgefallen hätte; hat noch ein Stück Geländer mitgenommen; unten angekommen hat sie sich gewehrt, als die vor Schreck halbtoten Anwesenden sie aufheben und hinauftragen wollten, Dieffenbach fand einige blaue Flecke an ihr und drei Tage nachher war sie wieder vollkommen wohl. — — —

Leb wohl, reise weiter so glücklich, wie Du mit Gottes Hilfe angefangen, und schreibe mir immer sechsmal, ehe Du den anderen einmal schreibst, so will es die poetische Gerechtigkeit. — —"

Aus einem Brief von Rebecka an Fanny.

Badenweiler, den 3. August.

Könnt' ich Dir nur etwas von den Felderdbeeren schicken, womit die Berge hier bedeckt sind, und die,

mit wenig Übertreibung, so groß sind, wie bei uns die Ananaserdbeeren. Und die Forellen — ach die Vergißmeinnicht, ach die Forellen! — Hier ist die rechte Forellengegend, überall rauscht's und plaudert's und überall sind fingerbreite Bäche, mit großen steinernen Brücken. Ich habe auch vom Blauen aus (die dritthohe Spitze des Schwarzwalds) das Wiesental von Hebel gesehen. Ein anderer Kerl heißt der Schau-ins-Land. Und alle Tage denk ich, wie wütend Hensel über die grünen Flatschen sein würde, an denen ich mich gesund und froh sehe. Schon weniger würde er über drei schöne Mädchen wüten, eine Sammlung Haare, Zähne, Farben und Augen ißt da unten Mittag, daß es eine Freude ist. — —"

Dieselbe an Dieselbe.

Freiburg, den 11. August.

„Gestern früh habe ich mich ganz allein auf die Schnellpost gesetzt und bin hierher nach Freiburg zu Woringens gefahren, um Dirichlet zu überraschen. Bis dato ist er aber noch nicht da, wohl aber traten eine Stunde nach meiner Ankunft Jakoby und Borchardt herein und brachten Grüße von Euch und Felix und sind nun auf den ganzen Tag bei Woringens etabliert. Die Kinder sind in Badenweiler nicht nur in Gottes Schutz, sondern in dem von Mine, Schuhmacher, der ganzen Wirtsfamilie und der ganzen Badegesellschaft, deren große Lieblinge sie sind. Die Fahrt hierher war sehr hübsch, ich war in der besten Gesellschaft, ganz allein, und fand es ganz besonders pikant, abgesehen von Woringens, zu denen ich immer gern zurückkehre, die mir schon bekannte Gegend noch einmal zu sehn, mir war, als käme ich nach Hause, wie ich den Münster wieder in die Luft hinein springen sah. — —

Sonnabend, den 12. Heute ist ein lustiger, oder wie sie hier sagen, ein luschtiger Morgen. Gestern abend war ich so unausstehlich, wie nur ich sein kann; Dirichlet war nicht gekommen, Nachrichten von den Kindern hatte ich mir nicht bestellt, da ich bestimmt dachte, heute wieder zurück zu sein; von einem sehr weiten Spaziergang, wo uns der Regen überfiel, wo ich dicke Bauerschuhe anziehen mußte, war ich übermüdet zurückgekommen, lag auf dem Sofa in Angelikas Schlafrock; nun kam mir plötzlich der Gedanke in den Kopf, Dirichlet sei gar nicht über Freiburg gereist, sitze in Badenweiler und schimpfe auf mich, und das Wiedersehen würde mit einer Explikation anfangen — hätte ich nur ein Glied rühren können, ich wäre in der Nacht nach Badenweiler gereist; Franz und Angelika in ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit, und Jakoby mit seiner Ironie, hatten alle Mühe, mich wieder einigermaßen ruhig zu kriegen. Heute früh um fünf höre ich an der dritten Tür von meiner Stube einen Klopf, springe wie ich bin aus dem Bette auf den Flur, und es war wirklich Dirichlet; der war von der Post in den Zähringer Hof gegangen, um auszuschlafen und dann Visite bei Woringens zu machen, zufällig quartieren sie ihn neben Jakoby ein, zufällig wacht der auf und erkennt Dirichlets Stimme, macht Spektakel, Borchardt muß im Hemde zu Dirichlet, und natürlich läuft dieser gleich, ohne Frühstück und Schlaf, hierher. Um sieben habe ich ihn geschickt, Woringens wecken und die Allegria ist groß; nun sind schon alle möglichen Reisepläne gemacht und wieder aufgegeben, Jakoby ist urplötzlich abgezogen, auf Wiedersehen in Genua, oder Nizza, oder Florenz, auch eine schöne Gegend. Eure lieben Briefe sind gelesen, Dirichlet ist zu seinem Kollegen hier gegangen, und in der Zeit schmiere ich an Dich. Jakoby verehrt Dich, wie sich's

gebührt, und hat gestern eine Rede über Deine Augen gehalten, ganz schwärmerisch. —"

Fanny an Rebecka.

12. August 1843.

Felix war acht Tage hier, und die Sache steht nun so, daß eigentlich nur noch die Unterschrift des Königs unter den Kontrakt fehlt. Er hat am Sonntag hier das 1000jährige Reich im Dom dirigiert, ist dann nach Potsdam zur Generalprobe der Medea von Taubert und Hofkonzert gefahren, hat Nachts in einer schrecklichen Kneipe geschlafen, von der er die schönsten Geschichten erzählt hat, u. a. sprang ein Pudel aus dem Bett, in das er sich eben legen wollte, gerade wie bei uns in Ricorsi unseligen Andenkens, den anderen Tag nahm ihm Lenné das Versprechen ab, künftig nur bei ihm zu wohnen. Montag also war Medea, Dienstag kam er her Orgel spielen und bei Lord Beefsteak zu Mittag essen, wo er nach Tisch mit der Viardot ein paar Stunden Musik machte, er floß wieder über von Geschichten, und Mittwoch früh segelte er ab. Es ist also nun so gut als entschieden, daß er herkommt, die Symphoniekonzerte im Winter dirigiert, außerdem, glaube ich, zwei Oratorien und die Dom-Musik."

Felix an Rebecka.

Leipzig, 10. August 43.

„Unsere Korrespondenz habe ich nicht ordentlich angefangen, verzeih mir's; aber ich hatte konfuse geschäftige Zeit, und ein bißchen bist Du selbst mit Schuld. Dein erster lieber Brief kam und sagte, Du seiest im Begriff, von Freiburg wegzureisen (was mir leid tat), Du wolltest den Bedienten wegschicken (was mir auch leid tat), und ich möchte Dir nach Vevay schreiben

(was mir ganz recht war). Aber zwei Tage nach diesem Brief kam Jakoby aus Berlin, dem wollte ich alle diese Neuigkeiten mitteilen, der lachte mich aber aus und erzählte, bei seiner Abreise sei ein Brief von Dir angekommen, mit der Mitteilung der veränderten Pläne, über die ich mich sehr freute. Nun hätte ich freilich gleich nach Freiburg schreiben sollen, aber da mußte ich zum 1000jährigen Reich nach Berlin, geriet in eine weitläufige, unangenehme Korrespondenz mit Herrn von Massow, die mir meinen guten Humor für acht Tage verdarb, sah in Berlin Dirichlet zu Dir abreisen und dachte nun auch zu warten, bis ich über den nächsten Winter etwas Bestimmtes wüßte, und bis ich von Leipzig her datieren könnte. Gestern bin ich nun hier wieder angekommen und schreibe heut und grüße Dich im Wunderland. Genehmigt der König von Preußen die Anträge des Herrn von Massow, mit denen ich nun ganz zufrieden bin, so werde ich im Oktober nach Berlin und für's erste dort bleiben müssen. Mir scheint diese Genehmigung jetzt selbst höchst wahrscheinlich, und so habe ich mit Paul schon vorläufige Rücksprache wegen der Wohnung genommen, und er versicherte mich, daß es Dir recht sein würde, wenn ich die Deinige bezöge. Da schreit freilich jeder Winkel und jeder Fußbreit nichts anderes: als: „Vergangenheit, Vergangenheit!" — Aber dennoch ist mir's, als wäre es unziemlich, wenn ich das scheuen wollte und unser Haus nicht bewohnen und ein anderes lieber. Sonderbar, wenn ich nun den Winter nach Berlin komme, wo Du uns gerade fehlst. — Zum nächsten Juni habe ich ein Musikfest in der Pfalz (in Zweibrücken) angenommen und denke also mit Sack und Pack gegen Ende Mai nach Frankfurt aufzubrechen. Am Ende treffen wir uns da noch im guten Wein- und Obstland. Du wirst den Kopf

schütteln über meine Reisepläne und Unstätigkeit. Aber gottlob! Cécile und die Kinder sind kerngesund, und mir schmeckt das Reisen noch so süß, wie nur jemals, — warum soll ich da nicht einmal den vornehmen Herrn spielen und den Winter da zubringen und den Sommer dort? Wird endlich nichts daraus, so waren doch die Pläne schön. —

Und nun genug von mir. Eben kommen Cécile und Karl ins Zimmer, und Karl trägt einen lebendigen Krebs in der Hand und läßt ihn am Boden herumkriechen, und Marie und Paul kommen dazu, und alle schreien vor Freuden. Neulich brüllte Paul im Nebenzimmer unsäglich, und dabei höre ich Karl immer rufen: „Nochmal! Nochmal!" Und dann brüllt der wieder und der andere schreit: „Nochmal! Nochmal!" — Wie Cécile kommt und nach der Ursache fragt, so sagt Karl: „Mama, ich wollte gern merken, was Paul für eine Stimme hat, wir machen Probe." Und Marie steht dabei und sagt ganz ernsthaft: „Paul kann doch sehr stark singen." So sind sie alle lieb und gut und ein Gottessegen, und selbst der Allerkleinste schaut schon aus seinen blauen Augen recht gut und vernünftig heraus.

Montag habe ich die Aufführung der Medea von Euripides in Potsdam miterlebt; tags zuvor hatte ich schon die Generalprobe auf Einladung mit anhören müssen („Ich war in die Probe befohlen" würde sich ein feiner Mann ausdrücken). O Gott! wenn man nur nicht täglich die Geschichte von der Kassandra aufführen sähe und selbst mit aufführte! Wie recht hatte ich wieder prophezeit! Wie sehr haben sich sogar die Leute entsetzt und gelangweilt! Wie schlecht, ja wie erbärmlich sind die meisten Szenen dieses Stücks! Taubert hatte sich mit der Musik alle erdenkliche Mühe gegeben, aber was hilft's? Der Grund, auf dem alles

ruht, ist faul und schlecht, da führt man sein Lebtag keinen hübschen Turm darauf auf. Mit dem Griechentum werden die Berliner nun wohl für's erste fertig sein. Jetzt will ihnen Tieck den Sommernachtstraum einflößen. Da bin ich dabei und habe einige Musik dazu gemacht, die ich Dir gern einmal vorspielte. Außerdem habe ich einige Capricen für Quartett vor und diverse Lieder mit und ohne Worte, vierstimmig für das Freie usw., auch eine Symphonie marschiert wieder langsam herbei. Das Lied von Eichendorff: „Durch schwankende Wipfel schießt goldener Strahl, tief unter den Gipfeln das neblige Tal; fern hallt es vom Schlosse, das Waldhorn ruft, es wiehern die Rosse, in die Luft, in die Luft, usw." wollten sie nebst den übrigen ins Englische übersetzen; aber sie haben mir geschrieben, sie hätten ein neues Gedicht untergelegt, denn das Deutsche verstände kein Engländer; auch einige dortige Deutsche seien gefragt worden, die verständen es aber auch nicht! — Ob ich Badenweiler kenne! — Und Du empfiehlst mir, das Gedicht von Hebel zu lesen, das seit unserer Hochzeitsreise sprichwörtlich bei uns ist! Aber so heißt es nicht „Zu Basel in der Stadt", sondern so heißt's: „Z' Möllen in der Post", und richtig steht auch auf Deinem Briefkuvert ein rotes Postzeichen „Mühlheim", das Du allerdings noch nicht darauf gesehen hast, das mir aber mit der Handschrift zugleich in die Augen fiel und zu denken gab. Heut vor einem Jahr war ich mit Paul auf der Flegère vom Prieuré de Chamounix aus, da ist es überhaupt schöner als im Küchengarten Leipzigerstraße 3 oder selbst auf der Milchwiese in Leipzig. Das bedenke! Und grüß jeden Nußbaum und jede Edeltanne vielmals. Am allermeisten aber die Bäche, die so sprudeln und stolpern, wie ich, wenn ich was Schönes erzählen will. Ich

glaube, darum höre ich sie so gern. Mitunter schluchzen sie auch. —"

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 19. August 43.

„— — Ich muß Dir ein Berliner Ereignis mitteilen, das heut schon durch die Zeitungen in alle Welt geht. Unser schönes Opernhaus ist in dieser Nacht den Weg aller Schauspielhäuser gegangen, das heißt in Flammen auf. — Die Mauern stehen als traurige Ruinen da, das ganze Innere ist ausgebrannt, die Umgegend aber gerettet worden, wozu wohl die schöne windstille Nacht das Beste getan hat, doch stand der Luftzug nach der Bibliothek hinüber, alle Anstrengungen wurden denn auch dahin, sowie auf das Palais des Prinzen von Preußen gerichtet. — Die letzte Vorstellung gestern bestand aus zwei Kotzebueschen Lustspielen, in denen Döring auftrat, und einem Ballett, der wahrscheinlichen Veranlassung des Unglücks. Vorgestern abend hatten wir mit Pauls verabredet, zusammen hinzugehen, gestern früh ließ ich es wieder absagen, weil es mir zu heiß war und nun tut es mir doch leid.

Um halb elf hörten wir den ersten Feuerlärm, ich war die halbe Nacht auf dem Hofe mit Minna, Sophie und dem Wächter. Wir erfuhren sehr bald, wo das Feuer wäre, und ich kann wohl sagen, es tat mir recht herzlich leid und es war mir, als verlören wir einen guten Bekannten, denn daß an Rettung nicht zu denken sein würde, konnte man selbst von hier aus schon beurteilen. Da habe ich recht den Mangel an männlichem Schutz empfunden, ich wäre gar zu gern zu Pauls*) gegangen, wollte aber doch den Wächter nicht vom Hof nehmen und wagte mich nicht allein. Heute

*) Dieselben wohnten in der Jägerstraße 51.

früh ging ich schon vor acht hin, Paul hatte wirklich das Kontor ausgeräumt und die Papiere nach seinen anderen Zimmern bringen lassen; daß jener Stadtteil bedroht gewesen wäre, wenn die katholische Kirche Feuer gefangen hätte, leidet wohl keinen Zweifel. Ich ging mit Albertine um die ganze Brandstätte herum. Die Fassade steht noch an allen Seiten, Stücke der Balustrade fehlen, die Statuen aber wurden von den schwarzen Feuermännern mit großen Haken abgelöst und fielen mit Geprassel; Rauch, Qualm, Wasserstrahl, Gebälk und Schutt erfüllen das ganze Innere in gräulichem Mischmasch, Du kennst ja alle die Schrecken, die solcher Katastrophe folgen; dabei ist die Jahreszahl 1743 in allen goldenen Buchstaben über dem Haupteingang stehen geblieben und die beiden Zettelkasten mit Drahtgittern hängen mit den unversehrten Anzeigen der letzten Vorstellung neben der Eingangstür. Der Platz war natürlich gepfropft voller Menschen, aber alles ruhig und anständig, so daß wir überall hingehen konnten. Neben dem Graben stand die große Dampfspritze und war in Tätigkeit, deren Bekanntschaft habe ich denn auch bei dieser Gelegenheit gemacht. — So ist nun der schönste Platz von Berlin, der eben jetzt noch durch Gartenanlagen geschmückt werden sollte, auf Jahre hinaus verwüstet und zerstört, und wer weiß, ob er jemals wieder so schön wird. Wenn ich wie der König wäre, ich ließe es nach dem alten Plane wieder aufbauen, natürlich mit anderen neueren Einrichtungen. Anders werden sie es wohl machen, aber besser schwerlich. Mir war das Opernhaus immer das liebste Theater, das ich kannte. — Ich finde es sehr symbolisch, daß das Opernhaus abgebrannt ist, die Oper war es schon lange; wozu ein Haus für etwas, das nicht mehr existiert? Nun lebt wohl; es bleibt doch für heut bei dem Brande, wenn ich nicht auf-

höre. — Grüß Deine ganze Karawane, die lange Mathematik soll auch mal von sich hören lassen. —"

Rebecka an Fanny.

Vevay, den 29. August.

„— — Schon das Datum dieses Briefes wird Dir ein heiteres Lächeln abgewinnen, liebe Fanny, denn siehe, wir kleben noch immer hier, während in Nizza wahrscheinlich die schönsten Briefe auf uns warten, nach denen mich dürstet. Am Sonnabend war alles zum Fortreisen gepackt, es scheint aber, als hätte sich's Ernst zur Regel gemacht, jedesmal beim Abreisen uns einen Streich zu spielen, er bekam in der Nacht starkes Fieber, am anderen Morgen mußten wir zum Arzt schicken und das Kind ein paar Tage pflegen. Wahrscheinlich hat er sich bei einer überaus schönen aber heißen Fahrt nach Montreux, Chillon usw. (Paul wird den Küster für die ganze Fahrt machen) etwas zu sehr erhitzt. Diese Fahrt brachte uns auf unsere weitere Reise in dem Gespräch mit dem Arzt, und da hat uns der auf das entschiedenste widerraten, vor dem Oktober nach Nizza zu gehen, überhaupt stimmen alle darin überein, es sei nur ein Winteraufenthalt, und im Herbst namentlich zugleich glühend und stürmisch. Da ich mich nun durchaus nicht krank genug fühle, den ganzen Winter dort zuzubringen, so haben wir denn wieder die Köpfe zusammengesteckt und einen weisen Rat gepflogen, während sich Ernstchen ganz wieder erholt hat und so rosig und schelmisch ist, wie je, und da ist herausgekommen, wir könnten den Aufenthalt in Badenweiler und hier als hinlängliche Villegiatura für mich betrachten (dieses In-den-Tag-Hineinleben bekommt mir sehr gut, besonders fange ich schon wieder an, aufzugehen wie ein Kuchen, die Schleifen in meinem Hut stehen schon ein ganz Ende von der Nase ab, in Berlin

stießen sie dran) und den direkten und allbekannten Weg über den Simplon und die Seen einschlagen, und so zu guter Zeit nach Florenz und Rom kommen, wenn wir nicht wieder irgendwo eine Ewigkeit hängen bleiben.

Mittwoch. Ich habe mich gestern unterbrochen, um eine Wasserfahrt auf dem See zu machen; wie ruhig der sein muß, wenn ich mich ihm anvertraue, das kannst Du denken, es war aber höchst wunderschön, sehr südlich, die Abende sind überhaupt das allerschönste hier, so sternhell, jetzt Mondschein, und alles im See widergespiegelt; gestern fuhren mehrere Boote mit Fackeln, gerade wie bei Euch in Neapel, ich kann mir nichts auf der Welt schöner denken, und nun kommt jemand vom Comer See und versichert, der sei noch schöner, und erzählt so viel von den Myrtenhecken, wie wird's uns da gehen, da werden wir doch gar nicht fort können, wie soll man alles vereinigen, und doch mit Ruhe und langsam genießen? Für die Spötter folgende schöne Nachricht: Dirichlet bearbeitet einen Banditenbart, die deutsche Bevölkerung hier interessiert sich sehr lebhaft dafür, und wirklich nimmt sich der große Bart auf Dirichlets ehrlichem Gesicht ganz komisch aus.

Musik hör' ich hier gar nicht, man müßte denn das so nennen, was die Engländer auf dem Klavier im Lesezimmer trommeln; da liegt ein Klavierauszug von Robert dem Teufel ohne Worte, den spielt jeder Ankömmling zwanzigmal ab. Felix teilst Du wohl unseren zum 99. Male geänderten Reiseplan mit. Ich schäme mich eigentlich vor Euch wegen unserer Unentschlossenheit und besinne mich auf große Männer in der Weltgeschichte, denen es nicht anders ging, finde aber nur den sage Memnon, oder Peter in der Fremde. Letzterer paßt vielleicht am besten. — Ein alter Schotte

hier erzählte mir als große Neuigkeit, der König von Preußen habe Mendelssohn engagiert für die sacred music. Indeed — sagte ich."

Fanny an Rebecka.

den 27. August 1843.

„— — Felixens lange, lange Geschichte ist nun endlich ratifiziert, der König hat unterschrieben, und wir werden, will's Gott, schöne Musik diesen Winter hören. Da ihn, unberufen, sein Glück noch nie verlassen hat, so kann man es für seinen Anfang nur eine günstige Fügung nennen, daß in diesem Jahr von wegen Opernhaus das Orchester wenig beschäftigt sein wird; Du weißt doch nämlich, daß er die Orchestersoireen dirigieren wird. Laß es Dir nicht leid sein, daß Du den ersten Winter versäumst, keine Symphonie kann Dir den blauen Himmel ersetzen, den Du sehen wirst, und keine schöne Stimme das Meer, Neapel ist die größte Bravourarie, die der liebe Gott komponiert hat, und Pompeji das schönste Requiem, das hört man sich nie satt. Ich bin gar zu neugierig auf Deine ersten Briefe aus dem Wunderland, ich glaube, wenige werden das so empfinden, wie Du, von wegen Empfindung überhaupt. Mir wird alle alte Sehnsucht wieder rege werden, die diesen Sommer ziemlich geschlummert hat, denn ich hatte doch nicht so viel Reiselust, als dazu gehört, nach Charlottenburg zu fahren. Der Garten ist aber auch unbeschreiblich schön; nie habe ich ihn so gesehen, das anhaltend kühle und nasse Wetter, das wir anfangs hatten, hat alles so frisch und „trotzend" erhalten; der August war durchweg warm und schön, zehn trockene Tage hatten schon das Gras und Laub gedörrt, da kam der Stralauer Fischzug und mit ihm ein obligates Gewitter mit einer Art Wolkenbruch; Du kennst das, wenn der Regen in

Wellen die Terrasse herabströmt; seitdem wieder das göttlichste Wetter, eine so wunderbar milde sanfte Luft, daß Du in diesem Augenblick kaum eine schönere atmen kannst; und alles Grün neu erfrischt, und für seine Ende-August-Jahre merkwürdig konserviert, fast noch gar keine kahlen Stellen. Diese Woche geht denn auch mein nettes Woringenleben zu Ende, ich sage wie Du, ich hätte nicht gedacht, daß ich die Mädchen noch einmal wieder lieber gewinnen könnte, aber es ist wirklich so; Du solltest einmal sehen, was die fleißigen Dinger in diesen noch nicht zwei Monaten alles geschafft haben; besorgt, gelaufen, geschrieben, genäht, gemalt, eingerichtet, wirklich ins Unendliche, und diese Ordnung in allen Dingen. Wenn der Korff die Rosa nicht über alle Maßen glücklich macht, schlage ich ihn tot! —

Schuhmacher wird gewiß bei Felix ankommen; der kann es ja gar nicht bequemer haben, als mit einem Fuß in Deine Wohnung und mit dem anderen in Deinen Bedienten zu treten. Jetzt wäre alles schön, wüßte ich nur erst eine Nähe, die mir nahe genug wäre, um Dich drin zu haben; das beschäftigt mich so, daß ich neulich geträumt habe, ich hätte Dir eine sehr schöne Wohnung gegenüber gemietet, die nur den einzigen Übelstand hatte, daß man über's Dach in die Zimmer steigen mußte. Soll ich die nehmen?"

Rebecka an Fanny.

Genua, 15. September 43.

„— — Nun also, liebe Fanny, ich reiche Dir die Hand über den Apennin, den Po, den wir diesmal ohne alle Schwierigkeit und ohne Erlaubnis des Legaten passierten, den Tessin, den Simplon — das liegt wieder alles zwischen uns, seit wir uns nicht gesehen, und wieviel Herrlichkeit, das weißt Du ja. Aber

die Wahrheit muß heraus: Ich kann noch gar nicht in die italienische Stimmung hineinkommen. Schrei nicht gleich los, es wird und soll kommen, es ist auch erst Oberitalien, das zwar mit schönen Momenten, aber auch mit schrecklichen ganzen Tagen auftritt. — Aber historisch, obgleich ich unsere Reise schon an Felix berichtet habe:

Am 31. rissen wir uns sehr mühsam von Vevay los, wo in den letzten Tagen das Wetter, der See, die Beleuchtung so über alles schön war, daß es auch mehr zu empfinden, als zu schreiben ist. Wir fuhren nach Martigny; ich konnte den ganzen Weg über nicht verschmerzen, daß Vater damals bei Bex umkehrte und den Lago Maggiore nicht gesehen hat. Am anderen Morgen, den 1., machten wir ein Wagestück und gingen (d. h. ich ritt) morgens um fünf auf den Col de Balme, um doch etwas Schnee gesehen zu haben; ich wußte noch nicht, welche Herrlichkeit von Schnee und Eis uns den Tag darauf bei der Reise durchs Wallis und über den Simplon bevorstand. Es war, da ich zu Fuß hinuntergehen mußte, eine höchst fatigante Partie, aber wundervoll und jetzt, da es überstanden, all die Schmerzen in den Kniekehlen wert, die ich vier Tage ausgestanden. Und nun, da Hensel hoffentlich glücklich zurückgekommen, muß er Schelte bekommen. Wie kann man von der Schweiz nur sprechen, wenn man das Wallis und den Genfer See nicht kennt? Es wäre ebenso, als wollte ich von Italien sprechen, ehe ich Florenz wenigstens gesehen habe. Was habe ich, nur auf der großen Straße durchs Wallis, für ganz fertige Bilder gesehen, mit historischem Ton und verbranntem Ton und Linien und Motiven und wie all die Kunstroba heißt. Sowohl Bilder, die einer nur getreu zu kopieren braucht, um sie interessant zu machen, als solche, die freilich nicht jeder malen kann, aber Calame

kann's und Gudin kann's auch und die Alten konnten's! Und Du „mußt hinjehn und sie Dir ansehen." Da ist so eine Ecke bald am Fuß des Simplon, wo man umbiegt, auf eine Brücke kommt und da liegt so ein „olles Nest" mit grauen Türmen vor einem Bergvorhang und dahinter der ganze Monte Rosa, ich sage Dir, o Du Sünder Hensel, das ist „erhabben". Und der Simplonpaß auf der Schweizerseite, das ist wieder eine wahre Bravourarie der Natur, o Fanny de my alma, und der Wegebauer zugleich; mit solcher Koketterie und Kühnheit ist die Straße da an Abgründen vorbeigeführt, eine Galerie mit Bogenfenstern geht unter einem Wasserfall durch, auf der Seite ist noch, wie unabsehbar man hinunter oder hinauf blickt, alles grün, bewachsen, bebaut, die Straße in bester Ordnung, gleich hinter Simplon, wo wir Eure Gesundheit in Vino d'Asti tranken, kommt tolle, kahle Felsenwirtschaft, wo seit Ewigkeit nicht ausgefegt worden, die Straße im schlimmsten Zustand, sanfte Lüfte wehten von der ersten Dogana*) der Reise her, — für zwei Zwanziger waren die Leute aber gnädig, Dirichlet sagte zu ihnen: „J'espére que vous serez humains", worauf der erste sagte: „Et nous aussi, nous espérons que vous serez humain." — Dirichlet hatte sich und uns den ganzen Tag über gequält, wie er ein Paket Zigarren durchschmuggeln wollte; wie es dazu kam, deklarierte er sie dem Douanier, der sah sich um, ob niemand da wäre, dann sagte er: „Mettez-les vite dans votre poche afin qu'on ne les voie pas!" — Dann die Bettler mit der ganz eigenen krummen Beinstellung, die ich nur hierzulande gesehen habe, die malerischen Weingehänge, die wie Weinbäume aussehen — Domo dossola, wo wir übernachteten, war schon ganz italienisch, lauter Balkons, der Came-

*) Zollamt.

riere schloß uns wenigstens zwanzig Säle für die eine Nacht auf, Betten, in denen ein geschiedenes Ehepaar mit Anstand zusammen schlafen könnte, Bulletin: Sechs Tote, zwanzig geheilt entlassen, Bestand unzählige. Ich brauche nicht zu sagen, daß das Flöhe sind. Ohne Spaß aber, es war ein allerliebster Abend, wir saßen sehr lange im Flügelkleide auf dem langen, schmalen Balkon. Tags darauf fuhren wir nach Baveno, Dirichlet ging auf den Monterone, um die Schneeberge noch einmal zu sehen, und ich fuhr mit den Kindern und Mine in einer Gondel auf die Inseln, die Isola bella ist wunderschön und gerade im Anfang ist dies Kompendium, dies kurz gefaßte Italien in einem Garten, ganz besonders poetisch. Die Rückfahrt im schönsten Vollmondschein. Andern Tages (den 4.) schifften wir den Wagen und uns selbst ein, über den See nach Laveno, dort erlebten wir italienische Komödie. Es war Markt, natürlich hatten alle nichts Besseres zu tun, als unseren Wagen ausschiffen zu sehen, und als die hundertzwanzig faquini, wie sie sich selbst nennen, mit der mancia nicht zufrieden waren, bildete sich eine Partei im Volk für Dirichlet und schalt die faquins aus. Von da über Varese am See, ein hübsches, kühl gelegenes Städtchen, wo die Mailänder grasen, nach Como, ins beste Wirtshaus, den Angelo, eine schmutzige Kneipe. Ne Fanny! Einzelne Artikel sind zu gräßlich! z. B. alle Türen, die kann man nicht mit der Zange anfassen, von Unaussprechlichem gar nicht zu sprechen. In den ersten Tagen habe ich zur Reisekur noch eine förmliche Ekelkur gebraucht und mehrere Male des Tages geweint und mich übergeben von allem, was ich sah und roch. Jetzt geht's schon besser. Am 5. machten wir eine Dampfbootfahrt auf dem See nach der Villa Serbelloni und Sommariva, sahen die ersten Pinien und Zypressen, erfreuten uns an dem schönen

Blick auf den Lago di Lecco, frühstückten unter den Platanen in der Cadenabbia; abends in Como trafen wir Jakoby, der aber gleich nach Mailand wieder zurückging und den 7. nachmittags fuhren wir auch dahin. Es ist jetzt Mode, den Comer See über alles zu erheben; ich mache sie nicht mit, mir gefällt der Lago Maggiore viel besser und beide lange nicht so, wie der Genfer See. Der Abend nach Mailand war wieder schön, überhaupt haben wir vierzehn Tage lang ein Wetter gehabt, für das man Gott nicht genug danken kann; wir fuhren gerade unter so einem Glockenturm vorbei, als es Ave Maria läutete. In Mailand kamen wir zuerst in eine Mördergrube von einem Wirtshaus; da es spät und dunkel war, die Kinder schläfrig, stiegen wir da ab. Andern Tages aber bei Licht besehen war es so, daß wir aus und in Jakobys Wirtshaus Albergo reale ziehen mußten, wo wir eine niedliche Wohnung mit einer Terrasse am Salotto bekamen, auf der Ernst sich herumtreiben konnte, da sah die Welt gleich anders aus. Natürlich war der Dom unser erster Gang und zwar das Dach des Doms; das ist wirklich unbeschreiblich schön, ein weißer Zypressenwald. Ich blieb eine Stunde mit Walter und Jakoby im Dom und ließ ganz ruhig die Schönheit auf mich einwirken. So müßt ich eigentlich alles sehen, in Florenz denk' ich es auch zu tun. Es war Fest der Maria, ewiges Kommen und Gehen in der Kirche, alle Bilder im Schmuck und erleuchtet. Mit Jakoby und Borchardt gingen wir auf die ambrosianische Bibliothek, wo sich den Membres de l'académia alle Schränke mit seltenen Manuskripten und Vignetten öffneten; von da nach den Überresten der cena von Leonardo, da sah ich einen ganz kleinen Kupferstich von einem Profil-Christus, den ich gleich nach dem Umriß in Hensels Buch erkannte, und darauf ging's zu Robescelli, der

hält neben seinen Bildern eine Kaffeekneipe, wo wir schlecht frühstückten und schworen, wenn die Bilder nicht selbst für uns Laien schön wären, würden wir Hensel die Rechnung unfrankiert schicken. Aber der Christuskopf von Leonardo*) wirkte mächtig selbst auf die mathematischen Gemüter und statt der unfrankierten Rechnung wurde eine Dankadresse votiert. Diesen Christus und eine Murillosche Madonna mit einem häßlichen aber interessanten Kinde hat ein Engländer gekauft; außer dem und manchem Schönen brachte er ein Porträt von Velasquez heraus, von dem ich zum allgemeinen Ergötzen fand, es sehe Borchardt frappant ähnlich. Der Bilderhändler erzählte, ein Prussiano wäre bei ihm gewesen, ein vero conosciutore und der wahre Begeisterung für die Kunst hätte, il signore Hensele. Da waren wir in pays de connaissance und ich habe versprochen, seine untertänigsten Grüße zu bestellen. — —

Montag den 11. reisten wir nach Genua, ich erlasse Dir viele rückständige Klagen über Paßschererei, über einen schmierigen Vetturin, über den langweiligen Weg von Mailand bis Novi und suche lieber die schönen Momente heraus, der notwendig einfache Bogen naht sich schon sehr seinem Ende. In der Certosa bei Pavia sah ich die ersten Altäre von Florentiner Mosaik, von der Du, liebe Fanny, so viel erzählt hast. Der liebe Gott ist da überhaupt höchst brillant eingerichtet. Bei Novi sahen wir zuerst die Apenninen, vom Sonnenuntergang glühend erleuchtet, und meinten, es wäre doch kein Vorurteil mit der italienischen Färbung.

Heut machten wir einen Ritt um die Stadt, das Mittelländische Meer war dunkelblau, das ist so einer

*) Er hatte Hensel entzückt, der ihn gern für das Berliner Museum gekauft hätte.

von den Momenten, für die man Geld, Schmutz und Ermüdung nicht scheuen darf. — —"

Fanny an Rebecka.

Berlin, 22. September 43.

„— — Felix hat Deinen ganz Nicolaischen Brief aus Mailand mitgebracht, voller Not und Flöhe. Ich würde mich über Deinen italienischen Unmut betrüben, wenn ich nicht zu gewiß wüßte, daß das vorübergeht und das Entzücken bleibt. Potz Kuckuck! So kann doch unser Geschmack nicht differieren, daß Gestank und Flohstiche Dich hindern, Dich kannibalisch wohl zu fühlen. Was den Gestank betrifft, der ist übrigens nach meinem Geschmack im Mailändischen schlimmer als anderswo. Ich bin sehr neugierig, wann Dein Schimpfen in eine ganz andere Tonart übergehen wird; daß es am Comer See nicht geschehen, nimmt mich wunder. Wie sehr billige ich Euer Schweifen oder Hängen, wie Du willst; wären die fatalen Briefe von Hause nicht, die den reisenden Menschen doch immer in eine Art von geordneter Bahn treiben, er könnte ja nichts Besseres tun, als abzureisen, ohne zu wissen, ob er in Konstantinopel oder in Lissabon ankommen wird. — —"

Rebecka an Fanny.

Florenz, den 23. September 43.

„Liebste Fanny! Ich habe heut wieder so viel zu erzählen, daß ich nicht weiß, wo anfangen. Von Genua an haben wir in den paar Tagen so viel Interessantes, Herrliches gesehen, daß ich noch ganz angegriffen bin, und obgleich schon vorgestern abend hier angekommen, noch gar nichts gesehen habe, als Wohnungen. Die über alles göttliche Natur muß sich erst sacken, ehe mein armes bißchen Geist fähig ist, das Höchste der

Kunst einigermaßen in sich aufzunehmen. Also wir fuhren den 17. mittags von Genua ab, die berühmte Riviera di Levante entlang; umsonst ist nicht alle Welt über etwas einig; dieser Strich Landes ist, wie Friedrich sagt, „übernatürlich". Bald hart am Meere, dann durch Dörfer mit den schönsten Landhäusern in Orangen- und Oleandergärten, zwischen allen Mauerritzen große Aloes, dann wieder wendet sich der Weg ins Gebirge hinein, wieder um die Ecke auf einen hohen Damm über dem Meere, dabei die tollste südliche Feigen-, Zypressen-, Pinienvegetation; Chiavari, wo wir übernachteten, liegt auf einer weiten Fläche am Meer, ganz im Orangengarten. Da schliefen wir zuerst unter Butter- und Käseglocken, gegen die Mücken. Von da an geht der Weg ins Hochgebirge, eine schöne Straße mit Galerien und herrlichen Rück- und Seitenblicken aufs Meer, und welches Meer und welcher Himmel drüber! Das ganze Gebirge besäet mit Villen, Dörfern mit den hohen Glockentürmen, Klöster, wo es am schönsten ist — in la Spezia nennen sie die Frati „mangiacanti" — die Reise ist so spannend, wie ein Roman, nur ist die Entwicklung diesmal die Hauptsache, der Golf von la Spezia. Das ist wie Zauberei; alles so duftig und leicht hingehaucht, es ist nicht zu glauben, daß Erde und Stein so verklärt erscheinen können. Freilich sind die hohen Gebirgsmassen, die sich links über dem Golf auftürmen, die Marmorfelsen von Carrara. Ach! was hilft all mein Entzücken schwarz auf weiß, Ihr wißt doch nicht, Ihr ahnt nicht diese Wunder; wie könnt Ihr Hensels nur von Italien sprechen, ohne den Golf von la Spezia zu kennen. Schon deswegen müßt Ihr noch einmal hin. — Das Wirtshaus da war göttlich, echt italienische Wirtschaft, ein alter Palast Doria mit ungeheuerem Portal, Marmortreppe, ein Saal von wenigstens vierzig Fuß

Höhe, Fenster noch dreimal so groß wie unsere in der Leipzigerstraße, — mit Mistbeetscheiben in Blei gefaßt, die vielleicht seit Andreas Doria nicht geputzt worden, vier kahle schmutzige Wände und hoch über der Tür eine Kopie von der Himmelfahrt von Tizian. Die anderen Zimmer in ähnlichem Geschmack. Zu Mittag Hummer und Seefische. Von der Stadt zum Meer führt ein kleiner Garten mit Alleen von Oleander- und Orangenbäumen, durch Rosengehänge verbunden. Nach Tische wollten wir spazieren gehen, ein Schifferjunge beredete oder vielmehr zwang uns, auf dem Golf spazieren zu fahren und amüsierte uns königlich durch seine Narrenspossen. Überhaupt, welch ein Aufwand von Witz, Betrug, schönen Augen und Redensarten hier gemacht wird, um noch ein paar Pfennige mehr zu bekommen, daß weiß auch nur, wer's gesehen hat. Am andern Tag fuhren wir, auch zu Kahn, nach Porto Venere, das liegt im Meere drin, wie in der Tausendundeinen Nacht, oder, was gleichbedeutend ist, nach allen Bildern ähnlich wie Amalfi. Gegenüber Porto Venere liegt eine Insel Palmaria, ein Felsen mit Wein, Pinien, Ölbäumen, nur von Fischern bewohnt, da hat in einem ganz einsamen Hause eine englische Familie zehn Jahre lang Sommer und Winter gewohnt. Auch Lord Byron hat lange am Golf gelebt. Napoleon ist dort der Mann des Volkes; was der gesagt, projektiert, angefangen hat, weiß und erzählt alt und jung, ma è morto, sagen sie. — In unserem Wirtshaus hatte ein deutscher Prinz die Zimmer nach der See inne; den nannten sie den Principe di Lips; er ist der Erbprinz von der Lippe, der wie der alte Gans inkognito reist, unter dem Namen Schwanthaler. — Leider wurde ich auf der Rückfahrt von Porto Venere beim ruhigsten Meere seekrank, doch brachten mich zwei Stunden Schlaf dann

wieder so weit auf die Beine, daß ich mich nachmittags auf dieselben machen und einen Berg hinter la Spezia erklettern konnte, wo wir den Abend erwarteten; zwar nicht auf deutschem Rasen sitzend, aber dafür hatte ich einen Strauß von Lorbeer mit Früchten, der feinsten Erika und blühenden Myrten von den Hecken gepflückt und der Golf lag zu unseren Füßen. Leider blieben wir nur anderthalb Tage da. Carrara war noch ein Glanzpunkt der weiteren Reise nach Lucca; das ist das wahre Marmoreldorado; daß Häuser, Steine, alles Marmor ist, ist bekannt. Zu den Marmorbrüchen, die sich von la Spezia so reizend ausnahmen, führt ein schattiges, grünes Tal, durch das ein wirklich kristallheller Bach über weiße Marmorkiesel rinnt, große, unbehauene Marmorblöcke führen als Brücken herüber, mir war es ganz unheimlich, mit staubigen Reiseschuhen dieses kostbare Pflaster zu betreten. Das ganze kleine Nest ist natürlich ausschließlich auf den Marmor basiert, lauter Bildhauer-Ateliers mit großen offenen Türen, da steht alles in schönster Eintracht, kolossale Könige und Erzherzöge; vier Venüsse von Medicis, mehrere neue Modelle von Bosio, die hier dutzendweise kopiert werden, Kamine, Tische, Zitronen und Kartoffeln (ich glaube das Weißbrot, das wir uns kauften, war auch aus Marmor, hart genug war es wenigstens); vor einem Hause lagen mindestens zwanzig Badewannen, ein ganzer Wagen voll Mörser stand zur Abfahrt bereit, ungeheure Blöcke schleppen sie auf Karren mit Ochsen bespannt unter entsetzlichem Schreien und Fluchen aus den Brüchen herunter in die Säge- und Schleifmühlen. Mich haben die paar Stunden dort, trotz der glühenden Mittagshitze, sehr interessiert. Schon mit einem Fuß im Wagen wurden wir plötzlich von einem Fremden sehr kordial deutsch angeredet, der sich als den, uns ganz unbekannten, Bildhauer W.

zu erkennen gab und uns zwang, auch sein Atelier zu besuchen. Dann brachte er uns an den Wagen und schwor uns Freundschaft, bis auf Wiedersehn in Rom. Meinerseits wird sie nicht sehr heiß sein.

Soll ich Dich und besonders Hensel nun noch kränken und erzählen, wie sie uns in Modena und Lucca (Carrara ist Modena, in der Hauptstadt waren wir nicht) das Fell über die Ohren zogen, vier Pferde vorspannten, und drei Postillone dazu? Wir waren nämlich von Mailand bis Genua mit einem Vetturin gefahren, dem wir uns, Leib und Seele, verdungen hatten; und da hierzuland die letzte Art zu reisen immer die schlechteste ist, so hatten wir von Genua hierher Extrapost genommen; sechs Pferde rechneten sie uns wenigstens an und spannten anderthalb vor; auf jeder Station zankte sich Dirichlet im schönsten italienisch mit dem Postmeister, berief sich aufs Reglement, das er bei sich führte, dann bedauerte der Postmeister sehr, daß er nicht lesen könnte und ließ doch anspannen und bezahlen, was er wollte; so ging's ganz leidlich, jeder Zank war eine italienische Stunde, bis ins Modenesische; da trieben sie's zu toll; und auf der letzten Station vor Lucca hatten wir einen Postillon, der gewiß schon jemanden totgeschlagen hatte; ich dankte Gott, daß er uns lebendig nach Lucca brachte. Dort war in keinem Wirtshaus Platz, von wegen Naturforscherkongreß; wir wollten eben, mit den gräßlichsten Flüchen des Postillons, weiter in die Nacht hineinfahren, da trat ein Mann aus dem Volke hervor, den sie Signor il Professore nannten, und bot uns eine Wohnung in seinem Hause an. Der Wirt, vor dessen Tür wir hielten, redete uns auch sehr zu, hinzugehen, es wäre dort sehr pulito. Pulito ist überhaupt das dritte Wort hier, man redet am meisten von der Tugend, die man nicht hat. Wir gingen hin, fan=

den eine recht hübsche Wohnung, eine sehr hübsche Frau, wunderbar naiv an- oder vielmehr ausgezogen; der Signor Professore war ein Wundarzt, und aus dem pikanten Anfang entwickelte sich weiter gar nichts, als daß ich am andern Morgen aussah, als hätte ich das Scharlachfieber, so war ich von Wanzen und Mücken zerfleischt, noch heut sind Gesicht und Hände in einem traurigen Zustand, und besonders schön nehmen sich die roten Beulen auf dem dunkelbraun verbrannten Grunde aus. Unterdessen ist der Abend herangekommen, morgen werde ich uns nach Florenz bringen.

Den 26. Wir sind schon lange da und zwar in einer eigenen Wohnung (darum hat der Brief so lange brach gelegen, verzeih auch das viele Ausstreichen; Ernstchen reitet in der Stube herum und sagt alle Augenblick il passaporto!), was gar nicht so leicht zu finden war, da fast niemand, der eine gut eingerichtete Wohnung hat, sie anders, als für ein halbes Jahr vermietet; indessen wir haben eine, pas si doré, que j'avais espéré, sagt Figaro, indessen pulito, mit Fußdecken und bei sehr guten Leuten, die Frau Wirtin war früher Köchin bei Marschall Maison und hat uns ganz entrepreniert. Ich sehe pianissimo, gestern waren wir eine Stunde im Palast Pitti, da bin ich dumm geworden; ich war's aber schon vorher in der Loggia auf der Piazza del Gran Duca mit dem sterbenden Patroklus. Heute gehen wir auf die Uffizien, und so wird's wohl jeden Tag werden, nachmittags spazieren. Jakoby haben wir diesmal zurückgelassen, er scheint sich sehr gut in Pisa zu amüsieren, denn er könnte schon hier sein. Ein Talent, das Du schwerlich in ihm vermutet hast, ist das, mit einiger Prätention, aber sehr gut vorzulesen. Es geht mit ihm auch ein bißchen, wie mit Italien; man hat viel zu überwinden, um zu einem ausgezeichneten Geist zu gelangen, aber

das ist er wirklich in jeder Hinsicht. — In einer Entzückung bin ich über die Schönheit der Menschen hier; ich wollt' alle zehn Schritt, ich wär ein Maler, so viel Bilder seh ich an jeder Ecke. Wie glücklich muß Hensel hier gewesen sein, mit seinen Millionen Skizzenbüchern. Und der Humor dabei ist so göttlich, wie sie in den erhabensten Stellungen sich kämmen, wie sie Augen machen, um einen ganzen Berliner Salon in Flammen zu setzen und damit doch nur einen Quattrin erbetteln wollen; große Mittel für kleine Zwecke. Könnt' ich doch eine Auswahl der Postillons von Genua hierher in Uniform stecken und nach Berlin auf einen Ball schicken, wehe Damen! — Besonders Sonntags, wenn sie gewaschen sind. Die Reinlichkeit ist hier beinahe ärger, wie der Schmutz. Weißt Du noch, wie es tut, wenn man eben über nassen Schmutz glücklich mit zusammengenommenen Röcken gelangt ist, und es kommt ein Kerl entgegen und kehrt bei hellem Mittag einem die Straße ins Gesicht hinein? oder wirft den Kehricht vom Haus hinaus Dir vor die Füße?

Nun wieder was Hübsches: von Genua hierher ist es allerliebst zu sehen, wie jede Stadt fast ihre eigene Industrie hat; in den Orten an der Küste sitzen alle vor den Häusern und klöppeln Spitzen, weiterhin sticken sie weiß, von Pistoja an sind sie alle, alt und jung, am Strohflechten, und mit welcher Grazie das alles geschieht, und wie lebhaft sie bei der Arbeit immer sprechen und gestikulieren. „Prendono qui moglie in tenera etá", sagte uns ein Schifferjunge in la Spezia, ich frug Dirichlet, ob bei uns die Droschkenkutscher so sprächen? — Liebe Fanny, nimm ja die Wohnung, wo wir über's Dach steigen müssen, die will do, laß Hensel dazu träumen, Ihr wohntet auf dem Dach, und macht ein Duett daraus.

Viel Aufsehen macht hier eine Statue von einem bisherigen Holzschneider, Dupré aus Siena, der sterbende Abel. Wir haben sie gesehen, es ist wirklich eine fast unglaubliche erste Arbeit. Der Mann hat bis jetzt mit Frau und Kind gehungert, nun hat er Bestellungen auf zehn Jahre, wird gemalt, in Kupfer gestochen, in Siena haben sie ihm die Pferde ausgespannt, er soll nahe daran gewesen sein, den Verstand zu verlieren. Ein grausam Ding, das Publikum! Nun endlich adieu, Ihr lieben Geschwister alle, schreibt recht viel und oft, das gehört zu allererst zu meinem Pläsier."

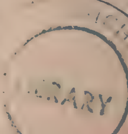
Rebecka an Fanny.

Florenz, den 6. Oktober.

„Ich warte eene Stunde, ich warte zwee Stunden", es kommt kein Brief von meiner Fanny, jedoch gestern einer von Paul und Albertine, welche behauptet, Du schriebst mir alle acht Tage, das halte ich für eine Ausgeburt ihrer Phantasie; denn vierzehn Tage sind wir nun hier und haben, außer den von Nizza nachgeschickten, keinen von Dir bekommen, gerade darum richte ich den Brief wieder an Dich, denn ich halte es für das beste Mittel, spätestens morgen einen von Dir herzubeschwören, wie wir die Suppe bestellen, um Paul Sonntag mittag zu zitieren. Aus Pauls Brief sehe ich, daß meine armseligen Episteln zirkulieren, das rührt mich tief, besonders da ich so sehr von der Leber weg alles geschrieben habe, was mich in der ersten Zeit „gepuzzled" hat. Nun bin ich aber durch und danke Gott alle Tage, daß es mir vergönnt ist, diese Wunder hier zu sehen, und staune denn auch mit offenen Augen und Herzen. Du weißt ja, wie pianissimo Italien anfängt, und wie es crescendo al fortissimo immer zugeht, je länger man drin

bleibt. Zwei seiner Hauptelemente fehlen in Oberitalien, Meer und Kunst; das erste haben wir von Genua aus in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen, und das zweite — wir sind eben in Florenz, was braucht's da weiter Worte? Ich finde jetzt, daß ein Monat viel zu wenig ist, und dazu hat die Woche hier wenigstens neun Festtage, an denen die Galerien geschlossen sind, und mir ist es schon ganz zur Gewohnheit geworden, jeden Tag wenigstens sechs Raphaels zu sehen, und noch jedesmal, wenn ich die Uffizien oder den Palast Pitti betrete, überfällt mich ein freudiger Schauer und das lebhafte Gefühl einer für's Leben wichtigen Gegenwart. Das erstemal bin ich mit einer wahren Scheu in die Uffizien getreten und habe wohl über eine halbe Stunde in der Loggia des Orcagna verweilt, ehe ich mich entschlossen habe, diesen Moment zu erleben. Zu meiner Freude kehrt er aber jeden Tag stärker wieder in der Atmosphäre ewiger Schönheit, die einen hier umgibt.

Seit dem 1. Oktober ist unglaubliches Wetter für unser einen, warm, hell, ungeheuer blau und so prächtig frisch dabei; am 29. September dagegen hat es horribile dictu! geschneit, die ersten niedrigen Hügel waren ganz mit Schnee bedeckt und um Mittag war die schönste Berliner kalte Sonne und Ostwind, der zwar vento grecale heißt, aber drum nicht minder kalt ist. Ich habe schön renommiert, daß das bei uns im Norden unmöglich wäre. Deine Ratschläge habe ich alle befolgt, liebe Fanny, mich in die Herzogin von Urbino verliebt, ich glaube aber, sie war mehr in ihn verliebt, als er in sie. Eine ganz besondere Liebe habe ich aber für die Madonna del Cardellino, und dann für die Porträts der Päpste, und dann für die Seggiola, und dann für das Porträt einer schönen Frau mit übereinandergelegten Händen, und dann



für alle anderen und die Disputa von Andrea del Sarto mit den fanatischen Heiligen, ach! ünd die Venus von Medicis. Und was meinst Du zu dem Familienbild der Niobe? O Jeses, sagt Frank. — Vorgestern waren wir im Theater, in einer Loge mit roten Sofas und Marmortisch und Spiegeln; diese Herrlichkeiten habe ich auch hier zum erstenmal gesehen, mit deren Hilfe es möglich ist, eine Oper von Donizetti zwar nicht anzuhören, aber doch zu verplaudern. — Auch eine Conversazione haben wir mitgemacht bei der Gräfin S., der letzten der Medicis, die genau ist, wie die Großmutter von Goethes Prinzeßchen, klein, quirlig, schnabbrig, wirklich die l e t z t e der Medicis, aber sehr freundlich, wie überhaupt alle, zu deren Bekanntschaft wir zufällig gelangt sind. Solche Conversazione sieht ganz genau aus, wie Tante Levys Sonnabend mit Fresken und Marmor. Mine kann sich gar nicht zufrieden geben, daß man in Gesellschaft nichts zu essen kriegt, und für mich ist's ein Jammer, daß es gar keinen Ort in der Umgebung gibt, wo man sich einen Tag lang im Grünen aufhalten und was essen kann, à l'allemande. Danach sehnt sich meine Seele in dem herrlichen Wetter. Aber überall sind Villen und alle vermietet; Du siehst, mir schwebt Eure Villa Wolchonsky vor. — Der Arno präsentiert sich uns nicht so gewaltig, wie Euch; er hat mehr von einem Rinnstein; überhaupt sind alle Flüsse ausgetrocknet, was die Gegend nicht eben verschönert.

An Hensel denke ich, so oft ich tale quale oder irgend einen seiner Ausdrücke im Ernst gebrauche, die bei uns nur als komische Figuren zirkulierten. Überhaupt ist es ganz eigen, wenn etwas ins Leben tritt, das wir schon lange aus Bildern und Erzählungen kennen. So begegnete mir neulich, als ich mich mit den Kindern im Boboli verspätet hatte und ziemlich

im Dunkeln nach Hause kam (Du weißt, das kann einem hier passieren, wo die Nacht unmittelbar dem Sonnenuntergange folgt), ein Zug weißer, verkappter Mönche, mit den bekannten Löchern vor den Augen, die mit Fackeln und singend im Sturmschritt eine Leiche zur Ruhe brachten; ehe das geläufig wird, muß man es auch öfter gesehen haben. Das ist aber auch das einzige Graulige hier, wir sind schon bis Mitternacht auf der Straße gewesen und es ist nicht einmal mir eingefallen, mich zu graulen. Schon der schlechte Zustand der Schlösser spricht für die Sicherheit der Stadt.

Deine Engel von Luca della Robbia habe ich noch nicht gesehen, aber schöne Basreliefs in der Accademia delle belle arti und ein wunderschönes frommes Bild von Giovanni in der Santa Croce, dem hiesigen Pantheon, wo Dante, Michelangelo, Galilei und das übrige Federvieh Monumente hat. Widerwärtig ist der Götzendienst, den sie jetzt mit Galilei treiben, um ihre früheren Sünden vergessen zu machen — und stände heut ein Galilei unter ihnen auf, sie machten's ihm ebenso. — Sehr rührend war mir der Garten in Bellosguardo, wo er gewohnt und, da ihm sogar wissenschaftliche Gespräche verboten waren, das Land gegraben hat. — Neulich im Pitti trat ich mit Dirichlet vor ein Bild von Perugino, und nachdem wir immerfort mit Italienern italienisch gesprochen hatten, sagte er auf Deutsch zu mir: „Der Perugino hat doch dem Raphael gut vorgearbeitet." — Da dreht sich der das Bild eben kopierende Maler um, sieht uns erst eine Weile an, ob wir der Mühe wert wären, und sagt dann: „Da haben Sie sehr recht", und war ein sehr netter Hannoveraner. Auch auf den Uffizien sahen wir einen freundlichen deutschen Maler, sonst aber fühlen wir uns ganz Italiener. Um neun, nach ein=

genommenem Frühstück en famille, kommt Herr Paperini, ein Italienischlehrer, den wir anfangs nur für Walter angenommen, der aber so wunderbar schön italienisch spricht, daß wir meinten, auch wir könnten sogar von ihm lernen und auch Stunde nehmen; übrigens ein sehr netter gebildeter Mann, der gut englisch und französisch spricht, deutsch lernt und so schöne Böcke darin macht, daß ich mich gar nicht über meine italienischen schäme. Es geht mir ziemlich gut mit dem Sprechen, nur muß ich kein Englisch hören oder sprechen, sonst kommt mir immer wieder yes dazwischen. Dirichlet spricht mit mehr Anstrengung, aber grammatischer, klassischer; ich stehe noch mit Indikativ und Konjunktiv und besonders mit Passato determinato auf sehr gespanntem Fuß. Außer mir haben wir schon alle bastimento für „Gebäude" gebraucht und sind dafür ausgelacht worden. Wir sind Jakoby und Borchardt mit, ersterer bricht mehr italienisch, als er es spricht. Dirichlet sagt regelmäßig mais für ma und lontano für „lange". Aber Kühnheit besitzen wir alle hinlänglich, nur ist es schrecklich, wenn einer dem andern nachrechnet, wo er jede neue Gelehrsamkeit her hat. Weißbrot heißt hier Semmeli e Kiffeli; ist das nicht sehr komisch? Grüß Garten und Gartensaal; bis jetzt habe ich keinen schöner angelegten gesehen. —"

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 18. Oktober 1843.

„— — Diesmal habe ich Dir auch hübsche Sachen zu erzählen, der Sommernachtstraum ist im neuen Palais geträumt und wenn ich den Brief erst morgen abschicke, so geschieht es nur, um Dir den Erfolg der ersten öffentlichen Vorstellung zu melden, die heute abend stattfindet. Es war wunderschön, und beson-

ders ist die Musik das Zauberhafteste, was man hören kann. Ich muß aber weiter ausholen. Vorige Woche kam die Leipziger Musik an, um dem Feste beizuwohnen, Hiller, David, Gade (der nächstens in Rom mit einem Empfehlungsbrief vor Dir erscheinen wird) und ein allerliebster zwölfjähriger Ungar, Joachim, der ein so geschickter Violinspieler ist, daß ihn David nichts mehr zu lehren weiß, und ein so vernünftiger Junge, daß er allein auf der Eisenbahn herreist, allein im rheinischen Hof wohnt und einem das ganz natürlich vorkommt. Mit diesem lustigen Volk, wozu sich noch Eckert gesellte (der nächstens in Rom ohne Empfehlungsbrief vor Dir erscheinen wird), hatten wir, da die Aufführung um zwei Tage verschoben ward, ein paar sehr amüsante Abende, namentlich einen bei Paul, wo alles, was geigen konnte, geigte (gog, würde Ernstchen sagen), und alles, was spielen konnte, spielte, und uns leider die kleinste Stimme zu dem kleinsten Liede fehlte; wir waren lauter instrumentale Seelen. Am Sonnabend ging die große Auswanderung vor sich. Wir hatten noch ein Billett erobert und nahmen Antonie mit. Im Einsiedler, wo kein Zimmer zu haben war, setzten wir uns, sieben Mann Damen hoch, in Felixens Stube die Köpfe zurecht und begaben uns dann in die königlichen Hallen. Ich saß neben der Tieck, die Dich herzlich grüßen läßt und mir eine sehr angenehme Nachbarschaft war, und vor Kuglers Schwester, die mich aus Glückseligkeit den ganzen Abend förmlich malträtierte mit Drücken und Kneifen. Du weißt, so etwas läßt man sich gern gefallen. Mich hat die Vorstellung übrigens sehr angegriffen, denn fast noch nie ist mir Mutter so gegenwärtig gewesen, ich meinte immer, ich müßte sie lachen hören, und auch Du hast mir gar zu sehr gefehlt. — Das einzige Störende im Äußeren der Darstellung waren die Kostüme, die nach

Tiecks eigensinnigem Beharren spanische des 17. Jahrhunderts vorstellten, was störender war, als ich es selbst gedacht hätte. Dagegen waren die Rüpel meist vortrefflich, selbst Gern, der zu aller Elfen Schrecken den Zettel spielt, besser als ich erwartet hätte. Die Elfen, einige dreißig Kinder der Tanzschule, allerliebst; wenn sich zuerst mit dem reizenden Marsch das Theater mit ihnen füllt, ist es wirklich ein zauberhafter Moment. Das Schönste aber im ganzen Stück, das einzige, was mir beim Lesen niemals einen so ergreifenden Eindruck gemacht hatte, ist die letzte Szene, nachdem der Hof sich mit dem prächtigen Hochzeitsmarsch entfernt hat, der nun immer leiser und ferner wird und plötzlich in das Thema der Ouvertüre fällt, während zugleich Puck und die Elfen wieder den leeren Raum betreten — ich sage Dir, das ist zum Heulen schön. Die Zwischenakte sind wahre Meisterstücke, — und wurden in der größten Vollkommenheit ausgeführt. Nie habe ich ein Orchester so pianissimo spielen hören. Die drei mittleren Akte sind nur durch Musik getrennt; der Vorhang fällt nicht, nach dem zweiten kommt ein wunderschönes Stück, das Suchen Hermias nach Lysander ausdrückend, und dann plötzlich ins tolle Burleske umschlagend, während zugleich die Rüpel auf der Höhe im Walde erscheinen, durch lustige Gebärden ihr Wohlgefallen an der schönen Natur ausdrückend; das ist ein unwiderstehlich lächerlicher Moment. Alle Kinder Berlins werden noch ihre Lust an dem Stück haben, denn Löwe und Esel sind herrliche Bestien. Der Esel sperrt das Maul auf und steckt die Zunge heraus, und wenn das allerliebste Bohnenblütchen mit einem roten Mützchen auf und das kleine Senfsamenkind ihm den Kopf kratzen, Walter! ich versichere Dich, das ist schön! Das Kostüm des Löwen muß ich auch noch für Dich beschreiben: er trägt eine gelbgraue Flausjacke und

Hosen, eine Perücke von Hobelspänen, die bis an die Erde reicht, und anstatt des Schweifs einen endlosen Strohwisch, der unanständig natürlich angebracht ist. Thisbe ist mir zu toll angezogen; sie trägt einen herabhängenden Strumpf, den sie heraufzieht, als jemand vom Hofe bemerkt, Pyramus könne sich an ihrem Strumpfband aufhängen, und hat nichts Weibernes an sich, als ein drappiertes Handtuch. Der Trauermarsch, der bei ihrem und Pyramus' Tode ertönt, ist wirklich ein stupendes Motiv; ich habe bis zuletzt nicht recht daran glauben wollen; es ist eine zu kolossale Unverschämtheit, ihn vors Publikum zu bringen; so wie Felix zu präludieren pflegt, wenn man ihn nicht dazu bringen kann, ordentlich zu spielen. Ich bin sehr neugierig auf diesen Abend, es wird drei Tage hintereinander gegeben, et pas plus de billet, que sur ma main.

Donnerstag. Die erste Vorstellung war sehr brillant, ging vortrefflich und ist höchlich goutiert worden. Felix wurde mit Lärm gerufen, käm aber nicht, sondern die Hagen entschuldigte ihn. Die Musikstücke wurden alle einzeln bemerkt und applaudiert, die Ouvertüre ging wieder prächtig, wie alle Musik. Die Hagen spielt Puck, und so unangenehm mir ihr Sprechen zuweilen ist, so fein und geistreich spielt sie manche Stellen. Das Huschen über das Theater und hier und dort und überall sein, hat keine los wie sie. Daß das Theater voll von Bekannten war, versteht sich von selbst; wir hatten nicht vier zusammenhängende Billetts bekommen können, und so war ich mit Sebastian allein im Parkett, ringsum Steffens, Tante Levy, Friedheims, oben auf dem Balkon zwei imposante Reihen Mendelssohns und Zubehör. Paul behauptet, als Mendelssohn gerufen worden wäre, hätte er sich mit der größten Freundlichkeit vorn auf dem Balkon ge-

zeigt, aber die Leute hätten gar nicht darauf geachtet. Nachher tranken wir bei Paul Tee und Champagner. Heut und morgen dirigiert es Felix noch, morgen werden wir wieder hingehen, Sonnabend reist er ab. Ist es nicht wieder ein merkwürdiges Glück (††† davor) dieses merkwürdigen Menschen, daß sein erstes Jugendwerk, welches seinen Ruf gegründet und verbreitet hat, nun von neuem verherrlicht und in dieser Form gewiß durch ganz Deutschland gehen wird? Gestern rekapitulierten wir, wie der Sommernachtstraum zu allen Zeiten durch unser Haus gegangen, wie wir in verschiedenen Altern alle verschiedenen Rollen gelesen, von Bohnenblüte bis zu Hermia und Helena, „und wie wir's nun zuletzt so herrlich weit gebracht." Wir sind aber auch wirklich mit dem Sommernachtstraum vollkommen verwachsen und namentlich Felix hat sich ganz denselben eigen gemacht; allen Charakteren ist er gefolgt, alle hat er gleichsam nachgeschaffen, die Shakespeare in seiner Unerschöpflichkeit hervorgebracht. Von dem prachtvollen, wahrhaft festlichen Hochzeitsmarsch bis zu der kläglichen Musik bei Thisbes Tode, die wunderschönen Elfengesänge, Tänze und Zwischenakte, alles, Menschen, Geister, wie Rüpel, hat er vollkommen auf gleicher Linie mit Shakespeare in seiner Kunst hingestellt. — Es wird aber Zeit sein, den Sommernachtstraum endlich zu verlassen, „wird nun sich also Brief hinwegbegeben tut." — Wand war auch wunderschön. Mondschein hatte in Potsdam einen leibhaftigen Hund bei sich, der fuhr aber auf den Löwen zu und biß ihn, so daß er gestern mit einem ausgestopften unter dem Arm erschien. Er ängstigt sich bei seiner Rede und weint zuletzt, und das macht eine wunderschöne Wirkung. „Und mit diesem Lied und Wendung sind wir wieder bei Hafisen." Du wirst Gott danken, daß der Bogen voll ist. Daß

Mutter das nicht erlebt hat! Das ist mein ewiger Gedanke. Ich sage nicht, daß Du es nicht hörst, denn Dich kann ich nicht bedauern für irgend etwas, das Du hier versäumst; und außerdem wird der Sommernachtstraum wohl hier eingebürgert sein, wenn Du zurückkommst. Nun wird es Zeit, daß ich anfange aufzuhören, Du weißt, das geht bei mir nicht so geschwind. — Ach! Du wirst gewiß so italienisch sprechen, wenn Du zurückkommst, daß ich mich künftig genieren werde Allegro ma non troppo zu sagen. — Das hat Dir auch noch gefehlt. —"

Felix an Rebecka.

Leipzig, 29. Oktober.

„— — Von morgens früh bis abends spät habe ich am Schreibtisch gesessen und Partitur geschrieben, daß mir der Kopf brannte, und so habe ich einige Sonnabende müssen vergehen lassen, ohne meinen Posttag pünktlich zu halten. Mein voriger Aufenthalt in Berlin war mir auch eine anstrengende Zeit, ich hatte elf große Proben und vier Aufführungen in vierzehn Tagen, bekam dabei zuletzt ein bißchen Heimweh und habe seit meiner Rückkehr vor acht Tagen nichts getan, als mich davon erholt; und nun kann der Mensch wieder korrespondieren. Hiermit meine ich diesen Brief nicht, der zählt unter dem mir verhaßten Titel Korrespondenz nicht mit, sondern die vorhergehenden und nachfolgenden. Zu erzählen weiß ich eigentlich nichts, als von Hoboen und Trompeten, und die nehmen sich in der Erzählung am wenigsten aus. Zwölf Nummern hat der Sommernachtstraum, und die Trauermusik bei Thisbes Tode ist ganz in der Art, wie meine Präludien, über die Du sonst so lachen konntest, vorgetragen von einer Klarinette, einem Fagott und einer Pauke, aber wie gesagt, es nimmt sich schlecht erzählt

aus. Ob ich es Dir in Rheinbayern nächsten Sommer werde vorspielen können? Ziemlich zugleich mit diesen Zeilen wird Eckert in Rom eintreffen, von dem laß Dir nur alles Mögliche über uns und auch über den Sommernachtstraum erzählen, er kann's gewiß besser als die Zeitungen. Ich versichere Dich, daß ich in jeder Probe und jeder Aufführung Deine Abwesenheit noch ganz extra ein paarmal regrettiert habe. Es wäre so recht was für Deinen Schnabel gewesen und Du würdest Dich von Herzen über das Gelungene mitgefreut und über das Verfehlte mitgeärgert haben. Lustig ist es aber, daß die Berliner sich so unglaublich wundern und entzücken über unser altes, liebes Lieblingsstück von William; gestern war es in Berlin seit den letzten zehn Tagen zum siebenten Male und morgens nirgend ein Platz mehr zu bekommen, wie mir Paul schreibt.

Neulich saßen plötzlich in unserer blauen Stube Gustav Magnus mit seiner Frau und seinem Bruder Eduard und Madame Türrschmiedt, und wie Du das kennst, wenn man sich in Berlin entweder gar nicht oder alle Jubeljahre einmal sieht, so begriffen wir alle nicht, wie wir es einen Tag lang ohne einander aushalten konnten; sie gaben hier von ihrem Dresdener Aufenthalt einen Tag zu und wir amüsierten uns sehr gut miteinander. Heut war Schubring aus Dessau da, der kommt zum Essen wieder, ich mache aber Feierabend und schreibe erst Dir und dann spiele ich Billard im Café. Gestern habe ich dem Markeur vier Partien abgenommen (er mir freilich fünf). Ich möchte gern wissen, ob dieser Brief das Postgeld nach Rom wert ist. Sage es mir doch umgehend, ich richte mich später danach ein. Der ganze Brief sollte überhaupt erhaben sein, er wandert nach Rom. Aber er ist doch immer aus Leipzig, und das Datum kann

nicht fehlen, und mein Name auch nicht, und ich esse jetzt täglich Lerchen mit Apfelmuß, spiele wie gesagt Billard im Café und schnappe die himmlische warme Sommerluft, die seit einigen Tagen die ganze Welt belebt, indem ich den ganzen Tag spazieren laufe. Freilich broccoli, passeggiata, café greco! — Cette délicieuse Rome, sagte Berlioz. Der schreibt jetzt Artikel über seine deutsche Reise im Journal des Débats, über die ist die musikalische Klatschwelt außer sich. Alles läßt er darin abdrucken; mich wundert nur, daß er Christel und Jette*) bis jetzt unerwähnt gelassen hat. Aber Cécile ist selig darüber, David brachte ihr das französische Journal neulich mit, und wie sie meinen französischen Brief mit all seinen französischen Fehlern darin abgedruckt fand, wußte sie sich nicht zu lassen vor Lachen. Die ist auch unberechenbar, wie Du immer von Vater behauptet hast. Aber sehr wohl und blühend und munter ist sie, gottlob! jetzt, und trägt wieder ihre Locken und alle Menschen freuen sich, wenn sie sie ansehen. Der Himmel erhalte sie und die vier Kinder gerade so; sie haben uns noch keinen trüben Augenblick gemacht. Das heißt, heute habe ich Paul geprügelt, aber es ging gar nicht anders. Er hatte Jette geprügelt und wollte sie durchaus nicht um Verzeihung bitten, trotz Céciles Vorstellungen; da mußte ich mich leider ins Mittel „schlagen". Aber wir haben keine rancune gegeneinander behalten und ich konnte es ihm nicht ersparen. Bist Du in Italien nicht auch der Meinung? Heut abend haben wir einige Leute, da hat Cécile von mir verlangt, ich sollte ihr etwas anderes angeben, was man zu Bouillon herumreichen lassen kann, als kleine Pasteten. Ich habe den ganzen Morgen drüber nachgedacht und nichts herausgebracht; sinne Du doch einmal in einem

*) Die Dienstboten bei Felix.

Orangenwäldchen darüber nach. Ich glaube, nun habe ich Dir nonsens genug hingeschrieben. Geht es Dir ganz gut? Ist Dirichlet italienisiert? Zeichnet Walter alles? Singt er? Was macht Ernst? Zuzulernen braucht Mine nichts in Italien, aber vergißt sie auch die braunen Saucen nicht? — Unsere Hanne hat ihren Schneider längst geheiratet und lebt glücklich und in Frieden mit ihm. Zuweilen kommt sie nachmittags zu uns und ißt sich wieder einmal recht satt. Wenn Du die beiden Weisen in der Schule von Athen ansiehst und wenn Dir Landsberg mit seinem Orden begegnet, so denk an mich. Du kannst Dir überhaupt dazu eine jede Gelegenheit vom Zaun brechen. Und Jakoby bestelle, sobald er die blaue Grotte differenziert, werde ich die Marmorfelsen von Carrara in Musik setzen; eher kann er mir es nicht zumuten. Es wird heute nichts Vernünftiges. Lebe wohl."

Aus einem Brief von Rebecka an Fanny.

Florenz, den 21. Oktober 1843.

„— — — Es bedurfte auch dieser guten Nachricht, um den Anfang Deines Briefes mit Sebastians Ellbogenausfallen zu kompensieren. Der arme Kerl! er muß auch alles durchmachen. Schafskopf, nimm Dich künftig besser in acht! wozu hast Du denn Deine Seiltänzerbeine und die berühmte Pulcinellnatur, wenn Du immerfort solche dumme Streiche machst? Aber es ist immer besser, durchs Reisig zu fallen, als durchs Examen, und somit gratuliere ich zur Versetzung, wenn ich auch überzeugt bin, daß eigentlich Deine Lehrer hätten versetzt werden müssen und Deine Mutter dazu.

Heut früh habe ich vom Vetturin die Caparra erhalten, um über Perugia und Foligno Mittwoch den 25. nach Rom abzufahren. Ich muß vieles ungesehen lassen, was ich mir für die letzten Tage verspart hatte.

Die Kirchen schenk' ich; eine habe ich gesehen, mit Fresken, wie Albrecht Dürer sagt, ehe die Italiener die Malerei erfunden hatten, und einer ungeheuren Madonna von Cimabue; das hat mich hier sehr interessiert zu sehen, wie die Kunst anfängt, aber nun habe ich an einer genug.

Das nächstemal schreibe ich an Albertine einen Brief mit lauter Mißgeburten, besonders ein Männchen in Pavia werde ich nie vergessen, das war nicht größer wie Ernst, hatte einen ungeheuren Kopf mit einem sehr vergnügten Kretingesicht und lief mit einer ganz kleinen Violine neben dem Wagen her und kratzte gottesjämmerlich. Und dann einen in Mailand, der ohne Beine auf einem Leder herumhüpfte, wie ein Frosch. Neulich Sonntag auf dem Wege nach Poggio Cajano hatten wir noch ein herzerhebendes Schauspiel; da saßen vor allen Häusern Frauen und Mädchen, den ganzen Weg entlang zu beiden Seiten und ließen sich kämmen, aber so recht con amore, für die ganze vergangene und zukünftige Woche mit. Freilich im letzten Ort, wo die Toilette beendet war, sahen sie gut genug aus und dort waren Trauben und Vino Santo, die schmecken mir noch heut.

Rebecka an Fanny.

Castiglione, ein Juxnest im Apennin.

Den Tag nach meinem letzten Brief muffelte sich das Wetter etwas heraus, da machten wir uns gleich nach dem Frühstück auf, in einige Kirchen, S. Lorenzo mit der Kapelle der Medicis von Buonaroti, wo ich mich schrecklich ärgern mußte über die Tanzmusik, mit der sie den lieben Gott regalierten, S. Marco, Baptisterio und zuletzt den Dom, um den wir lange Zeit ringsherum gingen und die Kuppel und den Glockenturm in der reinen blauen Luft gar nicht genug sehen

konnten, flanierten unter den Arkaden der Uffizien, am Lungarno herum, blieben auf allen Brücken stehen, bis Mittagszeit herangekommen war und gingen nach-mittag noch nach Boboli, usw. Wir sind entsetz-lich kunstverständig und müssen auch alles zur Kunst-geschichte Wichtige kennen lernen; jeder hat seinen Maler, den er wieder erkennt; Dirichlet hat sich Peru-gino angeschafft und ich glaube bloß des Namens wegen haben wir den Vetturin aus Perugia genommen, Jakoby reist auf Verkündigungen, womit er sehr ge-neckt wird, und ich laufe dem alten Fiesole nach; Bor-chardt findet alles schön, außer Cimabue, vor dem kriegen wir alle noch einen Schreck; wahrscheinlich wer-den wir nächstens auch für die ungeheuren großen Zehen der Dreieinigkeit schwärmen; hier ist das Land der Wunder und Bekehrungen, wir haben auf der Akademie schon angefangen, einzulenken. Mittwoch um halb fünf wollte ich eben aufstehen, da kam zu guter Letzt ein kleines Erdbeben, auch das erste, was ich erlebt; unser Bett bebte, das Licht ging beinahe aus, es ist eine ganz kuriose Empfindung. Trotz dem bösen Omen fuhren wir ab, bei Santa Croce und den schönen Hügeln von Florenz im glühendsten Morgen-rot vorbei und verließen es alle ungern. Es ist un-glaublich, wie man sich an Häuser und Bäume und Bilder und Umgebungen überhaupt gewöhnt; von Menschen haben wir doch niemand dort zurückgelassen, die Mathematik kommt in einigen Tagen nach. Und mit was man alles Freundschaft schließt! Die Keller-sche Reisekarte nach der Schweiz einzupacken, war mir ganz schmerzlich und nun wieder der ausgediente guida ein Abschied! —

Nach dieser Reflexion fahre ich fort, nämlich nach Incisa, im schönsten Wetter. Da futterten wir, ich wollte schon anfangen, Dir zu schreiben, aber „die

Lage von des olle Loch" ist so schön, daß wir lieber spazieren gingen, bis das pranzo fertig war. Pauls bitte ich einmal für allemal um Entschuldigung wegen aller italienischen Wörter und Redensarten, sie sind nicht affektiert; Ihr wißt ja selbst, wie leicht man sich Sprache und Ausdrücke der Umgebungen der letzten acht Tage angewöhnt; und Italienisch ist so schrecklich bequem, und dabei manchmal so skurill und so jüdisch. Poverino ist doch entschieden nebbich. A propos von Juden, in Incisa haben wir in derselben Stube uns die Hände gewaschen, wo Pius VII. auf der Durchreise nach Frankreich sich die Füße küssen ließ. Die ganze Tagereise war sehr schön, immer im Gebirge, sempre salita und auf der Höhe viele deutsche Eichen. Wir übernachteten in einem einsamen Hause oben im Gebirge, da ärgerte ich mich wieder einen Teelöffel voll, denn eine Post weiter liegt Arezzo mit einem Bischof, aber es war dem Vetturin zu dunkel. Indessen er ist ein Galantuomo, und das Wirtshaus war viel besser wie das in Treuenbriezen. Heut früh fuhren wir in Regen, Sturm und Gewitter fort. (Es wird angespannt, morgen mehr).

Perugia, den 27. Fehlte nur schön Wetter, und es wäre heut einer der allerinteressantesten Reisetage, leider aber regnet es unablässig und ist so kalt, daß der Berliner November noch was lernen könnte. Gestern nachmittag klärte es sich noch einmal auf und wir hatten am Trasimenischen See einige schöne Lichteffekte, die zur apenninischen Landschaft sehr notwendig sind. Wir blieben die Nacht in Passignano, hart am See, mir wurde ganz schweizerisch zumut bei dem Rauschen des Sees und den frischen Fischen. Es war ein schöner, lauer Abend, aus einer weißen Wolke wetterleuchtete es immer, der Himmel klar und voller Sterne und der Mond im ersten Viertel. Heut

um sieben fuhren wir aus, mit Ochsenvorspann, eine Strecke den See entlang, dann ins Gebirg; eine wilde romantische Gegend mit vielen Ruinen von Türmen und alten Schlössern; der Vetturin erklärte mir, zu Hannibals Zeiten hätten in den alten Türmen die Kanonen gestanden. Um Mittag kamen wir hier an, gingen im Regen herum und besahen Kirchen und Bilder, leider im Dunkeln. Im Cambio sind an der Decke des Saales die Planeten von Raphael, aber etwas geschmackvoller arrangiert als Eure in der Schlafstube, inmitten der zierlichsten Arabesken*). Über dem Saal ist eine kleine Kapelle, ganz von Peruginos Schülern gemalt, Holzschnitzereien nach Raphaels und Peruginos Zeichnungen und alles so klein und nett und geschmackvoll. Es ist ein Jammer, daß es immerfort regnet; Perugia ist so ein alter prächtiger Rauchfang, so recht, um in alle Winkel drin herum zu kriechen und liegt so ganz originell hoch auf einem Bergrücken, von wo aus die ganze Geographie zu übersehen ist. Dirichlet ruhte nicht, bis wir auf einen der höchsten Punkte kletterten und unter Regenschirmen die vista godeten, die wirklich bei hellem Wetter stupend sein muß. Eine ganz reizende Madonna von Raphael, auch so was zum Verlieben, ist hier in einem Privathause. Ich übergehe manche Kirchen und Schmöker, unter andern die Kathedrale, und komme um fünf Uhr sehr müde, naß und hungrig an, und wir lassen uns das Mittagbrot nicht wenig schmecken. Und auch dieses Pläsierausstehen ist mir ganz gut bekommen. Das Wirtshaus hier ist wieder ein alter Palast, unsere Zimmer ungefähr so, wie Walter Scott die der Gräfin Amy beschreibt; etwas sehr Hübsches, mir ganz Neues und Empfehlenswertes zum Nachahmen sind Fensterladen

*) Fanny hatte diese Stiche alle übereinander in einen Rahmen bringen lassen, womit sie unendlich geneckt wurde.

und Türen mit lauter kleinen Landschaften in Öl. Unser Schlafzimmer ist mit rot und weiß damastenem Atlas tapeziert, dito Betthimmel, dito Stühle, Mosaikmarmortische und Spiegel mit ungeheuern Bronzerahmen usw. usw. und gar kein aber dabei, alles ist frisch und wohlerhalten, der Salon al fresco, sie sagen von Caracci, jedenfalls schön; die Kinder und Mine schlafen in rotem Damast. Für diese Herrlichkeiten wollten sie zwanzig Paul, ich bot zehn, wir vereinigten uns auf zwölf. Si parla, si fa conoscenza. Und da wären wir zum Schlafengehen. Ach! es pladdert immer, ich fürchte mich sehr, wir müssen morgen Assisi dran geben, Mine hat mir heut verraten, daß sie in Florenz mit Ernst mehrere Male statt spazieren zu gehn, auf den Uffizien war, das hätt' ich eigentlich jemand anders mehr gegönnt.

Terni, den 29.

Hier erwartest Du einen großen Wasserfall, der kommt aber erst morgen früh. Das Terni hab' ich gar nicht so bestellt, ich dachte, es wäre auch so ein verfallenes Nest, wie die meisten auf diesem Wege, aber nein! Ein heiteres, freundliches Städtchen, wunderschön gelegen in einem weiten, fruchtbaren, bebauten Tale von der romantischsten Bergkette eingeschlossen; wir haben eben dem Cameriere versprochen, im Frühjahr auf Grasung wieder zu kommen. Wo haben wir das nicht schon versprochen! Gestern kam ich nicht zum Schreiben, wir haben nämlich Assisi nicht laufen lassen, sondern haben uns selbst müde drin gelaufen, eine wundervolle alte Kirche gesehn, über und über bemalt mit den wunderlichsten Dingen. Das ganze Assisi liegt, furchtbar katholisch, auf einem Felsen, alle Häuser und Tore bemalt, in einer allerliebsten Kapelle saß eine Schusterbude. Goethe hat mir die

Mühe des Beschreibens abgenommen, über den Minerventempel soll er viel gesprochen haben, es ist mir nicht gegenwärtig. Mich hat am meisten dran der Vorplatz mit den zu beiden Seiten herunterführenden Treppen aus Antigone gerührt, obgleich sie nicht antichissime, sondern erneuert sind. An einer ehemaligen Schule stehen auch noch sechs reizende antike Säulchen, früher Tempel. Von dort aus weht römische Luft, überall Reste von Amphitheatern, Bogen, Wasserleitungen, Kirchen über ehemaligen Tempeln, an den Bauernhäusern Fragmente zertrümmerter Herrlichkeiten; ich finde es höchst erstaunlich, daß wir nun so nahe an Rom sind und Mittwoch bei Papstens essen werden. Historisch habe ich nicht viel zu berichten, wir fuhren gestern nach Sonnenaufgang von Perugia fort, bedauerten sehr, nicht länger dort gewesen zu sein, kamen zuerst nach Maria degli Angeli. Ernstchen sagt, das ist eine neumodische Kirche, wollen wir da auch hinein? und hatte recht; ein wundertätiges Bild des „Overbekke" war nicht der Mühe wert. Von da im herrlichsten frischen Herbstwetter mit Ochsen di rinforzo den Schneckenweg um den Berg herum nach Assisi hinauf, unter immerwährendem Glockengeläut in allen Tönen. Ich käme gar nicht aus der Rührung heraus, müßte ich nicht dazwischen mich halbtot lachen, wenn einer mit der Büchse für die Seelen im Fegefeuer bettelt, oder wenn die Bettler sich mit ihren Mänteln, aus tausend Lumpen zusammengeflickt, drapieren, als wäre es ein Purpurgewand. All das italienische Zeug ist so hundertmal abgebildet und verfehlt doch im Komischen und Ernsthaften nie seine Wirkung. Wir gingen dort in S. Francesco, zwei große Kirchen übereinander, von denen besonders die untere höchst geheimnisvoll und merkwürdig, uralt, düster. Da hörten wir die Messe; anfangs imponierte

mir der Schall in dem ungeheuren Gewölbe sehr, nachher ärgerte ich mich über das eintönige Geplärr; dann in eine kleine Kapelle Sta. Catherina, auch ganz gemalt, über der Tür zwei reizende Englein. Der Dom ist vor Erfindung der Baukunst gebaut. Die anderen Kirchen ließen wir übrig und gingen auf die Festung, um, wie Jakoby sagt, die Geographie zu sehen, über schlechte steinige Wege, durch tiefen Schmutz, den gibt's denn in Assisi was das Herz begehrt, Papstens sollen nicht gedacht werden. Unser Vetturin sagt es auch, überhaupt sie sprechen sehr offen über ihre Regierung. Von Bologna wissen sie gar nichts, außer daß Soldaten über Soldaten hingeschickt werden, in Foligno liegen noch Truppen bereit. Fuori werden Sie es wohl wissen, sagt der Cameriere. Dirichlet nimmt bei jedem Cameriere italienische Stunde, Walter macht recht gute Fortschritte durch die Lektionen der verschiedenen Kutscher, mit denen er auf dem Bock sitzt. Walter habe ich in Assisi höchst glücklich gemacht, indem ich ihm eine Madonna auf Goldgrund auf Holz gemalt für fünf Paul kaufte. Hätt' ich nicht das Bilderkaufen verschworen, aus Furcht, mich lächerlich zu machen, so hätt' ich mir da eine ganze Galerie für ein paar Skudi gekauft. Von allen Taten war ich so müde, daß ich gestern abend in Foligno und heut mittag in Spoleto alle Aquädukte und Ruinen habe einen guten Mann sein lassen, und auf dem Sofa gelegen habe — in Foligno war nur keins — während Dirichlet und Walter ausgingen. Heut früh habe ich mich unter der Zeit an einer Nichtantike erfreut, an einer wunderschönen, zwölfjährigen Römerin im Wirtshaus in Spoleto. Auch heut abend waren sie wunderhübsch auf der Promenade von Terni. Ich muß Dich da aber erst hinbringen, durch ein enges Felsental mit Eichenwald,

überall Fußwege in die verschiedenen Seitentäler, unten leider ein ausgetrocknetes Flußbett; ich werde immer durstig davon; die Bäume scheinen es nicht so zu empfinden, alles ist frisch und grün, nur so viel herbstlich gefärbt, um noch schöner zu sein. Morgen früh nach dem Wasserfall. Seit undenklichen Zeiten hat ein undenklicher Papst dem hiesigen Postmeister das Privilegium geschenkt, die Fremden dahin zu fahren; natürlich läßt der sich seine Kareten nicht wenig bezahlen.

Sette vene,
ein einzelnes Haus in der Campagna,
den 31. Oktober.

Du siehst, wir haben mehr Geduld, als Ihr, hier sitzen wir vor der Türe Roms, und es ist erst 6 Uhr, eine halbe Stunde nach Ave Maria. Pauls Geburtstag haben wir sehr brillant gefeiert, morgens bei der Kaskade von Terni, abends unter dem noch stehenden Bogen der Römerbrücke über die Nera bei Narni. Seit fünf Tagen ist das Wetter so warm, daß selbst die Einwohner erstaunt sind. Noch ein paar Tage so in Rom, und Vollmond dazu, und Gesundheit, das kann brillant werden. Ich glaube, über das gefürchtete ce n'est que cela sind wir hinweg; diese Straße führt uns so pian piano ins älteste Altertum, und wir sind auf jeden alten Stein erpicht. Die Spazierfahrt nach dem Wasserfall war sehr gelungen, nur wird einem da die Freude durch Scharen von Bettlern verdorben, wie ich sie in ganz Italien noch nicht getroffen; und wir haben doch schon ein gut Ende Kirchenstaat durchmessen. Was dabei hilft, ist, daß man nicht so viel Mitleid mit ihnen zu haben braucht, als bei uns, wo ein abgewiesener Bettler uns den ganzen Tag verdirbt. Sie frieren nicht und brauchten nicht zu hungern,

wenn sie nur halbwegs die Hände aufhöben; die Erde wünscht nur bearbeitet zu werden, um mehr als alle Einwohner zu ernähren. Es ist ein Jammer, anzusehn, wenn man einmal von den Ruinen wegsieht, welche Strecken des schönsten Landes hier wüst liegen, und wie viel kräftige, arbeitsfähige Menschen noch wüster darauf herumliegen und von den Trümmern ihrer Vorfahren leben. Heut in Civita Castellana haben wir die Nachkommen der alten römischen Soldaten in Pantoffeln herumlaufen sehen, wir machten unsern Mittagsspaziergang nach der Festung, der Kommandant war sehr artig, pflückte mir Blumen aus seinem Garten und zeigte uns ganz freundlich den Turm, in welchem über hundert politische Gefangene, viele lebenslänglich, sitzen. Mir wurde ganz übel. Indessen ich kann's nicht ändern, und wir müssen uns daran halten, was die Alten getan und was der liebe Gott noch täglich für dies Wunderland tut. Unser gestriger Cicerone sagte uns: Curio Dentato, papa antico, habe den Wasserfall geleitet. Das ist übrigens auch nicht wenig pikant, daß dieser Wasserfall, einer der allerschönsten, von Menschenhänden fabriziert ist. Jetzt will ich noch ein bißchen campagna im Mondschein goderen. Also morgen Roma! —

Rom, den 2. November.

Also auch wir! — Was Pferde und Wagen nicht alles möglich machen. Ich hab's bis zuletzt nicht recht geglaubt, daß wir nach Rom kommen würden, bis Dirichlet gestern um halb zwölf etwa den Vetturin fragte, was für ein Tor da vor uns läge, und der antwortete: non è porta, è ponte Molle. Da wurde uns doch etwas sonderbar. Auch schon vorher, als ich die Engelsburg schon in der Ferne erkannte, als die Stadt mit den vielen Kuppeln vor uns lag und wir gelehrt

stritten, welche, der Lage nach, St. Peter sein müßte, und dann zuletzt der wahre St. Peter hinterm Berge vorkam und den Streit entschied. Den ersten mittags am Tage Allerheiligen zogen wir ein, passierten am Tore die Revue über die geputzte Welt, die aus Santa Maria del Popolo herauskam, drei Paul vertraten die Stelle des Lascia passare, den wir uns in Florenz nicht hatten geben lassen, und so fuhren wir nach dem französischen Hotel Santa Maria sopra Minerva, wo wir sehr schön logiert sind, etwas Schmutz mit einbegriffen, Cornelius wohnt auch hier, neben uns an. Die erste Stunde in der Weltstadt verging wie immer bei der Ankunft, wir wuschen uns, zogen uns rein an, was uns sehr not tat, frühstückten, was uns auch sehr not tat, dann ruhte ich auf meinen Lorbeern (hätt's wörtlich tun können, da ich einen Strauß Lorbeern von Terni bei mir hatte), und Dirichlet und Walter gingen zu Kaselowsky, kamen bald mit ihm und Horkel wieder, und wir gingen alle nach Wohnungen, en passant ins Pantheon, holten uns ein bißchen Ablaß, auf den Monte Pincio, an Casa Bartholdy vorbei, bis nach der französischen Akademie, sahen durch die immergrünen Eichen durch, nahmen uns auf dem spanischen Platz einen Fiaker und fuhren nach Haus essen. Abends kamen Moser, Kaselowsky, Horkel und der alte Geheimrat Link zu uns, und der erste Tag in Rom verging sehr angenehm. Um neun ging Dirichlet noch mit Horkel im Mondschein durchs alte Rom und kam ganz begeistert zurück; ich ging nicht, sondern fiel ins Bett und in den Schlaf. Heut früh zogen wir wieder mit Kaselowsky nach Wohnungen herum, sehr gern hätten wir den dritten Stock der Casa Bartholdy genommen, wollten bis sechszig scudi monatlich geben, damit Ihr nicht glaubt, unser Geiz verhindere uns, aber da ist wieder das alte Unglück wie bei den meisten

Wohnungen, sie wollen nur auf sechs Monate vermieten und so lange wollen wir uns doch nicht binden, sonst geht Venedig verloren. Aber eine Aussicht ist da oben! — Ehe wir nicht wohnen, kann ich keine alten Steine oder Menschen, Zwerge oder Riesen sehn.

Den 4. Gott sei gelobt und gedankt und getrommelt und gepfiffen, wir haben gemietet, Via Capo le case, 45, drei Treppen. Aber sehr sonnig, gute Luft, Balkonfenster am Salotto und ein sicheres, für hier recht behagliches Haus. Sei wohl und froh mit allen Deinen, vorläufig in diesem Jahr, hoffentlich braucht im nächsten mein Glückwunsch nicht so weit zu reisen. Ich habe noch immer mezzogiorno im Kopf, was bei den römischen Vermietern einen sehr ausgedehnten Begriff hat, unsere Wohnung ist aber wirklich mezzogiorno."

Fanny an Rebecka.

Berlin, 31. Oktober 43.

„Also willkommen in Rom, auf der Post an der Piazza Colonna, wo Du diesen Brief wahrscheinlich in Empfang nehmen wirst. Da ich sehe, daß Dein Gedächtnis, welches über Gute und Böse scheint, auch unsere Reise sehr treulich bewahrt hat, so wird es Dir jetzt nicht an Gelegenheit fehlen, unserer zu gedenken. Laß Dir Rom wohl bekommen, daß es Dir gefallen wird, darüber habe ich nur geringe Zweifel; vor allen Dingen, grüß das Albaner Gebirge mit den weißen Häuserchen dran, die wie Kinderspielzeug aussehn, und dem gelben Streifen, der Walter interessieren wird, weil Hannibal gesagt wird, da gestanden zu haben, und freue Dich sehr, wenn Du es unvermutet zu sehn bekommst, ach! und alles andere Schöne und Ernsthafte und Unvergeßliche sei Dir herzlich gegönnt. — —

Unsere öffentlichen Zustände schwanken noch immer hin und her. Jetzt schließt sich Hannover vorderhand

partiell dem Zollverein an, was man für sehr wichtig hält. Inmitten aller Hindernisse geht doch der Geist der Nation unaufhaltsam vorwärts, das ist nicht zu verkennen. Ach! was geht Euch der Zollverein und der Geist der Nation an; Ihr geht auf dem Pincio spazieren und zählt jedes Fenster im Vatikan und laßt den lieben Gott einen guten Mann sein. Ist nicht die südliche insouciance erstaunlich ansteckend? Christus hat wohl gewußt, wo er den Leuten sagte, sie sollten so wenig sorgen wie die Lilien auf dem Felde und die jungen Raben; hier soll man das hübsch bleiben lassen, ohne zu verhungern. Wenn aber der Berliner Prediger das seiner Gemeinde tale quale ebenso befiehlt, so weiß man nicht, ob man diese Albernheit lächerlich oder ärgerlich finden soll. Ich habe nämlich, um für Sebastian zu wählen, einige Prediger gehört; da ich aber jeden gehörten auch sogleich unbedingt verwarf, so kam ich am Ende zu dem Schluß, wenn ich sie alle hörte, würde ich ihn zu keinem schicken; und da es mein Mann mir ganz überließ, so habe ich am Ende zu dem gegriffen, der im Gymnasium unterrichtet, der Prediger Eyssenhart, ein einfacher, freundlich ernsthafter Mann, ohne alle Salbung, der mir ganz gut gefällt. Bei dem hat nun Sebastian zwei Stunden schon genommen. Time is, time was. — Und nach anderthalb Jahren habe ich auch vorgestern zum ersten Male wieder eine musikalische Morgensoiree gehabt, mit Felixens neuer Cellosonate, in der Gans einen großen Bock zu schießen nicht unterließ, meinem Stück aus Faust, Felixens Altsolo mit Chor usw. Es hat mir eine große Überwindung gekostet, dies Hallo wieder anzufangen und zwar nur für ein paarmal, denn vor dem Dezember will ich wieder schließen, aber Hensel wünschte es. — O Dirichlet! wie vermisse ich Borchardts Tenor! Von dieser Hungersnot hat man keinen Begriff; die schönsten Brumm-

bässe muß ich ungesungen lassen, von wegen Gleichgewicht. Drei kleine Piepvögelchen sind alles, was ich aufbringen kann „für einen Pfennig Brot zu dieser unbilligen Menge Sekt!“ — Ad vocem Shakespeare, von den Urteilen, die man über den Sommernachtstraum hört, wünscht' ich Dir auch von Zeit zu Zeit ein Pröbchen zu genießen. Wir haben uns noch gestern bei Steffens im Chor darüber verwundert, so viel Ausgaben von so viel Übersetzungen werden alle Jahre gedruckt und verkauft, — und wieviel Leute das Stück nicht kennen, das glaubst Du gar nicht. Dabei wird es in einem fort gegeben und ist nie ein Platz zu haben. Magnus hörte neulich in einer Restauration lebhaft darüber streiten von einem Tisch voll eleganter junger Herren, ob Shakespeare oder Tieck der Verfasser wäre. Ich glaube, einer hat behauptet, Shakespeare hätte es ins Englische übersetzt. Feine Leute sind übrigens sehr empört über die gemeinen Handwerkspossen und den Eselskopf, und selbst die Autorität des Königs, der doch diesen Unsinn mit seinem Hermelinmantel deckt, kann sie nicht hindern, ihren Unwillen laut zu äußern. Das war auch das erste, was Felix darüber hörte, als er nach der Vorstellung im neuen Palais beim König soupierte; ein gesternter, aber nicht gestirnter Herr sagte ihm: „Wie schade, daß Sie Ihre wunderschöne Musik an ein so dummes Stück verschwendet haben.“ Heut ist mein Mann nach Potsdam eingeladen, wo er sein Bild des Prinzen von Wales vorstellen wird; er hat zum Glück sehr schönes Wetter zu dieser umständlichen Partie Ehre.

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 15. November 43.

Unser Haus ist jetzt ziemlich gefüllt, Pourtales ist mit seinem fürstlichen Haushalt eingezogen, neunzehn Per-

sonen: wie würde sich Mutter über den Meldezettel amüsiert haben; er war wirklich zum Studieren. Die Pflegetochter heißt Aminka, Züllich von Zühlborn. Einer der Hausgenossen hat neulich ein sehr schönes Quiproquo veranlaßt. Zu Hensel kommt Heinrich und sagt, es stände ein Herr draußen, der nicht Deutsch sprechen könnte und den Herrn zu sehn verlangte; herein tritt ein eleganter junger Mann und sagt: „Monsieur, j'ai été chez M. le prévôt de l'église, et il m'a dit que vous voudriez bien me confesser“. — Über dem Atelier wohnt nämlich der Hauspater (nicht Kater) der Gräfin. Ist das nicht das wahre friar Tuck? Wir haben ihn sehr gescholten, daß er nicht dem jungen Herrn die Beichte abgenommen und, durch kein Gelübde gebunden, uns seine Geheimnisse mitgeteilt hat; und gestern abend brachte er einen Toast im Geiste seiner neuen Würde aus.

Schreibe doch, ob in Eurem Hause Capo le case der holländische Maler T. wohnt oder gewohnt hat; er ist daran kenntlich, daß er die Langeweile erfunden und ein Patent auf Lebenszeit darauf genommen hat; wenn es nämlich das Haus ist, wie ich fast vermute, so kennen wir es und das wäre doch sehr zweckmäßig. Überhaupt schreibe alles, jeden Floh, der Dich anspringt, Lord und Pöbel, zwei und mehrbeinig; ich kann Dir nicht oft genug wiederholen, wie uns alles interessiert. Vergiß nicht das Bosco in der französischen Akademie zu besuchen, den Garten eine Treppe hoch, überhaupt, laß Dir von Kaselowsky alle Schwärmereien zeigen und schwärme zweite Stimme, man wird auch dessen in Rom fähig, wenn einem auch ein ganzer Mephistopheles im Nacken sitzt. Meine zweite Morgensoiree ist so schlecht gegangen, daß, wenn die dritte und letzte vor Weihnachten die Scharte nicht auswetzt, ich mich sehr besinnen werde, ob ich jemals

wieder anfange. — Kocht Mine? — Wirtschaft führen in Rom habe ich erfunden. —"

Rebecka an Fanny.

Rom, den 10. November.

„— — Die ersten Tage dieser Woche sind natürlich mit häuslichen Einrichtungen vergangen, mit Lektionen vom Koch, Milchmann, Bäcker usw. In Florenz hatte unsere Wirtin für alles gesorgt. Einige wunderschöne Mondscheinspaziergänge haben wir aber schon gemacht, nach dem Kolosseum und zurück übers Kapitol, und einen andern nach Monte Cavallo, ich denke, das schlägt genug ein, und begreife das ce n'est que cela nicht — allenfalls bei St. Peter, dessen ungeheure Größe man wirklich erst in Zahlen erfahren und zu Fuß durchmessen muß, um gehörig zu erstaunen. O Fanny, hier erwacht wieder der ganze Nicolai in mir und muß erst durch sehr viel Entzücken in den Schlaf gewiegt werden. Vorgestern war ich bei Veits*) und hatte leinene Stiefel an, die kamen gut zurück aus der schönen Gasse. In Berlin wäre mir's zwar schwerlich eingefallen, weiße Schuhe am 8. November anzuziehen. Rom war auch früher besser als jetzt; unfehlbar ist der Durchgang bei Veits ein Rückschritt gegen die Cloaca maxima, die ich noch nicht gesehen habe. Aber ohne Spaß, muß einem nicht das jetzige Rom neben dem alten das Herz empören? Sage ja! Was werde ich gut königlich preußisch gesinnt sein, wenn ich lange bei Papstens bleibe! Ein Verdienst hat unser König unstreitig, das, Felix auf die Bühne gebracht zu haben. — Dirichlet liest den ganzen Tag Boccaccio, ich, wenn ich zum Lesen komme, Goethe. Vor Dirichlets Italienisch hast Du viel mehr Grund, Dich zu fürchten, als

*) Philipp Veit, der Sohn von Dorothea Mendelssohn aus erster Ehe.

vor meinem; er treibt es mit derselben Hartnäckigkeit, wie alles, was er grade vorhat. Jakoby sagt, er zwingt die Lehrer mit der Hetzpeitsche, ihn was zu lehren, und jeder Vorübergehende ist ihm ein Lehrer.

Lebewohl, liebe Fanny, grüße Mann, Kind, Geschwister, das ganze Haus, die Hühner und Caro, grüße alle Mendelssohns in der Jägerstraße, wenn sie auch Oppenheim oder Warschauer heißen und in der Behrenstraße wohnen."

Fanny an Rebecka.

Berlin, 24. November 1843.

Erfreue doch Dirichlet und Jacoby durch die Nachricht, warum die Studenten an Böckhs heutigem Geburtstage ihm kein Ständchen gebracht haben; sie hatten diesmal einen Fackelzug damit verbinden, es überhaupt besonders feierlich einrichten wollen, auch bereits die hohe polizeiliche Erlaubnis eingeholt; da ließ sich der Polizeipräsident die Liste der Teilnehmer vorlegen und strich zehn Studenten aus, worauf die übrigen natürlich zurücktraten und ihn nun diesen Abend nur durch eine Deputation begrüßen und ihm den Hergang vortragen lassen werden.

Den Durchgang bei Veits haben wir auch kennen gelernt! Habt Ihr denn gleich hinaufgefunden? Ich bin kurz vor der Tür umgekehrt, mit der Überzeugung, höher könne kein Mensch wohnen und wir würden mit dem nächsten Schritt aufs Dach geraten. Ich weiß noch prächtig in Rom Bescheid, besser als in Berlin. Warum amüsiert es einen nur, in einem Brief aus Rom zu lesen ein papetto, via del Babuino, die bloßen Namen?

Neulich auf einer großen Geheimrats- und Professoren-Soiree bei Pertz war auch der neue konservative Professor Huber, der mit vielem Unglück debütiert

hat, denn schon bei seiner dritten Vorlesung war kein Mensch und die Universität hat in drei verschiedenen Eingaben gegen seine Berufung protestiert. Siehe Böckh. Habe ich Dir denn schon erzählt, was für eine lächerliche Zeitung wir Böckh zu Gefallen lesen, der ein unwiderstehliches Gelüste darnach hatte? Die Barmer und den Wuppertaler Lesekreis (Krähwinkel), der dazu gehört. Schon zwanzig Menschen haben mich gefragt, wo Barmen liegt? worüber ich allerdings ebenso verwundert bin, wie über das Inkognito, worin der Sommernachtstraum bis jetzt gereist ist.

Rebecka an Fanny.

Den 15. Dezember 43.

„Als ich Deinen Brief bekam, kehrten wir eben zurück aus einigen Ateliers, ungelesen steckte ich ihn in die Tasche, wir packten die Kinder auf, setzten uns in einen Fiaker, fuhren nach dem Lateran, vergaßen nicht den wunderschönen Kreuzgang und gingen von da nach der berühmten Villa Wolchonsky, Henselschen Angedenkens, über die ich ganz Deiner Meinung bin und gehörig zweite Stimme schwärmte. Dort auf klassischem Boden, wo die Büste des Alexanders steht, setzte ich mich auf das Postament mit Dirichlet, Kaselowsky und die Kinder, die wie Kletten an ihm hängen, auf die kleine antike Bank daneben, und trug die vortragbaren Stellen aus Deinem Brief vor. Wie abgeschmackt und dumm sind die Polizei-Schikanen! Ach Gott! Wer denkt hier an Freiheit! Ungeniertheit vertritt die Stelle! Wie weit die geht und worin die alles besteht, brauche ich wohl nicht auseinanderzusetzen. Was braucht man auch weiter für Freiheit, wenn man die hat, unter blauem Himmel spazieren zu gehen und sich von der warmen Sonne bescheinen zu lassen. — Ich hoffe, Du nimmst dies nicht für bare Münze. —

Übrigens bitte ich Hensel, nicht böse zu sein, daß wir Kaselowsky viel Zeit nehmen; ich glaube, es kann ihm jetzt nur dienlich sein, in dem schönen Wetter sich in der Luft herumzutreiben, und ein Spaziergang in der Umgegend, oder ein Besuch mehr beim Violinspieler oder bei den Tizianinnen kann auch einem Künstler nie schaden. — Unser Haus ist jetzt echt römisch montiert; drei Abbates, die uns besuchen; der padrone des Hauses hat großen Respekt vor uns. Einen permesso zur Villa Ludovisi haben wir durch den jüngern Bruder der Villa, den Principe Buoncompagni, der sich mit Mathematik beschäftigt, erhalten; das arme jüngste Söhnchen hat nur 70 000 Skudi Revenuen, kam aber gestern mit einem Pack Bücher in ein Schnupftuch gewickelt, zu Fuß an. Die ganze Familie ist wegen Geiz berüchtigt. — Landsbergs Soireen haben angefangen; Ouvertüre aus der Zauberflöte, von vier Damen, darunter Mme. Vanutelli; Sonate für zwei Pianos von Franck und Mme. Nerenz, Salve Regina von Pergolese, von Signora Sciabatta, die eine prächtige Altstimme hat. Ihr Bruder, den ich Dich öfter habe nennen hören, entzückt jetzt Petersburg durch seine Schönheit und Stimme. Das Beste war, nachdem die meisten fortgegangen waren, die C-Moll-Sonate von Beethoven, von Franck und Eckert; das hatte doch einen andern Zug, als vierundzwanzig Dilettanten."

Fanny an Rebecka.

Berlin, 5. Dezember 1843.

„Daß Jakoby angekommen, sagt die heutige Zeitung; Privatnachrichten fügen Steiner hinzu, ich bin also um Deine Fortschritte in der Mathematik nicht bange. Du wirst ebenso gerne wissen wollen, wie es bei uns hier zugeht; und da ist denn in dieser Woche so viel zu- oder vorgegangen, daß ich es nächstens ver-

gessen habe, wenn ich es nicht heut aufschreibe. Dreimal waren wir bei Paul mit Musik und Gesellschaft; Mittwoch war das erste Abonnementskonzert unter Felixens Direktion*) mit der A-Dur-Symphonie, sehr schön, es ist zum Ersticken voll und man riskiert mit jedem Schritt einen Bekannten totzutreten; die ganze Anstalt ist sehr amüsant. Donnerstag abend war großes Ständchen, Wieprecht mit seinem Männergesangverein und einem Militärchor; da sehr schlechtes Wetter war, hatte ich den Gartensaal erleuchten lassen, das Ganze nahm sich sehr gut aus und Felix hätte auch bis zum letzten Augenblick nichts erfahren, wenn der Hasenfuß Woringen den Mund hätte halten können; der hatte es ihm aber schon am Vormittag gesteckt. Gestern letzte Sonntagsmusik in diesem Jahr, die sehr gut ausfiel, die Decker sang zum erstenmal wieder und sehr schön, ich spielte das Es-Dur-Trio von Beethoven und mit Felix die Polonaise von Beethoven und die Zwischenakte zum Sommernachtstraum zum großen Jubel der Leute. Felix ist sehr guter Laune bis jetzt und sehr liebenswürdig; außer allem, was ich von Musik namhaft gemacht habe, hat er natürlich noch eine Masse von Konzerten, Proben, Theater und alles Mögliche geschluckt, morgen ist nun der Sommernachtstraum, Mittwoch das zweite Konzert und so leben wir, so leben wir alle Tage. Für Woringens ist es mir sehr lieb, daß sie es gerade so treffen, auch schwimmt Ferdinand in Wonne und will gar nicht wieder nach Liegnitz zurück. — Gestern waren wir alle zusammen auf einem kleinen Diner bei Webern**), wo einige Flaschen Champagner, ein sehr ungeschickter Bedienter

*) Mendelssohn war mit seiner Familie am 11. November in Berlin eingetroffen.

**) Der bekannte Veteran aus dem Freiheitskriege General von Webern.

(der mir einen wahren Respekt vor Heinrich eingeflößt hat) und die tolle Ausgelassenheit der Männer uns nicht aus dem Lachen kommen ließen."

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 11. Dezember 43*).

„Vor Ablauf des heutigen Tages will ich mich doch mit Dir unterhalten, wie Du gewiß auch heut mit Deinen Gedanken wirst hier gewesen sein. Sehr erheitert und erfreut hat mich Dein lieber Brief, den ich heut früh erhielt. Dieses ganze Jahr würde Mutter nur Freude gebracht haben, wenn sie es erlebt hätte, wie namentlich jetzt Felixens Umzug. Nun es gerade jährig ist, haben wir uns neulich bei ihm im Saal versammelt, der freilich so verändert ist, daß man ihn kaum wieder erkennt. Felix ist unbeschreiblich liebenswürdig, sehr guter Laune und so prächtig, wie Du weißt, daß er in seinen besten Tagen sein kann; ich bewundere ihn noch jeden Tag, denn ein so ruhiges Zusammenleben ist mir noch wieder neu, und sein Geist ist so vielseitig und in jeder Art so einzig und interessant, daß man es nun und nimmermehr gewohnt wird und immer von neuem darüber erstaunt. Auch glaube ich, daß er mit den Jahren immer liebenswürdiger werden wird, so wie A. gestern mir das Kompliment machte, ich sei erst im Alter liebenswürdig geworden. Rechne ich nun dazu, daß ich neulich in einer Gesellschaft von einer Fremden für die Ministerin Savigny bin angesprochen worden, so fange ich an, unser Alter, o Dirichlet! sehr respektabel zu finden.

Den 12. Ich komme heut schon vom Kirchhof, wo ich unsere Gräber besucht und in bester Ordnung gefunden habe. Alle Bäume wachsen und gedeihen, der

*) Am 12. Dezember des Vorjahres starb die Mutter.

Tag ist wunderschön, wie voriges Jahr um diese Zeit, eine milde, frische, kräftige Luft, sehr gelinder Frost, alle Bäume bereift, der Gang war ordentlich erquickend."

Felix an Rebecka.

Berlin, 23. Dezember 1843.

„Heut ist der Vorabend zum Weihnachtsfest, den will ich dazu benutzen, mit Dir zu plaudern, mein Schwesterlein. Eingekauft ist; angeordnet auch; die paar Bildchen, welche noch in der Eile fertig werden sollen, können bei Licht nicht weiter gebracht werden, also ist Plauderzeit. Wär's doch wirkliche! Die Bescherung wird bei uns sein; die Krone in der blauen Stube wird eben mit Lichtern besteckt, da soll morgen der Christbaum stehn. Das Doppelfenster ist jetzt am mittleren, dafür schenke ich morgen Cécile sechzehn Blumenstöcke, große und kleine, außerdem ein schwarzes Atlaskleid, einen Hut, einige Kleinigkeiten und eine von meinen wohlbekannten, allzugrünen Landschaften, auf solchem gepreßten Kartonpapier; für Paul eine Landschaft vom Kunsthändler Sachse, die er sich besonders gewünscht hatte, für Fanny eine Tischdecke zur blauen Stube, für Hensel einen ungeheuern Schinken mit Rotwein, für Sebastian eine Arbeitslampe, Möbelchen für die Kinder (sie hatten sich Möbel gewünscht) usw. Na, wie sich dies Verzeichnis in der Nähe von Ara Coeli ausnehmen mag, darauf bin ich auch neugierig. Am ersten Weihnachtsfeiertag habe ich früh zum erstenmal Kirchenmusik mit Orchester, im Dom einen neuen Psalm von mir, dann „uns ist zum Heil" aus dem Messias, dann noch ein paar neue Kleinigkeiten von mir und einige Choräle mit Posaunen. Am Neujahrstag ist dieselbe Couleur in Grün, d. h. ein anderer neuer Psalm von mir, das Halleluja aus dem Messias und einige Choräle mit Posaunen.

Ich sage Dir ganz unter uns, daß ich bis jetzt wenig Vortreffliches von der Sache erwarte, sag's aber nicht weiter. Wir leben sehr ruhig und still, mein horreur gegen vornehmen Umgang hat sich womöglich noch vermehrt, seit wir hier wohnen, und es ist ganz lustig, den absonderlichen Sprüngen zuzusehn, die ich mache, um den Netzen des englischen Gesandten zu entgehn. Zu einem Diner hat er mich doch gefischt, aber zu keinem zweiten, das schwöre ich. Nun, und außer Exzellenzen und einigen Baronen, weißt Du ja selbst, wie wenig Leute ich kenne, die einen einladen und auch wieder besuchen mögen, und so bleiben wir zu Hause und in der Familie, und das ist das beste. Von den Konzerten der Kapelle, deren drei schon vorüber sind, behauptet Rellstab, sie seien beinahe so gut, als die des Pariser Conservatoire-Orchesters; ich versichere Dir aber das Gegenteil; wenn sie nicht noch viel besser werden, so taugen sie sehr wenig. Jetzt stehe ich mit der Londoner philharmonischen Gesellschaft in Korrespondenz, die mich als permanenten Konduktor engagieren wollte (schönes Deutsch) für nächste Saison; ich habe die größte Lust, es anzunehmen, weil die Sache so verzweifelt (künstlerisch) vornehm aussieht, aber ich weiß noch nicht, ob es möglich ist, namentlich wegen Cécile und der Kinder, die nicht gut drei Monat in England zubringen können, von denen ich aber noch weniger gut drei Monat getrennt sein will. Das mußt Du aber auch ganz unter uns lassen, es ist noch ein großes Geheimnis, und der Morning Herald erfährt jedes Wort wieder, das Du in Rom im Schlafe sprichst. Also sprich gar keins davon. Merkst Du nicht, daß ich diesem Briefe eine neue Form geben will, weil Du Dich über meine alte so mokierst? Herrlich ist's, daß Dir Italien so gut bekommt, dafür soll es und sollst Du gelobt sein. Wenn ich denke, daß jetzt die Pifferari

schnarren und wie es in Ara Coeli morgen aussieht, und wie manche Blumen in der Villa Pamfili blühen mögen, und daß Du das alles mit einem kleinen Spaziergang haben kannst — weiß Gott, da gäbe ich gleich die Waldteufel und den Weihnachtsmarkt in der Breiten Straße preis und ginge nach Rom, wenn es sein könnte. Ich kann Dir nur empfehlen, was mir Klingemann vor meiner ersten englischen Reise einschärfte: „Essen Sie sich noch einmal an Birnen und Klößen recht satt, hier gibt's keine nicht!" So sage ich Dir auch, und verstehe unter Birnen und Klößen natürlich den Vatikan und Tassos Eiche. Überhaupt S. Onofrio! Und morgen S. Maria Maggiore! Überhaupt!! — Indem ich so überlege, daß vorgestern der kürzeste Tag war und daß ich vielleicht nach England gehe, und daß ich dort vielleicht außerordentlich viel Geld verdiene und außerordentliche Anstrengungen habe, und einer außerordentlichen Erfrischung bedürfen werde, möchte ich eigentlich ein bißchen nach der Schweiz, wenn das Musikfest in Zweibrücken am 1. August abgehalten ist. Da blieben so delikate sechs bis acht Wochen für die Schweiz! Am Ende träfen wir auf der Grimsel zusammen, oder auf den Diablerets, oder sonstwo, wo es hübsch ist. — Sind das Luftschlösser?"

Rebecka an Fanny.

(Mit einer Vignette des Weihnachtsbaumes von Kaselowsky.)

Rom, den 27. Dezember.

Felicissima festa, Ihr Lieben alle! Und Dir besonders, liebe Fanny, herzlichen Dank für Deine prächtigen beiden Briefe, die mir das Fest erst recht froh gemacht haben. Mein Lorbeer hat viel von Eurer Tanne geträumt, hier ist er und diese Seite soll ihn näher erläutern. Also ein Lorbeerbaum, der bis an die Decke

des Zimmers reicht, mit Rosen, ellenlangen Trauben, Apfelsinen und den bekannten römischen Zuckerfrüchten sehr reich geschmückt, um den Fuß des Topfes ein Kranz von Äpfeln, Nüssen und Lorbeerblättern, ringsherum die Geschenke, eine Zeichnung von Ernstchen, die mir Kaselowsky gab, eine Vase von Giallo antico zum Aschenbecher für Dirichlet, daneben ein Scheiterhaufen von Zigarren, dessen Erbauung Kaselowsky und mir erstaunliches Kopfzerbrechen gekostet, er fiel immer wieder um. Der bekannte Vestatempel als Tintenfaß und die bekannten drei Säulen in Bronze, ein Malkasten mit wirklichen und Zuckerutensilien gefüllt, den wir Kaselowsky schenkten, dahinter der Florentiner Eber als Briefdrücker, das ist die Hauptsumme der prachtvollen Geschenke. Denke Dir dazu einige Schälchen aus rosso, giallo und allen möglichen antiken Farben, mit Streusand, Zuckerwerk und allen möglichen Narrenspossen, alles glänzend erleuchtet, denke Dir unsern Hofstaat, wie Du ihn zu nennen beliebst, bestehend aus Jakoby, Steiner, Borchardt, Moser, Kaselowsky, Geyer*) und Julius Elsasser*), da hast Du unsere Weihnachtsversammlung. Der Baum war wirklich ein Meisterstück. Nachher Schellfischsalat, Butterbrot mit Fleisch, Kuchen und Punsch; wie haben Hensels Verse uns gefehlt! Indessen habt Ihr in Prosa sehr hoch gelebt; ich habe eine Rede voller Empfindung gespeakt, und um die Art von Rührung zu vertreiben, die jeder beim Andenken an die Seinigen empfinden mußte, habe ich darauf einen Toast auf die zukünftigen Frauen der anwesenden Junggesellen gesetzt, wodurch die allegria bald hergestellt wurde. Vorgestern bekam ich noch nachträglich eine wunderschöne Sepiazeichnung von August Elsasser, den ich übri-

*) Zwei Maler. Elsasser, der jüngere Bruder des bekannten Landschafters.

gens noch gar nicht gesehen habe, der Ärmste muß noch immer das Zimmer hüten, und wir dürfen ihn auch nicht eher besuchen, bis sein Bild fertig ist, das er mit seinem Herzblut zu malen scheint.

Es ist nach allen Berichten wenig Hoffnung für ihn, Gott gebe ein Wunder; seit Kaselowskys Heilung ist alles möglich. — Gesehen haben wir in letzter Zeit wenig, nur (pauvres hommes) die Villa Ludovisi; leider hatte uns der bis ins kleinste kleinliche Piombino nur für sechs Personen Permesso gegeben; acht haben wir aber doch mitgenommen. Mit den Villen geht mir's, wie mit den Walter Scottschen Romanen, die letzte ist immer die schönste; jede hat einen so besonderen Typus und zeigt Rom jedesmal von einer so ganz neuen Seite, man kann gar nicht genug erstaunen und bewundern. — Dirichlet hat mich eben wieder spazieren getrieben, es war wieder göttlich, keine Wolke am Himmel und ich hatte mir schon am offenen Fenster die Sonne auf den Rücken scheinen lassen und dann habe ich mich herumgedreht und mir an dem eisernen Gitter die Hände und Füße ganz durchgewärmt, dazu habe ich mir eine ganz eigene Attitüde auskalkuliert.

Die Wirtschaft im Atelier, welches Kaselowsky, Moser und Geyer zusammen haben, ist sehr lustig, aber auch sehr ordentlich, was hauptsächlich Kaselowskys Verdienst ist; er hält darauf, daß immer aufgeräumt wird, daß jeder seine Arbeiten zusammen aufstellt, daß Sonnabend reingemacht wird usw. Walter ist überglücklich in dieser Gesellschaft und sie sind mit seinen Anlagen und Fortschritten zufrieden. Gehörte nur nicht gar zuviel dazu, ein Künstler zu sein, einer im wahren Sinne des Wortes, die Außenwerke sehen sich ganz hübsch an. Aber schrecklich ist es, wie gerade hier, im klassischen poetischen Rom, die Leute verphilistern. Nirgend findet man so verknöcherte Seelen,

wie gerade hier. Ich habe einige solche Menschen geflissentlich hier vermieden; ich bin hier gar so heiter, von morgens früh an, wenn ich vom Bett aus die Schornsteine so rosig beleuchtet sehe und möchte so gern diese Zeit ungestört heiter verleben. Vorige Woche führte Alexander Dirichlet und Jakoby zur Lady Somerville; da kamen sie beide ganz aufgeregt zurück, die berühmte blue stocking hatte nämlich gar nichts von Jakoby gewußt, nur von seinem Bruder*), der ihr eine galvanisch vergoldete Medaille übersandt und von nichts als monsieur votre frère gesprochen, worüber seine Eitelkeit sehr verletzt war; aus lauter Grimm war er aber rasend witzig und geistreich, wir kamen den ganzen Abend nicht aus dem Lachen. — Freitag früh trinken Dirichlet und Jakoby bei Papstens Kaffee."

Fanny an Rebecka.

Berlin, 26. Dezember 43.

„— — Wir waren am Weihnachtsabend ziemlich still, ich glaube, wir waren eigentlich alle nicht recht vergnügt und es wollte nur keiner es den andern merken lassen, Felix hat mich den Nachmittag aber sehr amüsiert, er komponierte, während ich mit Cécile aufbaute, in seinem Kabinett an der Dom-Musik, kam aber alle Augenblicke heraus, half ordnen, spielte mit Hunden und Pferden und lief dann wieder hinein, um seine Akkorde noch ernsthafter auszuprobieren, und das tat er wohl eine Stunde lang so. Für den nächsten Weihnachten, wenn wir mit Gottes Hilfe gesund beisammen sind, habe ich mir etwas andres ausgedacht; dann müssen wir einen Picknick im Gartensaal haben; es ist gewöhnlich gelinde um die Zeit und der Gartensaal erwärmt sich ganz gut, wie ich neulich gesehn habe, wo Felix eine Probe drin hatte. Unser trübfeucht-

*) Dem Erfinder der Galvanoplastik.

gelindes Wetter dauert fort, es ist gewiß nicht übertrieben, wenn ich sage, daß wir in acht Wochen die Sonne nicht zweimal auch nur gesehn haben.

Willst Du wissen, was Madame D. ist? Herr D. ist ein sehr häßlicher Weinhändler aus Bordeaux und Mme. D. eine sehr hübsche Frau, angenehme Sängerin französischer Romanzen, mittelmäßiger italienischer Arien und eine vollendete Kokette, un peu dans le genre de Mme. W., aber noch hübscher und koketter, mit Unschuldsmienen; die verdreht hier den Vornehmen derart die Köpfe, daß es spaßhaft anzusehen ist. Der Mann bringt Weine an, während die Frau schmelzende Melodien vorträgt, mit obligater Begleitung von Augen, Busen und Händen zum Entzücken. —

Heut ist im Dom Probe vom achtundneunzigsten Psalm, den Felix für den Neujahrstag komponiert hat. Jetzt geschehn Zeichen und Wunder, man kann wirklich sehn, daß des Königs Bestreben, eine kirchliche Richtung zu schaffen, nicht ohne Segen bleibt, denn am heutigen Tage wird die Welt erleben, daß ich bei dem Domküster einen Platz miete, wenn ich einen bekommen kann. Sonst höre ich niemals Felixens Aufführungen dort, denn an den hohen Festen ist der Dom so überfüllt, daß an keinen Platz zu denken ist; und im Gedränge stundenlang zu stehn, dazu bin ich im Glauben nicht stark genug. Ich versichere Dich, Felix von seinen Verhandlungen und Verhältnissen mit der Domgeistlichkeit, seiner innigen Freundschaft mit Graf Redern, der gegenseitigen Zuneigung zwischen ihm und H. v. Witzleben, und tausend solchen Geschichten erzählen zu hören, ist eine wahre Komödie; wir kommen oft gar nicht aus dem Lachen. Und wie er denn gar nicht zu berechnen ist, so hat er gestern in einer Soirée monstre bei dem englischen Gesandten dessen höchst kinderliche Symphonie dirigiert, mit

einem feinen, etwas satirischen Lächeln und der besten Manier von der Welt, auch nachher gar nicht getobt, sondern nur gelacht, während ich mich so geärgert habe, als das dumme Zeug losging und er den Takt dazu schlug, daß ich das Weinen näher hatte als das Lachen. Ebenso neulich bei Massow in einer großen Abendgesellschaft, wo er Mme. D. „grâce grâce“ begleitete, nebst einem langen italienischen Duett und noch mehrerem Quark, dann sein Trio spielte, während einige Offiziere mit sehr lautem Gespräch begleiteten, und doch den andern Tag keinen von uns gebissen hat. Wie gesagt, es geschehen noch Wunder. — Unterdes ist die Probe im Dom schon vorüber, der Psalm ist sehr schön, fängt a capella mit einem tüchtigen Solo-Bierbaß an, dann kommen nach und nach die Instrumente dazu, wie sie genannt werden, Harfe, Posaune, Trompete, dann bei dem Brausen des Meeres das ganze Orchester, das prächtig rauscht.

Ich muß Dir doch noch erzählen, daß neulich eine erstaunlich geplumpte Fete bei Devrients war. Sie hatten zu einigen Szenen aus Blaubart eingeladen, Werder sollte den Simon spielen, hatte aber den Tag vorher plötzlich nach Stettin abreisen müssen, und Devrient, der seine Rolle übernommen hatte, kam erst um zehn aus dem Theater zurück, Punkt acht Uhr war man eingeladen und war schon von dem stundenlangen Maulaffenfeilhaben ganz müde. Nun hatten sie eine Reihe der allergraulichsten Szenen ausgewählt, ohne irgend eine Erheiterung dazwischen, und die wurden von Marie wirklich mit erstaunlichem Talent gespielt; die übrigen waren unbedeutend, bis auf Devrient, der den Simon, und Taubert, der die alte Hexe vortrefflich gab; ein Theater hatten sie gar nicht, nur einen Vorhang; und wie sich der Aufwand von Tragig, Verzweiflungskostümen, aufgelöstem Haar,

Ohnmacht usw. auf ebener Erde ausnahm, den man recht eigentlich auf dem Schoße hatte, das kannst Du Dir nicht recht vorstellen. Ich glaube seit Sonntag, daß sie Marie zum Theater bestimmen. Dazu war nun ein Geheimratspublikum aus dem Tiergarten von der allerprosaischsten Art. Das Interessanteste den ganzen Abend war ohne Zweifel A.'s Toilette: sie trug eine Paraphrase (Potpourri heißt es ja nicht mehr) von schwarzer Seide, gelbem Katzenpelz, offenen Ärmeln, mageren Armen, schwarzen Samtband-Armbändern, verrückter Coiffüre, malerischem Ausschnitt und unbeschreiblicher Häßlichkeit, daß ich sie förmlich studiert habe und die Augen nicht von ihr wenden konnte. Felix war über diese Soiree in einer Berserkerwut, die drei Tage gedauert hat; übrigens habe ich ihn, wie ich Dir schon schrieb, nie liebenswürdiger gesehen, als in diesem Winter, obgleich er schon hin und wieder Verdruß gehabt hat, aber er läßt es sich nicht mehr so über den Kopf wachsen wie früher, und wenn es so bleibt, so können wir uns gar nicht glücklich genug schätzen, ihn hier zu haben. Er hat bis jetzt zweimal öffentlich gespielt, einmal in Moliques Konzert (mit dem die letzte Zeit viel musiziert worden ist) die A-Moll-Sonate von Beethoven, und im Abonnements-Konzert sein G-Moll-Konzert, beide Male mit für Berlin außerordentlichem Beifall. Die Leute fangen auch an zu begreifen, daß die Symphonien doch jetzt anders gehen als früher, und mit der Zeit werden sie sich schon bilden, Publikum und Orchester. Für den Domchor hat Felix den zweiten Psalm achtstimmig a capella komponiert; sehr schön, sehr gregorianisch und sixtinisch. Ich bin neugierig, was die Leute dazu sagen werden, wenn sie überhaupt hinhören. Felix möchte lieber mit Orchester komponieren und hat einstweilen so viel durchgesetzt, daß nach den capella-Chören Chöre von Händel gesungen

werden, sowie er in die Abonnements-Konzerte von Anfang an Solostücke introduziert hat, in Erwartung des Gesanges, den er mit der Zeit einzuschwärzen hofft. Er fängt seine Sachen sehr klug und behutsam an, und ich zweifle nicht, daß er alles erreichen wird, was er sich vorsetzt. Der moralische Einfluß eines bedeutenden Mannes ist doch auch so groß, daß er die größten Philister und Dickköpfe in etwas reformieren muß. — Also Delaroche ist in Rom und Schnetz will weg, und Ingres wurde die Zeit lang! Wenn ich doch diese Menschen begreifen könnte! Ich bin von Natur nicht neidisch, habe auch nicht Grund dazu, denn ich fühle mich in meiner Haut und Lage sehr wohl, aber wenn es eine Stellung in der Welt gibt, die mir beneidenswert schien, so war es die eines Direktors der französischen Akademie. Sage selbst, o Du Römerin, wenn man nur den Palazzo Medici sieht, darin zu hausen, königlich bezahlt, umgeben von der Elite der Kunstjugend seiner Nation (das sollen sie doch wenigstens sein) mit Vorrechten und Freiheiten, wie sie nur ein Gesandter hat — ich fand nur eine schmerzliche Seite dabei, eine solche Stellung nach sechs Jahren einem andern zu überlassen, und diese Leute können die Zeit nicht erwarten. Es geht den französischen Künstlern zu gut, sie wissen sich vor Übermut nicht mehr zu lassen und werden noch enden, wie der Fischer un sine Fru."

Rebecka an Fanny.

„— — Wichtiges habe ich heut nicht zu berichten; der Besuch bei Papstens war das einzige Epochemachende der letzten Tage. Dirichlet war sehr enchantirt von Papsten, er hat sich über eine halbe Stunde mit ihnen unterhalten über lauter mathematische Gegenstände und Personen und viel besser Bescheid gewußt, als Lady Somerville; sie meinen,

er hätte sich präpariert. Es muß doch schön gewesen sein, Dirichlet auf den Knien den Pantoffel und Jakoby als Ketzer die Hand küssen zu sehn. — Den 5. Januar. For shame! Gestern abend hat's geschneit und alle Dächer sind weiß; das ist zwar übertrieben, aber an manchen Stellen ist der Schnee wirklich bis heut früh liegen geblieben. Zu meiner großen Freude fand ich Deinen und Felixens Brief zu Hause. Ihr klagt über lederne Gesellschaften! Kommt einmal hierher; hätten nur die Arbeiter hier Industrie, sie hätten Zeug genug, die ganze Welt mit Schuhen und Stiefeln zu versehn. Beinah so ledern wie dieser Brief, der, glaub' ich, nie fertig werden wird. Seit uns die Kälte auf unser einzig warmes Zimmer beschränkt, hab' ich durchaus keine Ruh zum Schreiben; bald sind's die Kinder, bald ein Mathematiker, bald gar ein Besuch für mich, der mich stört. — Unter den hiesigen Künstlern ist das Jahrhundert im Sturm geschieden und das neue öffnet sich mit Mord; sie sind alle ganz rabiat über Catel, über Senff, über die Prinzeß, deren Bestellungen und Nichtbestellungen usw. Dieser Grimm erweckt ein wenig Teilnahme in mir, aber das ist klar, eine preußische Akademie muß gestiftet werden; kein Volk irrt hier so zerstreut wie die Schafe umher, als die Preußen; oder wenigstens müßte ein hiesiger Gesandter Sinn und Verstand für Kunst haben und nicht solche Böcke zugeben, wie sie die Prinzeß hier bei ihren künstlerischen Bestrebungen haben schießen lassen. Dies ist römische Politik. Ich sollte übrigens denken, eine preußische Akademie in Rom müßte grade etwas für unsern König sein, das würde Spektakel in der Welt machen, beinahe wie die Kirche in Jerusalem und wenn es recht verkehrt angefangen wird — — warum muß man gleich berlinisch werden, wenn man an irgend eine, wenn auch ungeborene preußische Anstalt denkt? Man

sollte doch so viel auf Reisen gelernt haben, daß dergleichen nirgend besser ist.

Morgen ist babylonische Sprachverwirrung in der Propaganda; Dirichlet geht hin, ich werde wahrscheinlich während der Zeit einen berühmten italienischen Prediger hören. Von den Kirchenfeierlichkeiten zu Weihnachten habe ich nichts gesehn; die Mitternachtsmesse war mir zu spät und die des andern Morgens zu früh; ich war vom Weihnachtsaufbau so müde, daß ich den andern Morgen bis zehn geschlafen habe. Überhaupt ich muß aufrichtig gestehn, daß mich von allem Römischen nichts so wenig anzieht, als die Kirchenfeierlichkeiten und die Kirchen selbst; ich bin die bunten, eleganten Einrichtungen, die bunten Fetzen und alle diese religiöse Roba schon ganz satt; ich habe nicht geglaubt, daß so viel protestantisches Element in mir wäre. Ich will es mir auch konservieren und nicht in die protestantische Kirche gehn. Neulich habe ich mich mit einem Abbate über Luther gestritten, der Abbate war aber Karnickel. Das wäre auch ein Gesichtspunkt, aus dem man dem König den Nutzen einer Akademie begreiflich machen könnte, den jungen Leuten einen Halt gegen die Proselytenmacherei zu geben. Die plötzliche Bekehrung eines Bildhauers, Hoffmann, macht viel Redens; der hat vor drei Wochen in der protestantischen Kirche das Abendmahl genommen und ist in diesen Tagen nicht nur katholisch geworden, sondern hat sich mit seiner schon länger katholischen Frau aufs neue trauen lassen; zur Feier war bei Overbeck Diner und bei Aalborn Souper. Melchisedeck Ebreo aus dem Boccaccio hat wahrhaftig recht, mit der Göttlichkeit des Christentums*).

*) Anspielung auf die 2. Erzählung des ersten Tages im Dekameron. Der Held derselben heißt aber dort Abraham. Der Held der 3. heißt Melchisedeck. Diese letztere liegt dem Nathan dem Weisen zum Grunde.

Gestern war bei Landsberg die Kindersymphonie zu großem Erstaunen der andern Nationen und Jubel der Deutschen. Die Nerenz lachte neulich sehr, als ich sagte, wenn Eckert und Frank ihre Lieder ohne Worte spielten, so fühlte ich mich ganz Tante, und das ist seitdem Redensart geworden. Diese gute Felixsche Schule, die hier ist, macht uns Alten doch große Freude. Im Spiel hat sich Frank ganz nach Felix gebildet, er hätte auch gar nichts Besseres tun können. Quartett ist nicht zustande gekommen, aus Mangel an Cello; ein Italienercellochen schwingt sich höchstens bis zum C-Moll-Trio von Beethoven auf; Paul würde hier nicht wenig Glück machen. Zu diesem Brief habe ich einen Tag mehr gebraucht, als Gott zur Erschaffung der Welt; heut ist der siebente; damit er nicht neun Tage alt wird, wie ein Kindbettfieber, höre ich auf. Von der Villa Wolchonsky habe ich Dich gegrüßt, wenn ich's von der Villa Mills vergessen habe, ist's meine Schuld; denn sie hat's mir schon zweimal aufgetragen. Kennst Du daselbst eine Zypresse, in die ein Rosenbaum ganz hineingewachsen ist und oben in dem dunkeln Grün blüht? Das ist fast poetisch."

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 9. Januar 1844.

„Du schreibst mir am offenen Fenster, ich antworte Dir hinter gefrorenen Scheiben, das ist der Lauf der Gestirne. Hensel und ich wir seufzen immer wie die Kachelöfen, wenn wir Deine Briefe lesen, und freuen uns doch so sehr darüber, diesmal über Deinen prächtigen Weihnachtsbrief mit der allerliebsten Vignette. Ich glaube, wir müssen Italien noch einmal in unserm Leben durchführen, wie ein gutes Ensemblestück; erst haben wir unsere Stimme gesungen, nun

singt Ihr die Eure, und zuletzt, hoffe ich, werden wir das Thema noch einmal zusammennehmen; dies musikalische Gleichnis ziemt mir, denn wenn Euch Blumen, blauer Himmel und milde Lüfte blühen, so schweben wir in einer krausen Atmosphäre der buntesten und mannigfaltigsten Musik, von der niedrigsten zur höchsten, von der modern-frivolsten bis zur dom-frommsten, es ist uns alles beschieden. Das meiste davon steht mir zwar noch bevor, ich brauche Dir aber nur die Anwesenden zu nennen: Schröder-Devrient, Servais, Moriani, Sciabatta, Richard Wagner mit seinem fliegenden Holländer, so kannst Du Dir denken, wieviel Abende und Geld das wieder kostet. Vorige Woche haben wir Jettchen Sonntag gehört, die noch ganz bezaubernd singt, viel schöner war aber noch, Felix erzählen zu hören, wie das zuging und was alles in der Probe vorging. Frau Gräfin Rossi nämlich, müde des Berliner Entzückens über Mme. D.'s französische Romanzen, beschloß, sich endlich aus ihrer Zurückgezogenheit hervorzuziehen und den Hof zu beglücken, und wünschte zu dem Ende, von der Königin eingeladen zu werden. Da dies aber nicht anging, Etiketten-Angelegenheiten wegen, so liefen Herr v. Massow und Graf Redern in die Wette, wer zuerst eine musikalische Soiree zustande bringen würde; Herr v. Massow siegte, die Majestäten und wir sagten ihm zu, und vorigen Donnerstag lief diese höchst amüsante Fete vom Stapel, in der abwechselnd die Rossi und die D., dann beide ein Duett sangen, Felix der Rossi begleitete und dann auf den Wunsch des Königs phantasierte, was ihm freilich sonst schon besser gelungen ist. Die Rossi singt noch mit aller Anmut und Vollkommenheit, die Jettchen Sonntag jemals besessen hat, wirklich entzückend, und es war nur zu bewundern, wie sich die kleine D. doch ohne eigentlichen Fiasko neben ihr hielt,

wozu gewiß ihr hübsches Gesicht nicht wenig beigetragen hat. Sodann spielte neulich Servais in einer Gesellschaft bei Felix. Deiner wahrscheinlichen Unwissenheit zu Hilfe zu kommen, will ich Dich belehren, daß Servais ein Belgier, der erste jetzige Violoncellist und ohne Zweifel der erste Faxenmacher und Gesichterschneider seiner Zeit ist. Wir hatten vorher sehr viel von dieser seiner Eigenschaft gehört, und da war es denn komisch, wie Felix, der ihn begleitete, nur die nötigsten Blicke auf die Noten warf, und dann ihn wieder mit einer gewissen lustigen Neugier ansah, um seine Grimassen recht zu studieren. Diese stellen nämlich den modernen, inneren Drang vor, der gar nicht weiß, wie er sich Luft machen soll, und sich nun bei diesem Belgier mit seinem ehrlichen flämischen Gesicht doppelt komisch und tölpelhaft ausnimmt. Ich werde, was solche Musik betrifft, alle Tage philiströser und unbarmherziger, und so tausend Teufeleien der Servais auch macht, stehe ich nicht vom Stuhl auf, ihn noch einmal zu hören. Anders ist es mit Moriani, auf den ich mich sehr freue; eine schöne Stimme hat bei mir schon halb gewonnen, und unseren römischen Bekannten Sciabatta, der mit ihm reist, zu sehen, freut mich auch. Felix' Psalm am Neujahrstage, von dem ich Dir ja wohl neulich schrieb, ist sehr schön ausgefallen und aufgeführt worden, leider aber durch eine Predigt von Strauß wieder ausgewischt, die über alle Begriffe elend war. Dieser Art Musik kann man nicht hoffen, jemals froh zu werden, weil man wohl einen Domchor, aber wie es scheint keinen vernünftigen Dompfaffen herbeischaffen kann. Felix müßte auch noch die Predigt halten, und das kann man doch eigentlich nicht von ihm verlangen. — —"

Fanny an Rebecka.

(Mit einer Vignette Wilhelm Hensels, die Audienz von Dirichlet und Jakoby bei dem Papst darstellend, ersterer den Pantoffel, letzterer die Hand küssend, und einer aufgeklebten Zeitungsnotiz aus der Spenerschen, diese Audienz betreffend, welche schließt: „die beiden Gelehrten, mit denen der Papst in seiner leutseligen Weise sich ausführlich über den damaligen Stand der mathematischen Wissenschaften in Deutschland unterhielt, waren nicht wenig erstaunt, in dem Oberhaupte der katholischen Kirche einem ebenso allseitig, als gründlich gebildeten Manne zu begegnen.“ — Hensel hat unter die Vignette geschrieben:

Indes ich einen Pantoffel küsse
Hat mein Römerschwager Doppelgenüsse;
Wie schmiegt sich der riesige Christoffel
Unter den Frauen- und Papstpantoffel.

So wird er zur Jakobileiter,
Der drauf zur Kirche steigt und weiter,
Wo thront das theologische X;
Das zeigt das Bild, und weiter nix.

„Weiter sage ich gar nichts! Die Sensation obiger Mitteilungen der Spenerschen in mathematischen und befreundeten Kreisen war ungeheuer und die hilarité générale. Selbst wir im Hause waren überrascht, denn die andeutende Notiz in Deinem geehrten Letzten hatten wir wenig beachtet, so unwahrscheinlich schien die Begebenheit. Ihr erlebt doch schöne Dinge, das muß wahr sein, und den größten Spaß macht es uns, alles so deutlich vor Augen zu sehen, da wir zum Glück sämtliche Hauptpersonen und Schauplätze kennen. — — Eine preußische Akademie in Rom? Ja das wäre wohl ein schönes Ding, und den Inhalt Deines letzten (inzwischen angekommenen) Briefes haben wir. den Tag

ehe er ankam, weitläufig durchgesprochen, und ich fand, daß Hensel ein vortrefflicher Gesandter in Rom sein würde. Das ist uns Deutschen doch von den alten Kaiserzeiten her übrig geblieben, diese ewige Doppelheit, das Begehren nach Italien, und wenn wir ganz dort leben sollten, würden wir uns doch wieder als Deutsche fühlen müssen. Mit den anderen Nationen ist das anders, die reisen aus diesem oder jenem Grunde hin, aber wir ziehen hin, weil es uns hinzieht. Das war schön gesagt, dafür werde ich mir den Schwanenorden verleihen. Heut nämlich beim Ordensfest tritt dieser Unsinn für das 19. Jahrhundert ins Leben. Habt Ihr die vorläufige Verordnung gelesen? Die ist ein Meisterstück! Ich habe es nicht für möglich gehalten, so viel Inkonsequenzen, Widersprüche, Unsinn und Gefühlsschwobelei auf den engen Raum von drei Seiten zusammenzupressen. Wäre ich Zensor, ich hätte dies Aktenstück gestrichen. Es war aber echt! — Froriep wird heute mit dem Hundehalsband dekoriert, und ich werde gleich hingehen, der Frau kondolieren, da es heute, was man so nennt, gutes Wetter ist, d. h. unten wird man, wo die Sonne scheint, im Schneewasser baden, und im Schatten bei jedem Schritt purzeln, aber never mind, die Fenster sind abgetaut, und es scheint etwas. Beckchen! Wetter haben wir gehabt! Erst einen tüchtigen Ruck Kälte, dann Stürme, Güsse, Flocken, Glatteis, alles, was sich die Natur nur Unangenehmes ausdenken kann. Heute war eine große Viehtragödie im Garten. (Für Walter). Die Krähen erhoben plötzlich ein so entsetzliches Geschrei, so lange anhaltend und kläglich, daß der Gärtner sich bewogen fühlte, nachzusehen, was ihnen geschehen sei? da lag eine tot, und die anderen sangen ihr das Klagelied.

Könnte nicht dem armen Elsasser eine Reise hierher helfen? Dann könnte er ja dieselbe Pflege im

Klinikum haben, wie Kaselowsky. Wir wollten uns gewiß alle Mühe für ihn geben, auch bin ich überzeugt, daß mein Mann ihm eine Unterstützung würde verschaffen können; das ist des Königs beste Seite, daß er willig Geld gibt, wenn es einer braucht. Und da ich ihn kritisiert, will ich Dir auch erzählen, wie hübsch er sich Felix gegenüber benommen. Ein junger Musiker von Talent, seit sieben Jahren Hauslehrer in Mecklenburg, der nie eine Note von seiner Komposition gehört hatte, wandte sich auf eine sehr hübsche und bescheidene Weise an Felix, um von ihm zu erfahren, ob er wohl Talent habe. Felix schrieb ihm sehr anerkennend über seine Sachen, worauf denn ein Brief ankam, wie an ein höheres Wesen, einen so wahren Ausdruck glückseliger Dankbarkeit habe ich nicht leicht gehört. Felix trug beim König auf eine Unterstützung an, den zweiten Tag hatte er die Antwort, zweihundert Taler auf zwei Jahre, nun kommt der junge Mann und wird Musik machen und hören. Es ist eine von den tausend hübschen, rührenden, lächerlichen, unglaublichen Geschichten, die Felix schon erlebt hat, seit er hier ist."

Es war Fannys Herzenswunsch, mit Dirichlets nach deren Rückkehr im Hause Leipzigerstraße 3 zusammen zu wohnen. Rebecka ging hierauf indessen nicht ein und Fanny fügte sich in das Unvermeidliche und mietete ihr auf dem Leipzigerplatz Nr. 18 eine bequeme und mit modernem Komfort eingerichtete Wohnung; sie sorgte mit mütterlich-schwesterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit für deren Einrichtung und für alle Bequemlichkeiten und kleinen wirtschaftlichen Bedürfnisse, „es soll Dir womöglich gar nichts unbequem sein," schreibt sie, „die Luft, die ich Dir nicht ersparen kann, ist schon genug, und Du mußt und sollst alles in der besten Ordnung finden." Ein wahres Crève-

coeur war es ihr, daß durch die später zu erzählenden Ereignisse die Rückkehr in die schöne neue, bis ins kleinste vollständig eingerichtete Wohnung eine sehr lange, unliebsame und mit großen Kosten verknüpfte Verzögerung erlitt. Der erste in dieser Angelegenheit geschriebene Brief von Fanny vom 30. Januar 1844 fährt fort:

Fanny an Rebecka.

Berlin, 30. Januar 1844.

— Einen anderen Diskurs, Liebetraut! — Bei Felix hatten wir neulich ein sehr amüsantes Diner mit der Schröder-Devrient, Gade, Sciabatta usw. Die Schröder ist das amüsanteste, tollste Frauenzimmer, was die für Geschichten erzählt! — Sonnabend, an Felixens Geburtstag, werden ein paar Leute bei uns sein, ich muß meine enorme Faulheit überwinden. Mir ist, als hätte ich nie einen Menschen aufgenommen. Sonntag über acht Tage fängt auch meine Musik wieder an. Felix treibt dazu, dem auch die Klatschereien zu Ohren gekommen sind, als wolle er es nicht, daß hier Musik gemacht würde. Felix' Domverhältnisse sind so so, wie kann auch Felix mit Strauß fertig werden? Du glaubst aber nicht, wie wenig dergleichen Verdrießlichkeiten jetzt auf seine Laune Einfluß haben. Wenn Du nun, wie ich zu Gott hoffe, gesund aus Italien zurückkommst und mit den Leiden alle Launen dort zurückläßest, so werde ich mich sehr zusammennehmen müssen, daß ich dann nicht der einzige Brummbär in der Familie bleibe; ich werde schon heute anfangen, mich der größten Liebenswürdigkeit zu befleißigen. O Gott! ich habe so schändlich viel Besuche zu machen und dabei ist den ganzen Winter ein Patsch, daß man nicht trockenen Fußes aus einem Zimmer ins andere kommen kann, soll man sich nun dazu mit schwerem Gelde einen

Wagen nehmen? Das will Gott nicht, pflegte Vater zu sagen. Es ist so schon schändlich, abscheulich, unerhört, was wir für Geld brauchen, und wenn ich nur wüßte, wo es bleibt, was man davon hat? Erlaube mir, in einige Berserkerwut zu geraten, die mich über dies Kapitel leicht befällt. — Ach! aber Moriani ist ein einziger Sänger, denk Dir, daß er mich in Lucia ganz entzückt hat, trotz der allerschlechtesten Umgebung, die man sich nur vorstellen kann, die Einfachheit im Gesange, das Erreichen der Wirkung allein durch den Vortrag, das gefällt mir so ganz außerordentlich! Er kann gar nichts, sagen die Leute, das ist so wunderschön!"

Aus einem Brief von Felix an Rebecka.

Berlin, den 15. Februar.

„— — Zur heiligen Woche soll ich Dir ein Gebrauchsrezept schicken? Es ist einfach genug: Du mußt Mittwoch, Donnerstag, Freitag in die Kapelle und zuhören, mußt Dich durch die unsägliche Langeweile von vielen abscheulich rezitierten Psalmen nicht abschrecken lassen, weil das gerade der Kontrast ist, den sie zu ihren Effekten mit den Lamentationen, dem Miserere usw. brauchen, und mußt Dir vor allen Dingen ein klein Büchelchen, das Du überall bekommst, anschaffen, um darin den Fortgang der Zeremonien, den Text der Psalmen und der Gesänge nachzulesen. Die meisten hören die zwei bis drei Stunden ohne solch ein Büchelchen — es ist mir geradezu unbegreiflich, wie sie es aushalten. Mir wär's ohne Nachlesen unmöglich gewesen, das zweitemal hinzugehen, ja mitten drin ist es nicht ohne Annehmlichkeit, zu wissen, daß man schon in der Hälfte ist, oder im Viertel, und irgend ein Ende abzusehen. Bitte Dirichlet, dies seinem Kollegen Capellari nicht zu verraten, sonst wirft es ein

schlechtes Licht auf die Gesinnungen der Familie, die jetzt, seit jenem berühmten Pantoffelkuß, über alle Anfechtungen erhaben sind. Ferner sieh die Cerito so oft tanzen, wie Du kannst (dies gehört aber nicht mehr zur vollkommenen Würdigung der heiligen Woche). Als ich sie vor zwei Jahren mit ihrem runden Gesichtchen tanzen sah, sagte ich, wenn die nicht in zwei Jahren Mordspektakel macht, so weiß ich's nicht. Du siehst also, daß ich's gewußt habe. Gestern hörte ich Moriani in der Lucia singen, der hat nun wieder seit zwei Jahren verloren und ist doch noch immer ein wundervoller Sänger. Das hiesige musikalische Publikum macht es ebenso, wie früher der Redakteur Finck in der alten musikalischen Zeitung, sie wissen am Vortrefflichen eine mangelhafte Seite herauszukehren, und das Stümperhafte nicht ganz ohne Verdienst zu finden. Nichts kann mich aber mehr verdrießen, als gerade dies, jeder Tadel eines Vortrefflichen und jede Ermunterung eines Stümpers macht mir immer gerade denselben Eindruck, als wenn mich einer persönlich beleidigte, obgleich ich den Vortrefflichen nicht bemitleide und den Stümper nicht beneide oder hasse. Aber es ist Instinkt. Ich zanke mich also mit den Hiesigen aus Instinkt, aus Naturtrieb. Mit der Domgeistlichkeit habe ich mich neulich aus Grundsatz gezankt, bis dato habe ich recht behalten, aber „Niemand weiß im grünen Mai, was Rose noch was Mädchen sei.“ (Eine prophetische Stelle der Frau von Chézy, worin sie auf die hiesigen Zustände des Jahres 1844 angespielt hat, und wegen deren die ganze Oper jetzt nicht mehr gegeben werden sollte.) Wenn ich dem Lord Westmoreland vier Motetten, ein Magnifikat und sechs Walzer seiner Komposition vorspielen muß, dann weiß ich auch nicht mehr recht, was Rose und was Mädchen sei; vorgestern morgen war das der Fall.

Lieber Walter! Ein paar Pferde, sieben bis acht Scharmützel, eine Bestürmung und Gregor VII. zu Canossa hättest Du mir schon längst einmal aufzeichnen und herschicken können. Oder schreib einmal was, aus Rom ist alles interessant. Sag mir, was Du issest, was Du arbeitest, ob Du schon den Platz gefunden hast, wo Cicero stand, als er sagte: Quousque tandem abutere, Catilina, und ob noch an der Ecke der Via Condotti zum Korso so gute Konfetti zum Werfen zu haben sind; Ihr seid ja jetzt mitten im Karneval."

Rebecka an Fanny.

„Ich habe den Karneval zu Wagen, zu Fenster, zu Balkon mitgemacht; Borchardt hat Wagen und Balkon, Kaselowsky hat auch einen Balkon, also ist für uns auf alle Weise gesorgt. Das Fahren hat mich aber ganz wild gemacht, obgleich ich mich nur defensiv verhalten habe; im ganzen war ich so juste milieu zwischen meinem philosophe retiré du monde, Dirichlet, der mit Weltverachtung und Spott seine Blumen und Süßigkeiten warf, und Walters Entzücken bei jeder Maske, jedem Bonbon, jedem Rippenstoß, den er bekam. Man bombardiert jetzt nur mit Blumen und Bonbons, Gipskonfetti sind schlechter genre, Landsturm; die ewig in der Luft umherfliegenden Sträuße sind wirklich ein allerliebster Anblick. Der Moccoletti-Abend wurde durch Regen sehr gestört, doch war unser, oder vielmehr Borchardts Balkon lustig genug; Sciabattas, Kaselowsky, Borchardt und wir, Walter eifrig beschäftigt, mit einer langen canna die Lichter unten in den Wagen auszulöschen und gegenüber die sehr ernsthafte Antoniussäule ganz kurios in die tolle Wirtschaft hinuntersehend. Das böse Ende ist auch nachgekommen, ein junger Mensch hat bei Verteidigung seiner Dame gegen die schmutzigen Schnupftücher des

Pöbels einige Messerstiche bekommen und ist gestern an den Wunden gestorben; mich wundert nur, daß das nicht öfter vorkommt bei diesem bis zur Raserei aufgeregten Volk. — Am Sonntag vor acht Tagen waren wir bei Euern Freunden Brunis auf einem kleinen Maskenball; da habe ich mich sehr gut amüsiert und sogar auf meine alten Tage — getanzt. Ein Saltarell von drei Paaren im Trasteverinerkostüm, wozu eine alte Dame Tamburin und Bruni selbst Gitarre spielte, war allerliebst, namentlich tanzte la Signora Angelica Bruni mit ihrem Bruder wirklich wie eine Bacchantin. Und dabei dieser Jubel, dies Brüllen und Klatschen des Publikums — uns ruhigen Norddeutschen kommt dieser Aufwand an Lebenskraft und Feuer gar zu merkwürdig vor. Gestern waren wir nach langer Zeit im Vatikan, der aber für rheumatische Personen wahres Gift ist; da hab' ich das Glück gehabt, die schönste Frau zu sehen, die meinen Augen je erschienen, ich war ganz erstarrt. Wo blieb die Minerva medica, und der Nil und der Demosthenes; ich fühlte mich ganz Franz im Götz von Berlichingen. — Es ist eine Französin, Madame de Clairbourg — gegen die ist Venus ein gemeines Weib. Sie macht ungeheures Aufsehen hier, der alte Fogelberg ist auf dem Karneval so lange um ihren Wagen herumgegangen, sie ankucken, bis der Mann ihm eine Handvoll Konfetti ins Gesicht warf. Kaselowsky ist in unglaublicher Verzückung, der hat sie mehreremal bei Schnetz und Delaroche in Toilette gesehen, auf dem Fastnachtsball tanzten sie, die Delaroche und andere Franzosen ein Menuett in rokoko Schäferkostüm; leider bin ich aus einer dummen Blödigkeit nicht hingegangen. Überhaupt hat mir meine Scheu vor fremden Menschen, die Dirichlet trefflich unterstützt, schon manchen Querstrich gemacht, und nachher bereue ich's immer; aber ich fühle, ich lege

sie nie ab und muß nun so verbraucht werden. Hat Dich denn das römische Frühjahr auch so butterweich gemacht? Ich weine bei jedem frischen Zweig und bei jedem dummen Witz, fabriziere aber deren zahllose. — Neulich war eine schrecklich langweilige Verherrlichung bei Santini, der hatte eine Büste von Palestrina mit einer Serviette zugedeckt und dann mit Begleitung einer Rede, Rezitierung von hundert Sonetten und einer gräßlichen papalen Musik aufgedeckt, dabei waren lauter Mönche und wir. Ernst hat Spielkameraden bei Nerenzens, bei schönem Wetter gehen sie spazieren, bei schlechtem spielen sie in der Stube, zur heimlichen Freude der Mama, bei der sie nicht sind. Das ist aber Spaß, sie sind sehr artig und possierlich."

Fanny an Rebecka.

„— — Den 1. und 2. August dirigiert Felix ein großes Musikfest in Zweibrücken, wobei unter andern der Paulus und die Walpurgisnacht vorkommen und ich vermute sehr, daß Ihr dahin Euern letzten Reiseakt und Freudenfinale verlegen, an den letzten Naturgenuß den ersten Kunst- und Wiedersehens-Trompetentusch knüpfen und so Eure ganze Reisesymphonie mit einem schönen, langen Beethovenschen Schluß krönen werdet. Die Schlußakkorde werden lang genug, wenn Ihr den ersten August anfangt und Ende Monats hier seid. Es ist so ein Brocken Vorschlag, in müßigen Stunden dran zu knabbern.

Besagte Walpurgisnacht habe ich gestern zum zweitenmal probieren lassen, nächsten Sonntag soll es gesungen werden. Es ging prächtig, die Decker, Auguste Löwe, Bader und unser neuer Bassist Beer taten Wunder im Chor, Du glaubst nicht, wie schön die Musik ist und wie unbeschreiblich amüsant zu

singen. Die Proben machen uns das größte Vergnügen. Dann aßen mittags die Geschwister hier, nachmittags gingen wir zu verschiedenen Kunstgenüssen auseinander. Felix, dessen Liebenswürdigkeit noch immer crescendo geht, führte Sebastian und Minnas Kadetten ins Königstädter Theater, Pauls und wir gingen ins erste Konzert der allerliebsten Milanollos, ein paar Violinspielerinnen von elf und vierzehn Jahren, von denen die Älteste ganz ausgezeichnet, aber auch die Zweite sehr geschickt, und beide wirklich freßniedlich sind. Sie erscheinen mit sehr vernünftiger Koketterie ohne allen Schmuck, in weißen Kleiderchen und Höschen, die Älteste in schönen, langen schwarzen Zöpfen, die andere mit einem Lockenkopf à la Engel, Publikus brüllt und hat recht. Felix hat nun contre vent et marée durchgesetzt, daß in den Abonnementskonzerten gesungen wird. Zum letzten kommt die neunte Symphonie und Felixens Psalm „Als Israel." —

Warum wir Dir den Hochzeitsmarsch nicht in einem Brief geschickt haben, fragst Du? Erstlich, weil es ein großes Musikstück ist, das schwerlich Platz auf solchem Bogen fände und zweitens, was denkst Du? Dies Jahr hast Du Orangen, Schmutz und Sonne, wenn wir Dir nicht etwas Erbsen, Reinlichkeit und Musik hier aufheben, kommst Du ja lieber gar nicht wieder. — Wenn ich nur wüßte, was die Brüder Dir von Hausbegebenheiten geschrieben haben! An Felixens Geburtstag war hier eine sehr schöne Fete (nach Gans muß man so etwas lieber zweimal als gar nicht hören), alle angenehmen Leute der Bekanntschaft und so wenig Kreti als möglich; den letzten Tag meldete sich die Schröder-Devrient dazu, und da Felix ihr großer Freund und Bewunderer ist, luden wir sie natürlich ein. Sie war sehr liebenswürdig, sang, so-

viel man wollte, u. a. drei Duette mit der Decker aus Figaro und Titus, und alle Leute waren glückselig. Den Sonntag darauf hatten wir zum erstenmal Morgensoiree im Gartensaal, der ganz gemächlich warm war; die schönste Sonne schien hinein, mir so ins Gesicht, daß ich zum nächstenmal die Markise werde müssen aufspannen lassen. Felix hatte mir in zwei Tagen sehr hübsche und brillante vierhändige Variationen gemacht, die ich mir Sonnabend bogenweis, wie sie fertig wurden, herüberholte und ein wenig übte und die sehr gut gingen. Ich sehe recht, wie jung Du noch bist, daß Du meinst, in ein paar Jahren würden wir zu alt sein, die Reise noch einmal zu machen; werde nur erst so alt wie ich, dann wirst Du gar nicht mehr fürchten, noch ein bißchen älter zu werden; jetzt, wo mir die Vierzig schon recht nahe rücken, denke ich ernstlich daran, wie frisch und munter ich noch in den Fünfzig zu sein Lust habe, so wird es Dir auch gehen und ich bin weit entfernt, eine gemeinschaftliche Reise dahin aufzugeben. Ad vocem alt werden, wünsche ich Dirichlet, der nun wieder ein Jahr älter ist als ich, nachträglich Glück zu seinem Geburtstage. Wir waren den Abend hier mit den Geschwistern zusammen und haben Euch hoch leben lassen. Überhaupt werdet Ihr niemals übergangen, wenn Hensel bei Toaste ist, und er ist es diesen Winter sehr, zu Felixens höchst grotesker Bewunderung, der immer gleich seine Verse behält und sich beklagt, daß er das nicht machen kann."

Rebecka an Fanny.

Rom, 17. März.

„Bravissima, liebe Fanny, die Wohnung lacht mich von hier aus an, und wie schön, daß ich nicht einmal ausgehen kann, ohne bei Euch vorbei, oder vielmehr

nicht vorbei zu gehen, und eine kostbare Viertelstunde zu verdämmern. Wir sind contentissimi, das Vertrauensvotum erfolgt hiermit in aller Form, ich ernenne Dich hiermit feierlich zum Minister des Hauses, des Kabinetts, des Innern und der Kultur, und werde meinen Finanzminister anweisen, die nötigen Summen zur Disposition zu stellen. Auf das Glashäuschen bin ich sehr gespitzt und sehe schon von hier den Orangenbaum mit einer vertrockneten Frucht und einer Blüte, die abfällt; dann werde ich an Italien denken. — Könnt Ihr uns gar nichts Neues von Neapel sagen, ob da Revolution ist, oder nicht? Reisende sagen nein, Wohlunterrichtete schweigen bedeutend. Es ist wieder schwül in der Welt, und die nave di S. Pietro scheint sehr wackeln zu wollen."

Rebecka an Fanny.

Rom, den 30. März 1844.

„— — Von der Umgegend haben wir nur Frascati und Grotta ferrata gesehen, wo am Montag Schinkenmarkt war, und einen prächtigen klaren Tag und lustige Fahrt gehabt, trotz vieler Hindernisse meist sehr lächerlicher Art. Die Quintessenz davon war, daß erstens Kaselowsky sich kaprizierte, rückwärts zu fahren, halbwegs raußer gelassen werden mußte und auch noch die andere Hälfte unter sehr bedenklichem Schweigen zurücklegte, das er erst nach verschiedenen frittis und umidos in der osteria con cucina brechen konnte, aber bildlich, zum wahren Ausbruch kam nur üble Laune, die aber auch nach Tisch verging. Dann verlief sich sein Hund, worüber er Moser zwar schonende, aber doch sehr bittere Vorwürfe machte (bitte diesen Punkt im Auge zu behalten), bis sich das dumme Vieh wiederfand, das nicht für einen Dreier gesunden Menschenverstand hat. Um sieben kamen wir zurück.

nachdem wir Mondragone, Taverno, Falconieri und das Schinkengedränge zu Fuß zurückgelegt hatten, und waren sehr müde und verfahren (by the bye, ich hätte nie gedacht, daß die Umgegend Roms so viel häßliche Weiber produzieren könnte, als in Grotta ferrata beisammen waren, besonders eine Sorte dicker, alter, die breit ritten, waren höchst appetitlich), ich bat Dirichlet um Erlaubnis, die Fensterladen zuzumachen und uns zu verleugnen, das wollte er nicht und bewies mathematisch, Fremde könnten unmöglich kommen und für die täglichen Hausfreunde wollte er zu Hause sein. Wir lassen uns überzeugen, die Herren lagern sich jeder auf zwei Stühlen, ich auf dem Sofa, der Tee kommt eine Stunde früher als gewöhnlich, mit Eiern, Schinken usw., denn wir hatten seit ein Uhr nichts gegessen, außer diversen Nüssen und Rosinen, die immer mitfahren; eben waren wir fertig, die ganze Zerstörung Trojas stand noch auf dem Tisch, samt Eierschalen und Schinkenfett, und Moser und Kaselowsky wollten eben nach Haus gehen, da klingelt's und unaufhaltsam dringt ein: Madame Bruni in Sammetmantille und Federhut, Madame Bellay in feinster Pariser Toilette, mit Tochter und dazugehörigen Männern, NB. das erstemal, daß sie abends kamen. Der Moment, ehe die Zerstörung herausgeschafft, frisches, kochendes Wasser erschienen und ich eine Haube aufhatte, war schrecklich, ich rechne auf Euer Mitgefühl. Später kam noch Dugasseau dazu und die Sitzung währte bis gegen Mitternacht. Wenn Du denkst, damit hat's ein Ende, so irrst Du. Wie alle fort waren, ich zu Bett und Dirichlet noch studierte, fand sich, daß Kaselowsky sein Vieh bei uns vergessen hatte, was nach den Vorfällen des Tages ein unsterbliches Gelächter veranlaßte; ehe das nun in Ruhe gebracht war, dauerte wieder einige Zeit, die Kinder waren aber am anderen Morgen

höchst glücklich darüber, nahmen das Tier ins Bett, fütterten es, Sebastian hätte nur noch gefehlt. Auch da wäre er gewiß im Bunde der Dritte, wenn es klirgelt, und die beiden unaufhaltsam herausstürzen und wie besessen schreien: chi è?

Das Tagesgespräch ist, daß die Diligence von Neapel bis Terracina von Räubern angefallen und beraubt worden; wahr ist es leider, o Hensel, denn Horkel befand sich im Kabriolett und hat uns gestern die ganze Geschichte brühwarm und höchst komisch erzählt; sie haben ihnen im Namen di Gesù Cristo e della Santissima Madonna faccia in terra anbefohlen und Taschen und Koffer geleert. Horkel ist jetzt ebenso der Held des Tages, wie wir nach dem Einbruch. Er hat nur seine Uhr und sechs Skudi eingebüßt, und Du kannst seiner Mutter sagen, der Schrecken wäre ihm so gut bekommen, daß er den Tag nach seiner Ankunft mit uns in Villa Poniatowsky spazieren gegangen sei und abends mit uns Tee getrunken habe. — Gestern war ich in St. Peter zur Palmenprozession, da ich aber nicht die Nacht vorher auf der Damentribüne geschlafen habe, mußte ich stehen und blieb daher nicht lange. Dirichlet sollte in der Prozession mitfigurieren, tat es aber nicht, weil er sich keine kurzen Hosen anschaffen wollte und ging gar nicht hin, um zu arbeiten; wenn ich ihn nicht spazieren triebe, studierte er sich jetzt ganz über; nachmittags waren wir, wie gesagt, in Villa Poniatowsky bis nach Sonnenuntergang. Wenn ich nicht fürchtete, mit meinen ewigen Blumen langweilig zu werden, würde ich erzählen, welche Masse Traubenhyazinthen ich mitgebracht habe und wie heut meine Stube so schön aufgeräumt und mit Sträußchen von allen sieben Hügeln Roms geschmückt ist, daß ich sicher bin, heut kommt niemand."

Fanny an Rebecka.

Berlin, 18. März 44.

„— — Wir haben hier in Saus und Braus gelebt, vorige Woche war jeder Tag doppelt und dreifach besetzt, vier große Abendfeten hintereinander, in deren einer die Rossi, in einer die Birch (eine englische Sängerin, die ganz wie die Novello singt) und in zweien die Decker zu hören war. Diese hat an zwei aufeinanderfolgenden Donnerstagen die prachtvollsten Soireen gegeben, die man nur sehen konnt, sie waren eigentlich für den Herzog von Mecklenburg und seinen Theater-Intendanten, leider aber kam jener gar nicht nach Berlin, und dieser mußte nach dem ersten Fest wieder zurückreisen; das tat aber dem Glanz der Soireen und der guten Laune der Wirtin, die prächtig bei Stimme war, keinen Eintrag. Vorigen Sonntag war auch bei uns die brillanteste Sonntagsmusik, die, glaube ich, noch jemals stattgefunden hat, sowohl was Ausführung als Publikum betraf. Wenn ich Dir sage, daß zweiundzwanzig Equipagen auf dem Hof, und Liszt und acht Prinzessinnen im Saal waren, wirst Du mir die nähere Beschreibung des Glanzes meiner Hütte wohl erlassen. Dagegen will ich Dir mein Repertoir mitteilen: Quintett von Hummel, mit der Finger leicht Getummel, Duett aus Fidelio, Variationen von David, von dem prächtigen kleinen Joachim gespielt, der kein Wunderkind, sondern ein bewunderungswürdiges Kind ist, nebenbei Sebastians dicker Freund. Zwei Lieder, von denen das schöne „Laß die Schmerzen dieser Erde", von Eckert, von Felix und der Decker auswendig vorgetragen, wie immer großen Beifall fand. Ich erlaube Dir, Eckert kein Geheimnis daraus zu machen. Hierauf kam die Walpurgisnacht, auf die mein Publikum schon seit vier Wochen gespannt war und die vortrefflich ging.

Wir hatten drei Proben gemacht, bei denen sich die Sänger so amüsierten, daß sie gern noch einmal so viel gehabt hätten. Bei der letzten war Felix zugegen und sehr zufrieden. Ich hätte gern gesehen, daß er begleitet hätte, das wollte er nun aber ein für allemal nicht, sondern spielte nur die Ouvertüre mit mir, und griff bei den schwierigsten Stellen bald im Baß, bald im Diskant mit zu, so daß eine Art von improvisiertem vierhändigen Arrangement daraus ward, das sehr gut klang. Jetzt habe ich meine Musiken bis nach Ostern aussetzen müssen, da Felix bis dahin Zeit und Leute braucht; er führt nämlich Palmsonntags in der Garnisonkirche Israel in Ägypten mit einem Personal von etwa vierhundertundfünfzig Leuten auf, es wird ein gewaltiges Orchester dazu an der Orgel gebaut, und es wird hoffentlich prachtvoll werden. Vorher noch ist als Schluß der Symphonien die neunte mit Chören, so daß Felix vollauf zu tun hat. Dabei schreibt er ein Konzert für England, zwischendurch gehen die Korrekturen seiner neuen Werke, seine zahllose Korrespondenz und alles, was sonst noch der Tag mit sich bringt; er ist fortdauernd in bester Laune und freut sich sehr auf seine bevorstehende Reise. Neulich nach der Israel-Probe war ausnahmsweise gut Wetter, nachdem es aus war, stand und flanierte man auf der Straße, und dann gingen wir noch spazieren und abends spielten wir alle mit dem Geheimrat Böckh schwarzer Peter und ließen uns von Sebastian Schnurrbärte malen. Daß Du nicht bei Delaroche auf dem Ball warst, ist sehr unrecht, auf der Reise muß man alle Menschenscheu ablegen, sonst verliert man zu viel. Daß ich großenteils als Wegweiser predige, kannst Du wohl denken. Deine Beschreibung von Dirichlets weltverachtender Karnevalslaune hat mich sehr amüsiert, ich sehe ihn von hier mit unbesiegbarem Gelehrtenstolz Sträuße schleudern;

hat er nicht aber doch von Zeit zu Zeit dazwischen süß gelächelt? —"

Fanny an Rebecka.

31. März 1844 (Palmsonntag).

„Eben kommt Ihr todmüde aus der Peterskirche, frühstückt in Eile und geht gleich wieder in die wunderschöne Luft, denn wenn wir seit einigen Tagen das herrlichste Frühlingswetter haben, wie ist es erst bei Euch? Wenn dieser Brief ankommt, ist Dein Geburtstag wohl schon einige Tage vorüber, und doch kann ich ihn erst morgen abschicken, um Dir gleich Rechenschaft von der heutigen Aufführung von Israel in Ägypten abzulegen, die uns in dieser Zeit sehr beschäftigt hat. Also vor allen Dingen schönsten Glückwunsch und Gruß, sei an Deinem Geburtstag wohl mit allen Deinigen und habe schönes Wetter, dann ist mir für einen vergnügten Tag im Freien, irgendwo an einem schönen Ort, nicht bange. Ich freue mich schon auf die Relation davon, weniger auf den Tag, denn da ist Felix schon fort, und das fängt mir schon jetzt an, ganz abscheulich vorzukommen. Ans Gute und Beste gewöhnt man sich so leicht, und wenn ich auch von mir nicht sagen kann, daß ich's dann so hinnehme, als müßte es so sein, so weiß ich doch nicht recht, wie es anders sein soll? Ende August kommen sie erst wieder, Ihr dann hoffentlich auch, und so will ich mich den ganzen Sommer auf die Zeit freuen, die gut sein wird. Es ist so unruhig und zerstreut hier, daß ich nicht recht zum Schreiben kommen kann. Wir haben abends nach dem Kirchenkonzert einige Leute zum warmen Essen hier; da wir nun bei Pauls essen und Dir Heinrichs Geschicklichkeit im Anordnen gewiß noch im besten Andenken ist, so wirst Du Dich nicht wundern, wenn ich vormittags den Abendtisch decken lasse, dazwischen in

den Garten laufe, die schöne Luft zu genießen, Besuche und Geschäfte, die dem morgenden Ersten vorspuken, ungerechnet. — — Nun ist Montag der erste April; Israel, Souper und alles ist vorüber, jedes war in seiner Art vortrefflich; ich will Dir aber von der ganzen musikalischen Woche erzählen, die Proben zu dem Oratorium und der Chor-Symphonie kreuzten sich so, daß Felix rasend zu tun hatte und einen Tag erst um sieben Mittag essen konnte. Die Symphonie am Donnerstag war ganz herrlich und ward mit der größten Begeisterung ausgeführt, wenn ich nachher auf dem Korridor einem vom Chor begegnete, der war in einer Art Exaltation, nie ist mir das gewaltige Werk so klar und lieb geworden; man muß aber auch sehen, wie Felix es dirigiert und wie er es dem Orchester begreiflich gemacht hat; es ging wundervoll, und ich erinnere mich keines glücklicheren musikalischen Abends. Die beiden letzten Proben von Israel dagegen ließen so viel zu wünschen übrig, daß ich mit einigem Zagen in die Kirche ging, die bis in den letzten Winkel gefüllt war Für uns und den anderen hohen Adel waren Plätze am Altar aufbewahrt worden. Es begann auch gleich mit einem dicken Fehler in den Bässen, beim ersten Rezitativ, dann aber ging es schön, die drei gewaltigen Massen, Chor, Orchester und Orgel waren in wundervollem Einklang, und namentlich tut die Orgel eine so wunderbare Wirkung, daß ich nie wieder ein Oratorium ohne sie hören möchte. Nachher versammelte man sich bei uns zu einem ungeheuern Fisch, einem dito Puter und einer sehr gelungenen Bowle, Felix war vergnügt, Bunsen selig, alles zufrieden, wenn nur nicht die Nachricht von Thorwaldsens Tode uns im Kopf gesteckt und namentlich Hensel so verstimmt hätte, daß ihm kein Toast gelingen wollte.

Die interessanteste Nachricht aus dem Hause ist, daß

Caro seine Sporen verdient hat. Er und unser Wächter Winter haben ein Individuum arretiert und auf die Wache gebracht, das sein Nachtquartier im kleinen Keller am Garten aufgeschlagen hatte und wahrscheinlich zu einer Gesellschaft Gentlemen gehörte, die in derselben Nacht in Nr. 1 bedeutend gestohlen hatte. Felix hat sich totlachen wollen, daß ich Winter einen Taler und Caro einen Hammelbraten dekretiert habe; und ich bin ganz vergnügt, daß wir doch unser vieles Geld nicht vergebens bezahlen, sondern einem wahrhaften Diebe durch unsere Vorsichtsmaßregeln entgangen sind. Auf dem Rasenplatz des Hofes, der Dein Werk ist, wurden heute für Felixens Kinder vier Obstbäumchen gepflanzt, die mein Werk sind, im Garten wird auf Mord gearbeitet, es sieht reizend aus. — — Ein paar unserer ältesten Bekannten verlassen auch in diesem Monat Berlin, Devrients. Er hat eine Stelle als Oberregisseur in Dresden, von der er sich goldene Berge verspricht. Es ist wirklich wahr, inmitten eines ungeheuren Bekanntenkreises, der sich täglich vermehrt, um Leute, die einen nichts angehen, wird man an Freunden immer verwaister, darüber klagt Hensel, klagt Felix und klage ich."

Rebecka an Fanny.

Rom, den 13. April 1844.

„Die ganze Woche habe ich mich gefreut, daß der 11. auf den Donnerstag, Posttag, fiel und wer nicht kam, war ein Brief von zu Hause und das war ein großer Druckfehler an dem sonst sehr vergnügt zugebrachten Geburtstage. Ich habe auch noch die ganze heilige Woche nachzuholen, die ich mit Gott seiner Hilfe auch überstanden und dadurch wieder einen großen Fortschritt meiner Gesundheit bewiesen habe,

da ich wie alle Menschen, sehr erschöpft und angegriffen, aber ganz gesund geblieben bin. Mitgemacht habe ich am Donnerstag leider Gottes die Fußwaschung, das ist eine gräßliche Partie, aber Walter hat den Schmutz auf jedem Nagel jeder großen Zehe gesehen und war sehr glücklich. Die Tavola haben wir dran gegeben und dafür unsere eigene auf dem Hof einer kleinen Osteria gedeckt, wo wir uns erst selber Messer und Gabeln putzen mußten; dann gingen wir so früh nach dem Vatikan zurück, daß die Sixtina noch nicht geöffnet war, ruhten uns eine halbe Stunde in der beleuchteten Paolina aus, da konnte man sich zu einiger kirchlichen und karwöchentlichen Stimmung sammeln, was in dem unanständigen Gedränge in der Sixtina und St. Peter ziemlich unmöglich ist. Dann zogen wir mit der Menge in die Sixtina und arbeiteten uns durch vieles Warten und unendliche Psalmen bis zu den wunderschön gesungenen Lamentationen und leider dem Miserere von Baini durch, vor dem Du mich gewarnt hattest und das noch dazu ganz abscheulich unrein gesungen wurde. Sehr merkwürdig war mir, daß mir der große Moment des stillen Paternosters nach dem Erlöschen des letzten Lichtes, den ich in keiner Reisebeschreibung, in keinem Eurer Briefe habe ohne Tränen lesen können, in der Wirklichkeit ganz spurlos vorübergegangen. Es kam zu keiner Stille vor Husten, Schnauben, Scharren und Plaudern der Inglesi; und das Ganze hat so sehr den Anstrich einer Komödie für die Forestieri. Karfreitag haben wir auf Deinen wie immer weisen Rat den Frühgottesdienst mit der Passion und den Improperien angehört; das ist bitterschön. Hab' ich unrecht, wenn mich Palestrina oft an Fasch erinnert? Nachher gingen wir den beliebten Weg über die Wiesen nach Haus, aßen Mittag, ruhten eine Weile aus und fuhren dann ziemlich spät nach der

Sixtina, da mußte ich stehend noch acht Lichter auslöschen, bis zum Miserere von Allegri.

Dank meinem Büchlein, in dem ich mich schon in den Improperien vortrefflich zurecht gefunden, habe ich mich nicht einmal ennuyiert. Nachher gingen wir auch am Donnerstag in St. Peter, sahen den Papst beten, sprachen eine Menge Bekannte, u. a. Delaroche, der uns zur Pflicht machte, auch am Sonnabend früh die Messe von Palestrina zu hören, das fand ich sehr grausam, er sagte aber: Je vous plains, Madame, mais il le faut absolument, da machten wir uns wirklich am Sonnabend wieder auf und arbeiteten uns durch eine Menge lezioni und tratti zu einem einzigen Gloria durch, nachdem vorher der Karfreitag höchst unkarfreitaglich in ziemlich großer und zuletzt sehr animierter Gesellschaft bei uns beschlossen war. Wir haben noch zu guter Letzt eine recht angenehme Franzosenbekanntschaft gemacht, ein Herr Cassas, der Sohn des großen Kupferwerks*), früher Konsul in Palermo, in Lissabon, jetzt auf seinen Lorbeeren ruhend und eben mit seiner sehr schönen und recht angenehmen Frau von der ersten Katarakte des Nil angekommen. Die wohnen in unserem Hause, kamen des Abends herauf, das gewöhnliche Herrenpublikum hatte sich zahlreich eingefunden und war erst in geteilter Stimmung zwischen malerischer Bewunderung der schönen Frau und Grimm über Französisch sprechen, der sich, nachdem die Franzosen fortgegangen waren, in einem ungeheuren Sturm auf das Butterbrot und unglaublicher Ausgelassenheit Luft machte. Am Ostersonntag haben

*) L. F. Cassas gab 1799 seine „Voyage pittoresque de la Syrie de la Phénicie de la Palestine et de la Basse-Egypte“ und 1808 seine „Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie“ in Kupfertafeln mit Text von de la Porte heraus.

wir uns das Hochamt geschenkt, uns bei der Benediktion auf den Stühlen am Obelisk ganz Volk gefühlt und sind abends en famille mit Ernstchen zur „goldnen Kirche" gefahren. Das ist wieder aus Tausendundeiner Nacht, diese Kuppelbeleuchtung.

Vorgestern waren wir früh bei Cornelius, der zwei Wände Campo Santo fertig hat, dann auf dem Vatikan, von den Camere und der Bildergalerie Abschied nehmen; nach Tisch fuhren wir den kranken Elsasser spazieren, da konnte ich also nicht schreiben, und gestern waren wir in Tivoli, da konnte ich also gewiß nicht schreiben. (Potz Schock! da kommt Santini, der gestern dreimal hier war!) — Die Sitzung währte ziemlich lange, der schöne Piaristenmönch Chelini, der uns oft besucht, und Madame Nerenz kamen dazu, und da haben wir am hellen Mittag eine Soirée musicale für die Padri extemporiert. Und nun muß ich mich kurz fassen, denn ich habe noch schrecklich viel zu erzählen: Vorerst Elsassers Bild, das Campo Santo di Pisa im Mondschein ist fertig und über allen Ausdruck schön. Ausgeführt, wie der feinste Niederländer, und darüber eine Poesie, eine Wahrheit, — Dr. Braun nannte es die Philosophie des Mondscheins, aber das ist's auch noch nicht. Man muß „hinjehn und sich's ansehn" und zwar mehr als einmal, ehe man das Auge gewöhnt, im Mondschein alle die Details zu sehen; wenn man nämlich so glücklich ist, ein Auge trocken zu behalten. Am Sonntag hat der arme Mensch seinen Kirchgang zu uns hin getan, er war den ganzen Winter nicht aus der Stube gewesen und war wenigstens drei Stunden bei uns, trotz „mir" und „mich" und trotz aller Komplimente sehr interessant. Nun kommt aber die Prosa der Poesie des Mondscheins. Dieses Bild, an dem er dreiviertel Jahr gearbeitet, mit der größten Aufopferung, das eins der allerschönsten Bilder der neueren

Zeit ist, ist ihm vom König von Württemberg für siebenzig Friedrichsdor bestellt und er ist nicht dazu zu bewegen, mehr zu fordern. Ich habe an dem Bruder alle meine Beredsamkeit verschwendet, aber umsonst, und an ihn selbst wage ich mich nicht heran, weil er gar zu reizbar ist. Hensel weiß ja für alles Rat und kennt alle Menschen, kann er nicht dem Könige vorstellen lassen, daß ein kranker Mann unmöglich davon leben kann? Ich rede nur von der Zeit, die er darauf verwandt und die er wenigstens bezahlt haben muß. Das Bild ist nach dem allgemeinen Urteil eins, das späterhin mit Golde aufgewogen werden wird, wenn der Künstler nichts mehr davon hat. Wäre ich nur Hausfreund bei Preußens, ich ruhte nicht, bis ich dem armen Mann für die paar Jahre, die er noch zu leben hat, eine Pension verschafft hätte. Ich weiß nicht, ob Sie mir verstehn, sagt der Professor Niedlich. Daß es noch solche Paradiesesmenschen gibt, wie die beiden Elsassers, das muß man auch sehn, um es zu glauben, in dieser verderbten Welt. Das ist nun Elsasser; hätte ich noch Platz, so schrieb' ich die Geschichte von dem Kissen, das ich ihm gearbeitet, und wie Mine es hingetragen hat, um das Bild zu sehen und höchst beleidigt einen Scudo ausgeschlagen, dafür aber sich die Erlaubnis ausgebeten hat, mit Cornelius' Köchin noch einmal wiederzukommen. Das Kapitel Mine Dirichlet und Julie Cornelius in Rom verdient allein einen Brief. Bei Cassas trafen wir neulich den Sekretär der französischen Akademie, der machte mir das größte Kompliment, das mir je gesagt worden; als ich Klavier gespielt hatte, sagte er mir nämlich, er hätte schon die Ehre gehabt, mich vor vier Jahren auf der französischen Akademie zu hören. Das ist doch ein roter Adlerorden mit Eigenlob. Über Deine musikalischen Freuden freue ich mich sehr, weni-

ger über das Zusammenschmelzen unseres Freundes-
kreises. Wenn Ihr und Felix nicht angenehme Leute
leicht versammeln könnt, so muß es gar keine geben,
oder es muß in Berlin unmöglich sein, sich zu be-
freunden. Unleugbar bringt eine Spazierfahrt im
Freien in Rom die Leute näher, als das ewige Stuben-
zusammenhocken. Dabei fällt mir ein, daß ich noch gar
nichts über unsere Abreise geschrieben habe. Je nun,
wir reisen eben nicht, es wird uns allen schwer, es war
ein Winter, für den wir Gott nicht genug dankbar sein
können, alles gesund und froh, Dirichlet soll sehr glück-
lich gearbeitet haben und war gegen die Künstler sehr
liebenswürdig, besonders die Elsassers hat er sehr in
Affektion genommen. — — Indessen wir müssen die
schwere Pflicht erfüllen, Neapel und Sizilien zu sehen."

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 30. April 1844.

— — „Bei uns ist es, trotz des trockenen und harten
Frühjahrs und des dörrenden Ostwindes, der die Erde
in Puder verwandelt, sehr schön grün, das Gras präch-
tig, die Nachtigall bei Stimme, und ich befinde mich
in diesem Augenblick in einer der wenigst erquicklichen
Phasen der Lenzentwicklung, nämlich in der, wo die
Decken herausgenommen, die Fußböden noch nicht ge-
bohnt, die Vorhänge bei der Wäscherin, und Schrubber
und Borstwisch in lebhafter Aufregung sind. Alle diese
irdischen Dinge gehen in diesem Jahr an Deinem idealen
Leben spurlos weiter. Du frägst, wie sich manche Be-
kannte von dort hier ausnehmen werden? Gewiß nicht
zu ihrem Vorteil, denn das ist einer der Vorzüge dieses
merkwürdigen Himmels, daß er alles nur einigermaßen
Verschönerungsfähige ins beste Licht setzt, freilich aber
auch das ganz Häßliche, die vollendete Narrheit, und
die grenzenlose Philisterei sich in der hellen Sonne

aufs breiteste darstellen läßt. Findest Du das nicht auch, daß man sich selbst milder, harmloser zeigt, und daß die Fähigkeiten, die man hat, zu einer höheren Entwickelung kommen? So nimmt man's auch mit seinen Nebenmenschen, wenn sie's nicht gar zu arg treiben, nicht so genau, die gemeinschaftliche Freude am Schönen verbindet die jedesmaligen römischen Zeitgenossen, es kommt mir vor, wie eine Art von Freimaurerorden, Ihr werdet's darin besser haben nach Eurer Rückkehr als wir, die wir mit unserem Entzücken überall anrannten, ich freue mich schon auf unsere papistischen Konventikel. Was Du von Elsasser schreibst, hat mich sehr gerührt, weil ich das alles von hier sehe. Hoffentlich wird es nicht auf einen steinigen Boden fallen, Hensel wird wenigstens ungesäumt Schritte tun, ihm auf eine oder andere Art nützlich zu sein. Habe ich Dir das nicht auch immer gesagt, daß alles „mir" und „mich" und „gnädigste Dame" ihm nicht schadet? Und daß er ein wahrhaft idealischer Mensch ist? Ich wollte, ich könnte ihn noch einmal wiedersehen, ich bin ihm gar zu gut. Sein Bruder war damals noch sehr in der Mauser, mich freut, wenn er ein ebenso vortrefflicher Mensch wird. Wie werden sie sich gefreut haben, bei Euch zu sein, was sind das für dankbare Gemüter für jede kleinste Freundlichkeit, die man ihnen erweisen kann.

Felixens sind nun bald drei Wochen fort und ich bin so melancholisch wie ein Brummkater. Seine letzte musikalische Tat hier war für diesmal die Direktion des Faust bei Radziwill; es ging sehr hübsch und war eine schöne Soiree wie immer in diesem noblen Hause. Daß wir seit dem Abzug der lieben Felicier keine kleinen Kinder im Hause haben, ist ein wahrer Jammer, die niedlichsten jungen Ziegen sind da, Walters weiße hat ein schneeweißes Junges, Gärtners zwei allerliebste

grau, schwarz und weiße, die mir selbst Spaß machen. An meines großen Bengels namenlosem Glück kann ich mir denken, wie entzückt das kleinere Volk erst sein würde. Da sich aber leider die Ziegen an uns andern in der Familie ein Beispiel genommen und lauter Böckchen produziert haben, auch die Herde am Ende ihre Grenzen haben muß, so ist die liebe Jugend dem Tode geweiht, ich werde Walter seine ehrlich nach dem Marktpreise bezahlen, auch mit gutem Gewissen versprechen, meinen Magen nicht mit dieser Sünde zu beflecken, ich mochte die capretti schon in Italien nicht, und ein mir persönlich Bekanntes könnte ich nun und nimmermehr über die Lippen bringen.

Hier gehen große Ministerialveränderungen vor, kein Mensch weiß warum? Der Oberpräsident Böttcher aus Preußen wird Justizminister an Mühlers Statt, Alvensleben tritt auch ab, und wer an seine Stelle kommt, darauf können wir uns alle beide jetzt nicht besinnen, ein eigenes Handelsministerium wird errichtet, und die Königliche Kabinettsorder soll unterzeichnet sein, die den Berliner Dombau nach einem Anschlag von neun Millionen befiehlt. Ich glaube noch nicht, daß es zur Ausführung kommt, so wenig als der Schwanenorden, der ruht auch auf seinen Lorbeeren, ehe er welche gewonnen. Sie versuchen zuweilen dergleichen anzukündigen, und wenn dann die öffentliche Meinung Zetermordio schreit, und das erlaubt sie sich wirklich jetzt zu tun, so unterbleibt es wieder. Im ganzen geht es vorwärts quand même! das ist keine Frage; schon die Art, wie öffentliche und soziale (verzeih! ich weiß nicht gleich ein ander Wort) Fragen in den Zeitungen besprochen werden, bezeugt es, es ist sogar sehr merkwürdig, wie gewisse Gespenster, vor denen man noch bis vor kurzem ein Kreuz schlug, jetzt am hellen Tage auftreten und sich

ganz wohlerzogen benehmen. Dahlmann hat ein schönes Buch herausgegeben, seine Vorlesungen über die englische Revolution. Der ist wenigstens bis jetzt nicht aus der Rolle gefallen, wahrscheinlich weil er keine spielt. Glasbrenner hat wieder einen brillanten Guckkasten für 1844 geschrieben, u. a. die Stelle: „Hier sehen Sie die große Ordensverteilung — dumme Jungens, drängelt euch nicht so!" hat mir sehr gefallen in Tendenz und Stil."

Rebecka an Fanny.

Rom, den 1. Mai.

(Mit einer Vignette.) „Wenn das nicht melancholisch ist, die zerbrochene Tasso-Eiche mit untergehender Sonne, so verstehe ich mich nicht auf Melancholie. Drum ist es auch der letzte Brief aus Rom. Am Sonntag geht's unwiderruflich fort per Vetturin nach Neapel, die Spitzbuben sind gefangen und werden gehangen, und die Straße ist daher sicherer als je. Jetzt bin ich so weit, die Reise beinahe zu bereuen, man hat schon bittersüße Erinnerungen genug, ohne sie aufzusuchen, warum ladet man sich einen ganzen Pack Sehnsucht so mutwillig noch dazu auf! Basta! Dein Stück „Ponte molle" drückt alle die infamen Gefühle aus, die ich Dir nachfühle, und die anderen lachen einen so lange darüber aus, bis sie es selbst gelernt haben.

Wir haben wieder einige Tage erlebt, wie sie eben nur in Rom möglich sind, einen in Albano, mit einem Wetter, das der liebe Gott selbst in Italien nicht oft herauskriegt. Diesmal haben wir nicht zusammengesprochen und das Albanergebirg ganz anders eingerichtet, Bouletten aparte und Haare aparte, erst einen Tag, wie Du weißt, für Frascati und Grotta ferrata; dann Dienstag vor acht Tagen Albano, um den See

herum, auf den Monte Cavo, oben gefrühstückt, nach dem Nemi-See herunter und über Nemi, Genzano, Aricia nach Albano zurück. Ich habe mich aber weniger heldenmütig benommen wie Du, denn schon beim Herunterreiten vom Monte Cavo konnt' ich's nicht mehr aushalten und ging zu Fuß von Nemi nach Genzano, wo mich Borchardt mit einem corricolo überraschte, das uns wieder nach Albano brachte. Der See von Nemi ist von allen meinen Schwärmereien die größte; die Lage von dem dunkeln Nest, gegen den duftigen See, mit seinem reizenden, einfachen Umriß und darüber weg das Meer und der Frühling überall. Eine besondere Verzierung des Tages war auch, daß wir auf dem Monte Cavo den ersten Waldmeister fanden, daraus habe ich in Albano zum Diner den klassischesten Maitrank gebraut, der angesichts der im Meer untergehenden Sonne unsere schon erhöhte Stimmung noch steigerte. Diesmal kamen aber Brunis und Bellays nicht und wir verbrachten den Rest des Abends mit Elsasser, Kaselowsky und Borchardt ganz ruhig, die alle die Partie mitgemacht hatten.

Noch ein sehr hübscher Tag war Kaselowskys Geburtstag, am 26. Wir hatten ihn recht hübsch beschenkt, mit einem Strohhut, einem Ring mit einem geschnittenen Stein, den er schon lange im Auge hatte, und Blumen für seinen Balkon; Borchardt hat ihm ein Doppelperspektiv geschenkt, beide haben bei uns gegessen, nachmittags sind wir nach der Villa Pamphili und abends war das Atelier, Hallmann und Lehmann um einen von Moser geschenkten Kuchen und eine Bowle versammelt. Über alles das war Kaselowsky in einer Art Glückseligkeit, die schwer zu beschreiben ist, und das war das Hübscheste an dem Tage. — Borchardt hat bei beiden Elsassers und Kaselowskys sehr grandiose Bestellungen gemacht und sich

namentlich gegen Elsasser sehr hübsch benommen; es freut mich, daß wir das noch hier erlebt haben. Morgen ist nun die vielbesprochene Cervaratour, gestern waren wir den ganzen Tag im Vatikan, im etruskischen Museum, in der Bibliothek mit der aldobrandinischen Hochzeit, in dem wunderschönen Zimmer mit den Kopien der Arabesken aus den Loggien und haben uns bei den Fresken und der Madonna di Foligni empfohlen. Jetzt gehe ich zu August Elsasser und spiele dem mit Borchardt Sommernachtstraum und Hebriden vor (wenn wir einmal zusammen herreisten, würde mich der kleine Elsasser nicht immer so schrecklich quälen, ihm was vorzuspielen, und Du weißt, das ist wirklich für mich eine Tierquälerei), dann essen wir im Lepre, dann gehen wir auf die Galerie Corsini, dann nach Pietro in Montorio, dann wollen wir uns bei Delaroches empfehlen, bei denen hatten wir neulich einen sehr amüsanten Abend, sie waren quasi allein, ich habe mit der Frau unter tausend Narrenspossen vierhändige Sonaten von Mozart gespielt und zum Schluß schenkte sie mir ihr Porträt, Kupferstich für Freunde von ihrem Mann. Von August Elsasser habe ich auch noch eine sehr schöne Aquarelle bekommen, ich bringe ganz ununschuldigerweise ein fertiges Album mit.

Du schreibst von Reflexionen in Deinem Tagebuch; auch zu dieser Weisheit kann ich mich durchaus nicht aufschwingen, mir selbst etwas zu erzählen. Die Versuche dazu in meinem Tagebuch sind äußerst kinderlich ausgefallen; ich begnüge mich, die wichtigen Begebenheiten zu notieren; Du bist eigentlich mein Tagebuch.

Und nun lebt wohl aus Rom; ach! es ist schwer, zu scheiden! —"

In Neapel hielten sich Dirichlets für jetzt nicht lange auf, es kam bald ein Brief, datiert:

Palermo.

„Diese Überschrift sagt vieles. Drum will ich nur mit wenigem sagen, daß wir hier glücklich, wenn auch mit einigem Katzenjammer angekommen sind, aber daß Palermo allen Katzenjammer der Welt wert ist. Ich will versuchen, Dir von unseren Taten Rechenschaft zu geben, obgleich meine Gedanken noch etwas verwirrt durcheinander laufen; Vesuv, Seekrankheit, indianische Feigen, alles mit einer Sehnsuchtssauce nach Rom getränkt, geht mir wirr im Kopf herum. In Neapel hatten wir kein Glück mit Wetter, jeden Morgen schwüle Schirokkohitze, jeden Nachmittag Gewitter.

In der Villa di Roma hatten wir leider keinen Platz gefunden und wohnten daher Euch gegenüber, Santa Lucia 31. So schön wie in der Villa di Roma war die Aussicht zwar nicht, die Kasernenbäckerei lag vor den Inseln, aber sie war doch schön genug, der Vesuv mit seiner Wolke sah uns gerade in die Fenster. Das liegt aber alles schon so weit hinter mir, daß ich gar nicht mehr Lust habe, davon zu schreiben. Dienstag mittag brachte uns Jakoby ans Schiff, wo wir Abschied für die Reise nahmen, er geht Ende der Woche nach Rom und dann zurück nach Deutschland und wir bestiegen unseren Ercolano. Um eins sollte es abgehen, wir mußten aber bis drei warten, weil Ihre Durchlauchten, die Pferde des Grafen von Syrakus, die mitreisten, auf sich warten ließen. Ernst und Walter waren unterdes schon mit der ganzen Gesellschaft, bei der sich auch Deutsche befanden, auf Du und Du. Das Meer war sehr ruhig; unser Diner auf dem Deck ganz amüsant, niemand krank, so lange auch der Kapitän darauf wartete. Bis nach Mitternacht war ich auf dem Verdeck, sah das Meer leuchten, die unzähligen Sterne verbreiteten fast Tageshelle,

Ernst war glückselig über die kleinen Betten, ich schon weniger und legte mich angezogen aufs Sofa, wachte aber sehr bald sehr miserabel auf und quälte mich wie ein armer Hund, bis wir in Palermo ans Land stiegen, nach Deinem Rezept legte ich mich platt auf eine Bank hin, einige Versuche, das dunkelblaue Meer und die Küste von Sizilien anzusehen, fielen sehr unglücklich aus; dicht vor Palermo zwang mich Dirichlet noch einmal aufzustehen, und da überfiel mich doch trotz allen Jammers ein wahrer Schauer vor der fremdartigen Schönheit. Das ist himmelweit erhaben über Neapel.

Nun kam noch eine gräßliche Wirtschaft auf dem Schiff mit der ersten Douane Italiens, die der Stimme der Vernunft kein Gehör gab, eine Überfahrt auf dem bewegten Wasser im kleinen Boot, wobei mir auch nicht besser wurde, und dann hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen und saßen in einem recht behaglichen Wirtshaus, leider nicht am Meer, ein wunderschönes Hotel Trinacria am Quai wird erst im Juli eröffnet, und nach einer Stunde Schlaf, Waschen, Anziehen und einem guten Mittagessen waren alle Leiden vergessen und der Nachmittag wurde in den Gärten der Villa Butera und des Duca di Serra di Falco sehr angenehm zugebracht. Ihr könnt mich also bei Gropius*) besuchen, und dazu im Goethe lesen. Jetzt ist's Abend, wir kommen eben von dem öffentlichen Garten, der Marine und den Sorbetti zurück. Es ist zu schön, es wird einem ganz morgenländisch und zugleich Homerisch zumut. Die Vegetation ist schon halb afrikanisch, wie auch die Menschen, aus allen Dächerritzen kommen indianische Feigen heraus, Katalpas so groß wie bei uns die Buchen, ganz be-

*) In der seinerzeit viel besuchten Panoramenausstellung von Gropius.

sonders habe ich einen ganz gemeinen Baum in Affektion genommen, der auf allen Plätzen steht und ungeheure dunkelrote Blüten trägt. Dabei ist das Frühjahr so galant gegen uns, drei Wochen zurück zu sein gegen sonstige Jahre, alles steht in der blühendsten frischesten Frische. Die Orangen- und Zitronenbäume sind schneeweiß und duften im Verein mit Akazien und Rosen so wundervoll, daß ich's vor Kopfschmerzen gar nicht aushalten konnte gestern abend. Ich hab's aber doch ausgehalten. Und nun die Formen und Farben der Berge, und das Meer. Wenn Du einmal wieder ins gelobte Land reisest, dann gehe ja hierher, dann brauchst Du Dich nicht mehr nach Syrien zu sehnen, hier ist die schönste Ouvertüre zum Orient. Heut früh waren wir in der von Elsasser gemalten Rogerskapelle und in Santa Rosalia. Siehe Hensels Skizzenbücher. Aber ich muß mir nachsagen, ich habe in Rom gut sehen gelernt, mir entgeht kein altes Fenster, kein beschmutztes Säulenportal. Du schriebst, Du hättest sechs Wochen vor Eurer Abreise täglich eßlöffelweise geweint, ich habe mich ganz anders eingerichtet, ich habe bei Albano angefangen zu weinen und fange erst jetzt an aufzuhören. Aber der sinnverwirrende Lärm in Neapel tut auch vieles dazu; hier ist es stille, ernster, ach! es ist göttlich hier. Heut nachmittag schlief ich ein bißchen ein, und als ich aufwachte, ging es mir wie Paul in Brüssel, ich konnte mich durchaus nicht besinnen, mit welchem Land ich die Ehre hatte zu sprechen. Zu aller der Geographie, die man selbst durchfährt, kommen noch Fremde aus allen Weltgegenden, und jeder erzählt von der seinigen, das macht meinen dummen Kopf noch konfuser. — Bis gegen den 1. Juni denken wir hier zu bleiben, die Umgegend Selinunt, Segest, Taormina und Cephalu zu besuchen, dann mit dem Dampfschiff nach

Messina zu gehen und von da zurück nach Neapel. Verzeih diesen verdrehten Brief, ich hoffe mich bald etwas zu sammeln und mich von meiner Verwunderung zu erholen, daß ich in Sizilien bin, im Lande Homers, der Sarazenen, der Hohenstaufen, und wo Gott die Welt erschaffen hat. Hätt' er nur nicht dabei so sehr viel Flöhe erschaffen. Die Hitze ist sehr mäßig, die Abende sogar kühl, alle Gartenwege sind mit Orangenblüten und herabgefallenen Zitronen bedeckt. Nun genug Blüten, Berge, Sonne, nun leb wohl und gönne mir das Glück, den Traum des Lebens einmal schön zu träumen."

Aus einem Brief von Fanny an Rebecka.

Berlin, 18. Mai 1844.

„Dein gerührter und verdrießlicher Abschiedsbrief aus Rom mit der schönen Vignette der zertrümmerten Tasso-Eiche war uns sehr verständlich. O Dirichlet, wie freue ich mich drauf, mit Dir nicht mehr zu disputieren, sondern Dich in volle Entzückung über das unbekannterweise von Dir geschmähte Italien ausbrechen zu hören. Wenn uns nur nicht das Italienischsprechen auf alle Zeiten versalzen ist. Hensel fürchtet sich schon jetzt vor Deiner grimmigen Kritik seiner unkritischen, ungrammatischen Praxis. Vor allen Dingen will ich Euch etwas erzählen, was Euch Vergnügen machen wird, wenn ich auch fürchte, daß es zu nichts führt. Angesichts Deines Briefes über Elsassers Bild hat sich Paul nach einiger Beratung mit uns kurz entschlossen, einen Wechsel von hundert Louisdor an Valentini zu schicken, der gleich ausbezahlt werden soll, wenn ihm das Bild überlassen wird. Nun fürchte ich zwar, der krankhaft gewissenhafte Mensch wird sich nicht dazu entschließen, den König von Württemberg später zu entschädigen und das Bild herzuschicken, aber

vielleicht dient es wenigstens dazu, ihm von jener Seite mehr zu verschaffen, wenn man den König wissen läßt, daß von Privatleuten ein weit höheres Gebot ergangen ist. Ich würde mich gar zu sehr freuen, wenn Paul das Bild bekäme.

Montag ist des alten Schadows einundachtzigjähriger Geburtstag, der wird durch ein ungeheures Diner bei Kroll auf dem Exerzierplatz (diese Überraschung erwartet Dich auch hier) gefeiert, wozu ich mich vu les circonstances verstanden, und, da es mir an aller eleganten Sommertoilette fehlt, gestern in Eile Kleid, Haube, Kragen, alles besorgt habe. Da es nun aber unstreitig eine höchst seltene Begebenheit wäre, mich bei einem public dinner zu sehen — Sonnenfinsternisse und Schalttage ereignen sich viel öfter — so vermute ich, es wird mich irgend etwas daran hindern.

Der Garten ist schöner als je, alles frisch gesäete Gras funkelt wie Smaragd, das Wetter ist unbeschreiblich fruchtbar, ich fürchte nur, wenn Du zurückkommst, wird man das Grün mit der Brille suchen müssen, die Fliederblätter sehen dann aus wie Tabak, die Grasplätze sind verklungen wie Kindermärchen und Du glaubst, ich habe Dir was vorgeprahlt, es ist aber doch wahr.

Walesrode behauptet in einer neuen Schrift, die Spree sei das Sinnbild eines ruhigen, besonnenen Fortschritts, darüber habe ich drei Stunden lang gelacht. Der Minister hat wieder eine Verfügung über Universitäten von sich gegeben, die sich seinen übrigen Meisterstücken anreiht, Dirichlet soll künftig mit seinen Zuhörern disputiren. Das ganze Geschreibe ist wieder so unglaublich nichtig, sich selbst aufhebend, in sich selbst zerfallend, mit einem Anlauf zur Korruption und Bestechung der jungen Leute und auch dazu nicht einmal der rechte Mut, daß einem wirklich der Unwillen über solche Erbärmlichkeit das Blut vergällt.

Überhaupt gibt's im öffentlichen Leben wenig Erfreuliches. Ungeheure Aktienschwindelwut für Eisenbahnen, namenlose Not der schlesischen Weber, der jetzt auf alle Weise zu steuern versucht wird, Grimms Erklärung in öffentlichen Blättern, daß ihnen an ihrem Geburtstag Hoffmann von Fallersleben ein unwillkommener Gast gewesen, Versuche zu einem lebendigeren, gemeinsamen Verkehr auf allen deutschen Universitäten mit Karzer und Konsilium bestraft, täglich Verbote, Kräkeleien der Regierung und Polizei nach allen Seiten hin, nur nicht nach denen der öffentlichen Sicherheit und Reinlichkeit. Sonst geht gar nichts vor; unser Leben fließt ruhig dahin, nichts knallt als die Bocciakugeln, und Albertine und ich sitzen jeden Abend dabei, etabliert auf zwei neuen, hübschen Gartenstühlen, und amüsieren uns über die Kindereien der Großen."

Felix an Fanny.

4, Hobart Place Eaton square,
13. Mai 1844.

Liebste Fanny!

„Ich hätte Dir längst schon schreiben müssen, wenn ich mein Leben lang so könnte, wie ich wollte. Dafür nahm ich mir aber wenigstens vor, Dir meine glückliche Ankunft in London zuerst zu melden und Dich zu bitten, sie Paul mitzuteilen, und so tue ich denn hiermit. Es wurde mir freilich sehr schwer, von Frau und Kindern wegzugehen, gottlob empfange ich heut früh indes gute Nachrichten von dort und hoffe auch, bei meiner Rückkehr wird die Ruhe und die Landluft besser gewirkt haben, als alle Medizin, das gebe der Himmel; Du glaubst nicht, welch schlimme Tage ich in Leipzig auszuhalten hatte.

Die Reise hierher war so glücklich, wie sie nur sein konnte, namentlich die Überfahrt.

Klingemann fand ich wohl und gut und lieb wie immer, er will sich anhängen. Wäre Cécile mit mir, so könnte es gewiß einen englischen Aufenthalt geben, so schön, wie ich ihn nur je gehabt habe; denn alle Freunde sind so unverändert und liebreich und zuvorkommend, daß es mich wahrhaft rührt. Freilich fehlt bei jeder Freude das Beste, wenn die Cécile nicht daran teil hat; so sind mir denn die vielen Beschäftigungen willkommen, die jeder Augenblick hier mit sich bringt, und hoffentlich soll meine Arbeit nicht ohne Frucht bleiben; wenigstens höre ich sehr erfreuliche Nachrichten vom Philharmonic, und geht es so weiter fort, wie vorgestern in der ersten Probe (wo meine A-Moll-Symphonie wirklich vortrefflich gespielt wurde), so hoffe ich dieser Sache einen Dienst leisten zu können. Davon aber später mehr, nun kommt der Doppelbrief:

Klingemann:

Und so kommt denn wieder ein Doppelbrief und uralte Zeiten stehen wieder auf. Himmel, wären es nur die uralten und wir, d. h. ich, der Urjunge! Felix finde ich unverändert, ja wir alle finden ihn kräftiger und gesünder aussehend, als vor zwei Jahren — er ist munter und guter Dinge, und man hat an dem ganzen Menschen seine innerliche Freude. Niemand steht sich aber bei dem Handel besser, als ich; für einen Einsamen, dem die Häuslichkeit verhagelt ist, gibt's gar nichts Lieberes, als solch ein bequemes, behagliches Zusammenleben, und das obendrein mit der Aussicht auf Monate. Die arme Cécile dauert mich, daß sie so lange von ihrem Manne getrennt sein muß und er von ihr — wie gerne hätten wir sie hier — aber ich muß doch einmal mein Glück genießen und

preisen. Es liegt Schickung darin, für den ganzen Sommer bin ich verwaist von den Beneckes und habe nun meinen grandiosen Ersatz. Ferner mußte es sich treffen, daß B. den Winter über bei mir wohnte, und mit seiner Nachbarschaft, mit späten Stunden, Unpünktlichkeit, und was dem guten Menschen sonst für bürgerliche Laster ankleben, alle meine Junggesellen-Ecken aufs schönste abgeschliffen hat, ich rühme mich jetzt, ein Muster der Duldung und Gelassenheit zu sein, und habe es nun beim Felix gar nicht einmal nötig! —

Er wird Ihnen in seiner Bescheidenheit seine Sukzesse nicht schreiben, aber sie sind groß und mannigfaltig — sein Empfang hier, seine Aufnahme sind herzlicher wie je, und können es nicht mehr sein. Kein Wunder, daß die Zuneigung so gegenseitig ist. In der Philharmonic-Stube am Sonnabend war es schon recht hübsch, aber gestern im Konzert war es prächtig — eine Wärme und ein Leben drin, wie wir es lange nicht gekannt — und alle wußten und fühlten, warum. Dabei hätten Sie die empfindsamen Blicke sehen sollen, die sich die Eingeweihten, die Freunde in weite Fernen hin, über den Saal, zuwarfen. —

Ich schreibe Ihnen vom Bruder, weil ich weiß, daß Sie das doch am liebsten hören, aber von mir diesesmal nichts als Dank, und zwar von allen Arten. Die Decke, die Fußdecke, die weiche, warme, blühende Fußdecke habe ich gleich mit Stolz ausgebreitet, und wenn ich ein so liebes Geschenk auch mit Füßen trete, so liegt das nur daran, daß ich nicht die Courage gehabt habe, mir eine Weste daraus machen zu lassen. Und es paßt wieder wie eine Schickung; ich hatte mir gerade meine Gemächer tapezieren und anstreichen lassen, nur den Teppich hatte ich nicht renoviert — aus Geiz —, nun frischt die Decke seinen abgelebtesten Fleck auf. Und dann haben Sie mir so schön geschrieben!

und zweimal! Ihr erster Brief verdient ein besonderes Dank- und Denkmal; wäre man nur kein Faultier und schriebe man gleich, wenn es einem warm und bewegt um's Herz ist, so hätte man das Rechte getan und die anderen hätten einen guten Brief. Er — Ihr Brief, Ihr unbeantworteter Brief fiel in die rechte Zeit, ich brauchte ihn gerade und er tat mir sehr wohl und zog mich in Ihre wohltuende Nähe, wie ich mich gerade recht allein fühlte. Der Himmel vergelt's! — Und nun wie ohne Anfang, so auch ohne Schluß —

Ihr getreuer Klingemann."

Felix an Rebecka.

London, 18. Mai 1844.

„Von Klingemanns Kamin aus soll dieser Brief nach Neapel wandern und Dich aufsuchen und Dir meinen Gruß bringen. Es brennt tüchtiges Kohlenfeuer in dem Kamin, denn es ist bitterkalt und wir frieren sehr, darüber wirst Du Dich weniger beklagen, wenn Du den Brief erhältst. Mögen wir uns bald in demselben Sonnenschein, oder wenn es nicht anders sein kann, in demselben kalten Nordwind wiedertreffen. Eigentlich schreibe ich hauptsächlich deshalb; Du hattest in dem letzten Brief an Fanny geäußert, Du wollest uns am Rhein, vielleicht gar beim Musikfest in Zweibrücken zuerst wiedersehen, nun möchte ich Dir gern aus allen Kräften zureden, diesen schönen Plan auszuführen, möchte Dich bitten, Dir nichts dazwischen kommen zu lassen, möchte Dir sagen, wie schön es wäre, wenn wir Dich zuerst, und bald, und am Rhein träfen! Aber wie herrlich das wäre, und welch eine einzige Freude, davon sag' ich lieber kein Wort (Du weißt's ohnehin), und rede nur im allgemeinen zu, und sage „tu's und komm."

Du weißt wohl schon über Berlin, daß wir fortwährend mit mancherlei Ungemach zu tun hatten, also ist von uns eigentlich wenig zu erzählen, was den Vergleich mit Deinem dortigen blauen Himmel, Sonnenschein und Meerwesen aushält. Cécile wurde in Leipzig recht sehr unwohl, hauptsächlich wohl aus Erschöpfung über den langen sorgenvollen Keuchhusten-Winter. Die Kinder waren auch immer noch nicht ganz hergestellt. Clarus sprach von Ems und Schwalbach für Cécile, das wollte der Frankfurter Arzt nicht zugeben und verordnete nichts als gute Landluft und vollkommene Ruhe, nun wurde eine angenehme Wohnung zwei Stunden von Frankfurt gemietet, wohin Cécile mit ihrer Mutter und den Kindern ziehen sollte; da schreibt sie mir gestern, daß der dicke Paul die Masern bekommen hat, und wahrscheinlich werden sie nun alle daran glauben müssen, und es ist ganz unbestimmt, wann Cécile hinausziehen kann. Ich hatte die Tage bis dahin gezählt, weil ich so viel Gutes von der guten Luft erwartete, und nun kommen wieder neue Sorgen statt der Erholung von den alten. Ein fataler Husten, nervös und trocken und unangenehm und große Mattigkeit sind die häßlichen Feinde, die Cécile in Leipzig heftig überfielen, und ich glaube, sie müssen sehr ernstlich bekämpft werden, damit nicht später einmal etwas Schlimmeres daraus werden kann. Gottlob! es war in Frankfurt bei meiner Abreise schon viel besser, und bei rechter Sorgfalt und Aufmerksamkeit brauche ich, so Gott will, weder für jetzt noch für die Folge mir schlimme Gedanken zu machen. Aber diese Sorgfalt ist gewiß notwendig, und Du kannst Dir denken, daß ich alles anwende, um es daran nicht fehlen zu lassen. —

Der Aufenthalt hier ist unter diesen Umständen freilich mit dem vorigen nicht zu vergleichen, wo

Cécile mit hier war, und so fröhlich und alles so heiter glänzte. Aber die Freundlichkeit meiner Freunde ist so groß, und die Art, wie mich das Musikpublikum aufnimmt, so außerordentlich teilnehmend, und der eigentliche Zweck, den ich dabei hatte, nämlich den Philharmonischen Konzerten aufzuhelfen, scheint so vollständig in Erfüllung zu gehen, daß ich allerdings nur mit Freuden daran zurückdenken werde — wenn ich erst wieder heimgekehrt bin und Frau und Kinder wieder wohl und gesund gesehen habe. Daß ich bei Klingemann wohne, weißt Du; er will sich anhängen und ich rede ihm sehr zu, im Juli mit nach Deutschland zu kommen. Weißt Du auch schon, daß ich, auf der Eisenbahn in einem Tage von Cöln nach Ostende fahrend, doch in Aachen noch Zeit genug behielt, um Herrn Meyer zu besuchen, den ich nach Mama Dirichlet fragen wollte? Und siehe, ich fand Mama selbst beim Frühstück, und so prächtig wohl sah sie aus und so jugendlich munter und frisch, daß es mir die allerherzlichste Freude war, und wir fielen einander nicht wenig um den Hals! Die muß freilich auch beim Rheinischen Rendezvous mit einbegriffen sein und die Hauptrolle dabei spielen. Grüß Dirichlet (gestern shook ich hands mit Herrn Babbage), grüß Walter (er soll maniche di Cortello fressen, und überhaupt frutti di mar), grüß Ernst, den Pausilippo und Amalfi.

Nachschrift von Klingemann.

O! wüßten Sie nur, immer noch jüngste Freundin, wie oft ich in den besten und sehnsüchtigsten Augenblicken, nach meiner schönsten Jugendzeit zurückschauend, die Gedanken habe zu Papier bringen und Ihnen schreiben wollen, ordentlich schreiben, Sie verziehen mir schon eher, ich könnte hier schon eher als bloßer fragmentarischer Anhang erscheinen. Haupt-

schuld an allem hat aber immer das Schicksal, das mir nun seit mehr als sechzehn Jahren nicht vergönnt hat, Sie wiederzusehen; mit anderen traf ich's besser, wie dieser Anhang beweist, London hat mir den Felix eigentlich erst recht gegeben, und so streicht denn der erquicklichste Sturmwind von Zeit zu Zeit und immer zu rechter Zeit durch mein grauwerdendes Haar und tut mir jedesmal unendlich wohl. Warum kommen Sie nicht auch einmal als schönster West, hier ist doch auch allerlei für Leute Ihrer Art, außer Babbage und Rule Britannia, und Sie würden sich erbauen. Felix, gottlob! fühlt den alten Zauber, wie er ihn übt, — trotz der Frau, die nicht da ist und die uns allen schrecklich fehlt, sieht er munter und frisch aus und freut sich an Lobster und Pies und den Engländerinnen, und wundert sich wie sonst, daß man hier so viel Engländer sieht, und so viel Englisch spricht, und ist guter Dinge — komponiert er nicht die schönsten Werke, so liegt's eben an dem tollen Treiben, das den „Lion" anders nicht, als morgens früh und abends spät losläßt. In den Morgen- und Abendstunden aber ist er mein Hausgenoß, und wir leben und reden menschlich von den Unsrigen; ich stehe mich bei dem allen freilich am besten. Als Künstler hat hier nie ein Fremder eine Stellung gehabt, wie Felix, sie ist so nobel und rein und sein mächtiger, stiller Wille trägt ihn so sicher und triumphierend durch allen Rauch und allen Nebel in die klaren Regionen; alle, auch die Philister, fühlen das, und alles respektiert und würdigt, jeder in seiner Art und Weise die Kraft, die jeder erkennt. Wir, John Bulle wie wir sind, sind darin überhaupt kindlicher und reiner, als der vielschreibende Kontinent, gescheiter nebenbei wie Ihre bequemen Makkaroni-Esser, wir haben das „Organ of veneration" und bewundern ehrlich und gern. Warum sind Sie

nicht einmal dabei gewesen, wie Felix empfangen wird, es würde Ihr schwesterliches Herz erquicken, und tut einem simpeln Zuschauer wohl. So war es im ersten Philharmonic-Konzert, was er dirigierte. Alles, Orchester wie Zuhörer, hatte solches Leben bekommen, sie spielten seine A-Moll-Symphonie schöner wie je vorher, und die andern hörten andächtiger und genossen jauchzender wie je. Ich will gar nicht, daß das Volk überall meinen Felix schon so inne haben soll wie ich und wie einer oder der andere mehr; dafür wird das Beste nicht gemacht, daß es dem Haufen gleich mundgerecht zwischen die Zähne wächst; aber sie mögen den Propheten und Magier merken und sich mit leisem Schauer, unbewußt, zu ihm hingezogen fühlen. Der Platz hört auf, meinen Brief bin ich Ihnen immer noch schuldig, und Sie mir immer noch die Möglichkeit, Ihnen zu begegnen; und endlich Dirichlets leibhaftige Bekanntschaft zu machen, und mich wieder in Ihr Leben einzuleben. Wo wird das sein, und wie? Felix spricht vom Rhein, möge es so werden."

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 23. Mai 1844.

„— — Nun bin ich sehr neugierig auf Deine Nachrichten aus Neapel. Ach! denke einmal an mich, wenn der Vesuv glutrot beim Sonnenuntergang wird, dann blaßrot, und einen Moment später bleigrau und tot. Ich fürchte sehr, Santa Lucia hat einen großen Teil ihres Reizes durch Zivilisation eingebüßt, man war daran, die Lazzaroni auszukehren. So recht mit Freude, wie das erstemal, werde ich doch Italien schwerlich wiedersehen; denn wenn Hensel und ich hingehen, werden wir doch Sebastian dahinten lassen müssen, und das ist schwer. Der beharrt noch dabei, Naturforscher zu werden, und hat den bedenklichsten Appetit nach frem-

den Weltteilen. Neuholland führt er im Munde, als wenn es Potsdam wäre. Was finge ich arme Klucke wohl an, wenn solche Pläne zur Ausführung kämen? Da ist doch meine Henne besser dran, die sechs Junge ausgebrütet hat. Wie reinlich kommt so'n Vogel auf die Welt, und wie geschickt sind die neugeborenen Tiere. Könnte der Mensch nicht davon etwas lernen?"

Fanny an Rebecka.

Berlin, 3. Juni 1844.

„Bravo, mein Beckchen! wie freue ich mich über Deinen Unternehmungsgeist. Ich mußte laut aufschreien, als ich das Datum zu Gesicht bekam und Hensel ging es nicht besser. Aber Du wirst es komisch finden, zu gleicher Zeit habe ich mich gefreut, daß mich damals meine Trägheit und mein Balkon an Neapel gefesselt hatten, und daß mir, will's Gott! für meine Vierzige nun noch eine so große Erschütterung übrig ist. Für die Dreißige hat mir Italien genug getan. Du bist übrigens schreiend ungerecht gegen Neapel, das denn doch so ganz unerhört schön ist, daß ihm in gewissen Punkten kaum etwas in der Welt gleichen kann. Der Vesuv, die Inseln, Pompeji, was kommt wohl gegen diese Haupttotschläger auf? Die blaue Grotte ungerechnet, die vormittags keine Besuche annahm, als wir ihr unsere Aufwartung zu machen wünschten. — —

Wir haben einstweilen sehr viel Zweck gegessen und Lebendige und Tote mit Festklängen gefeiert. Ich schrieb Dir, glaube ich, schon neulich, daß Devrient eine Trennungsfreude bereitet werden sollte; der große R. stellte sich von diesem Abschiedsfeste nichts Geringeres vor, als daß es Devrient in Zukunft wieder hierher zurückführen und seine Stellung für alle Zeiten und Zukunft hier sichern würde (wenn ich doch so glücklich

wäre, so außerordentlichen Wert auf meine Einfälle und Unternehmungen zu legen). Dazu hatte R. denn auch so unsinnige Anstalten getroffen, daß, wenn man ihm seinen Willen gelassen hätte, das ganze kunstliebende Berlin sich sechs Monate lang die Augen ausgekratzt haben würde. Durch Hensels vernünftige Vermittelung gelang es denn endlich, diese Fete in das Geschenk einer sehr schönen Porzellanvase zu verwandeln, an deren Fuß die Namen der verschiedenen Geber prangen werden. Mittwoch trat er zuletzt als Tasso auf: nach dem Theater versammelten sich seine Freunde und Freundinnen (keine Schauspieler) im Hotel de Russie, wo er seit einigen Tagen wohnte, und die Vase ward ihm mit einer einleitenden Rede von Werder, der darin stecken blieb, überreicht, dann folgte ein frugales Mahl, dessen Leitung sich aber doch R. zu bemächtigen gewußt hatte, und wobei der Champagner auf gemeinschaftliche Kosten so floß, daß ich in Todesangst vor der Rechnung lebe, welche noch wie das Schwert des Damokles über unsern Häuptern hängt. Devrient war übrigens selig; am folgenden Tage gaben ihm die Schauspieler noch ein Diner und ein Geschenk, und die zwei letzten Tage seines Hierseins waren sehr hübsch. Vorgestern haben wir nun wieder Thorwaldsen angefeiert und dabei sind solche Schöppenstädtereien vorgekommen, daß es kaum zu glauben ist. Die Feier bestand in einer sehr schönen Dekoration des Akademiesaals, in der Mitte eine Kolossalstatue Thorwaldsens, von Kiß sehr geschickt, teils modelliert, teils drappiert, so daß es eine ganz schöne Wirkung machte. Eine von meinem schönen Freunde Reumont geschnarrte Rede, ein schwungvoller Dithyrambus unseres genialen Rungenhagen und eine sehr bedeutend antigonisierende Kantate von Kopisch und Taubert machten die Feier aus, deren

Pointe darin bestand, daß aus Versehen der König und der ganze Hof nicht eingeladen worden, zu welchem Entsetzen unseres unabhängigen künstlerischen Berlins kannst Du mitfühlen. Von sonst „Vergessenen" habe ich bis jetzt Beuth und Humboldt erfahren. Wie findest Du das? Denke Dir den Schreck der Herren Anstifter, die in der königlichen Loge keine Maus, nicht einmal einen Kammerherrn erblickten und denen da erst ihre Sünden beifielen. Zufällig waren die Maler nachher bei uns zum Essen, und da habe ich mein Mütchen an Wach und den andern gekühlt und sie unbarmherzig ausgelacht, während ihnen allen der Jammer viel näher stand. Es half aber nichts, sie mußten gegeißelt werden, wer heißt sie mit solcher Ostentation eine Thorwaldsenfeier ins Leben treten zu lassen und sich so gottesjämmerlich ungeschickt dazu anstellen? —

Von Cécile habe ich keine ganz neuen Nachrichten; nach den letzten hatten die drei andern Kinder (Paulchen war schon fertig), sowie ihre Mutter, ihre Tante, im ganzen achtzehn Personen der Familie die Masern. Sie selbst hat wieder eine Halsentzündung gehabt, von der sie freilich wieder hergestellt war, aber ich gestehe Dir doch, daß ich über ihre Gesundheit im allgemeinen viel weniger ruhig bin, als es Felix zu sein scheint. Gebe Gott, daß ich mich irre und zu ängstlich bin. Von Felix sind die Nachrichten sehr gut, er ist vergnügt, zufrieden mit der enthusiastischen Aufnahme, die er findet und die ihm den Kontrast mit der frostigen Art der Leute hier freilich immer fühlbarer machen muß. Von ihrer eigenen Krankheit hat ihm Cécile nichts geschrieben und mir verboten, es ihn wissen zu lassen."

Rebecka an Fanny.

Neapel, Villa di Roma, 31. Mai 44.

„Ich soll von Euerm Balkon grüßen, den ich leider nicht bewohne, denn die Wohnung wird repariert, dem ich aber eben eine Abendvisite gemacht, und den drei Fischerbarken, und dem Vollmond im Meer Eure Grüße bestellt habe. Wieder eine Ähnlichkeit, liebste Fanny, ich sitze hier als Strohwitwe. Unsere sizilischen Pläne, mit Kindern weitere Ausflüge zu machen, scheiterten an der Unmöglichkeit der Ausführung; weder zu Pferd, noch zu lettiga, noch zu Schiff mit Seekrankheit machte sich's gut, sogar Cefalù habe ich aufgeben müssen, weil ich die Wahl hatte zwischen sechs deutsche Meilen reiten oder im Kahn fahren. Darum gräme ich mich aber nicht, denn über Palermo kann nichts gehn; da sich aber Dirichlet schon sehr auf den Ätna und Archimedes Grab gefreut hatte, habe ich ihn halb gezwungen, sich diese Erinnerungen nicht entgehn zu lassen und bin mit Reisebekannten in dem großen Schiff „Palermo" wieder hergefahren; ich fürchtete die Hitze und die kleinen Postdampfschiffe, die sehr schlecht sein sollen, und da habe ich mich denn mit schwerem Herzen von der poetischsten Poesie von Palermo getrennt und mich in der Villa di Roma etabliert. In der Nähe von Palermo habe ich alles gesehn: Monte Pellegrino mit Goethes Rosalienkapelle, wo ich wie er Orgel und Gesang gehört habe, Monreale — hat Hensel vielleicht den Reitweg von S. Martino nach Monreale gemacht, der ist zu empfehlen, Baggaria, wo wir den Duca di Serra di Falco besucht haben, alle Tage mehreremal die Marine, ach! was ist das alles schön, und maurisch, und poetisch, und welch gutes Wirtshaus nebenbei, und Erdbeeren und nespole japanese. Und die Ziza nicht zu vergessen mit ihrer

maurischen Halle und welthistorischen Aussicht. Wär ich nur noch da, hier bin ich ein wenig ausgesperrt, und die Zeit, bis Dirichlet kommt, wird mir schrecklich lang. In Palermo hatte ich doch Don Romeo — es ist unglaublich, daß Du Don Romeo nicht kennst, und der ist doch jetzt in jedes Dirichlet Mund. Romeo ist der Palermitaner Schapse und Cousin Wolf in einer Person, nur, wie sein Name besagt, ins Palermitanische übersetzt, d. h. ein sehr hübscher junger Mann. Mit Cousin Wolf hat er eine kleine Rente, sehr weiße Wäsche und gentilité in die Begebenheiten gemein; mit Schapse, daß er alles weiß und allen alles verschafft. Dieser ist uns von einem Offizier vorgestellt worden, an den Dirichlet einen Brief hatte, und seitdem ist er uns nicht von der Seite gegangen, hat unsere Partien arrangiert, den patto mit Kutschern und Schiffern gemacht, mir Nähseide gekauft, Dirichlet einen Knopf angenäht, und es war die dickste Freundschaft, ein wahrer Amico. — Nun bin ich aber sehr müde, gute Nacht! Übermorgen mehr von Romeo, morgen will ich nach Sorrent, Nerenzens besuchen. —

Den 5. Evviva!!! Aus der Form dieser Ausrufungszeichen siehst Du schon, daß ich Pauls Töchterchen begrüße. Evviva! welch ein Stein ist mir vom Herzen. O wär ich jetzt bei Euch und könnte die neue Mutter begrüßen! Bei solchen Gelegenheiten reicht der Vesuv und das Meer nicht aus, einem die persönliche Anwesenheit zu ersetzen. Tausend gute Wünsche dem Vater, der Mutter und dem Kinde. Am 24. haben wir feierlichst ihre Gesundheit am Fuße des Monte Pellegrino getrunken, und ich dachte eigentlich, nun müßte es losgehen, aber da war ja alles schon überstanden.

Ich datiere dies aus Sorrent, wie Du vorhergesagt, liebe Fanny, aber die Sache hat einen Haken.

Ich habe mir die passende Zeit ausgesucht, wo Dirichlet nicht da und ich fast ganz fremd in Neapel war, um gleich, nachdem ich aufhörte zu schreiben, recht krank zu werden; nachdem Dr. Zimmermann die Sache eine Weile angesehen hatte, befahl er mir peremptorisch, aus dem Bett aufzustehen und stehenden Fußes nach Sorrent zu wandern, wo ich seit einigen Tagen weile und wirklich ziemlich hergestellt bin. Wie ich höre, bin ich nicht der erste, der in Neapel nervenkrank geworden und in Sorrent wieder seine Gesundheit gefunden hat. Ich habe mich in einer sehr hübschen Wohnung etabliert und erwarte nun Dirichlet in aller Ruhe in einigen Tagen zurück. Dieser Aufenthalt stört unsere weiteren Pläne ein wenig, indessen wo man hier bleibt, ist es schön und herrlich und die Sorrenter Luft wirklich balsamisch und erquickend. Sehr viel Schuld an meinem Unwohlsein hatte auch die Seekrankheit, wir hatten eine stürmische Überfahrt und da hab' ich fürchterlich gelitten; nun ist aber alles überstanden. Mein Walter hat sich in dieser Zeit wie ein ganz erwachsener, vernünftiger Mensch und dabei wie das liebenswürdigste Kind benommen. —

Solche Farben wie heut sind, glaube ich wieder, noch nie dagewesen. Wenn ich in unsere Halle hinaustrete und das Meer durch die Bogen sehe, packt mich immer ein gewaltiges Verlangen, Farben zu nehmen und ein blaues Meer, einen grünen Vorgrund, weiße Bogen und einen lila Vesuv zu schmieren. Wäre das nicht ein schönes Bild? Man glaubt wirklich in Italien, Landschaftsmaler zu sein, wenn man die Gegend recht viel ansieht, und dadurch, daß ich Walters Zeichnungen schulmeistere, sehe ich recht genau hin. — Ach! ich kann gar nicht mehr schreiben, ich freue mich viel zu sehr aufs Wiedersehen und Wiederzusammenleben mit Dir. Es hat uns zwar bis jetzt noch nicht an Stoff

zum Plaudern gefehlt, aber jetzt soll es erst losgehen. Hier verlerne ich ganz mein sauer errungenes Italienisch und lese drum ziemlich geläufig und sehr gewissenhaft das befreite Jerusalem. Sonderbar ist es, wie einem plötzlich und unerwartet zuweilen ein Sinn aufgeht; so ging mir in Rom eines Tages Goethes Tasso auf, wie eine ganz neue Bekanntschaft, und es vergehen seitdem nicht viel Tage, ohne daß ich eine oder die andere Szene draus mit größter Rührung lese. Wer nicht selbst produzieren kann, lernt wenigstens in dem Wunderland besser auffassen und verstehen; im Lande, wo die Poesie auf allen Bäumen und Zäunen wächst, muß doch etwas davon im Gemüt hängen bleiben. —"

Rebecka an Fanny.

Sorrent, den 19. Juni 44.

„Meine liebe Fanny, hier liegt Dein letzter Brief und klagt mich großer Sünden an, erstens daß ich so lange nicht geschrieben, obgleich Du meine Briefe so freundlichst aufnimmst und dann, daß ich dem armen Neapel so unrecht tue. Dem ersten helfe ich hiermit ab, dem zweiten — ja, warum hat sich unser Reiseglück in Neapel gewandt? Warum bin ich daselbst krank geworden? Warum bin ich in der Villa di Roma, die ihren Padrone gewechselt hat, so unsinnig geprellt worden? Warum waren unter vierzehn Tagen nur höchstens vier, daß man ausgehen konnte? Warum bekommt mir das Klima durchaus nicht? Und besonders, warum liegt es zwischen Rom und Palermo eingeklemmt? Du hast uns übrigens berufen, erst schriebst Du, es ginge uns alles so glatt, ohne Krankheit, und tags darauf lieg' ich zu Bett, dann schreibst Du, wir richteten alles so gut ein und da hatten wir eben den Fehler begangen, uns zu trennen und

Palermo zu verlassen, wo wir lebten, wie die Götter in Italien. Du siehst aus diesen philosophischen Betrachtungen, daß ich nicht viel Historisches zu berichten habe; und so ist es, wir leben ganz still, nachmittags sitzen wir oben auf der Terrasse, die die schönste Aussicht von ganz Sorrent hat, sehen die Sonne hinter Kap Misen untergehen, fühlen uns nicht recht genußfähig mehr und grämen uns doch, Italien in vierzehn Tagen zu verlassen. So läutet Italien leise aus, der Winter in Rom war ein rechter alter Weibersommer, wenn Ihr mich wiederseht, werdet Ihr nicht begreifen, wie ich so lustig habe sein können, denn äußerlich bin ich sehr alt und besonders sehr grau geworden."

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 19. Juni 44.

„Mein liebes Beckchen, was hat mir Deine Krankheit für einen Schreck in die Glieder gejagt! Dein Brief fing so schön lustig an und überhaupt waren die Nachrichten bis jetzt so überaus prächtig und durchweg erfreulich, daß ich wahrlich nicht darauf gefaßt war. Es bedarf wirklich keiner Befürchtung und Sorge um Dich, mir das Bewußtsein lebendig zu erhalten, daß Du der Reiz meines Lebens bist; das weiß ich ebensowohl in guten Tagen, darum mußt Du aber gar nicht mehr krank sein; es war doch wohl ein bißchen viel für Dich, diese Reise nach Sizilien.

Eine große Freude haben wir in diesen Tagen durch Jakobys Ankunft gehabt, der so prächtig erzählt, und so viel von Euch weiß, und auf jede Frage augenblicklich Antwort gibt, was doch der beste Brief nicht tut. Es war mir ordentlich ein Vorschmack von Eurer Rückkehr. Ich meine, jetzt, wo Ihr das Herrlichste genossen, wird allmählich die Reisemüdigkeit eintreten und die Lust, zu Hause auszuschlafen, ‚wir wenden

uns, wie auch die Welt entzückt'. Jakoby hat so prächtig gesehen und erlebt, wie es bei diesem bedeutenden Manne zu erwarten ist, und ist wohl und heiter. — —

Sonntag ist die letzte Musik für diesen Sommer, die will ich mit Felixens Männerchor ,Wer hat dich, du schöner Wald' mit Hörnern und Posaunen beschließen. Von Felix sind die besten Nachrichten, wenn ich Dir sage, daß er sich einen großen Baumkuchen nach London bestellt hat, so wird Dir das das beste Zeichen sein. In London ist die Musik zum Sommernachtstraum mit großem Beifall gegeben worden, in Paris die Antigone, hier ruht beides gänzlich, dagegen wird jetzt Athalia mit Felixens Musik einstudiert. In jenen Stücken müssen nun auch Devrients Rollen wieder besetzt werden, was wahrscheinlich durch Hendrichs geschehen wird, einen jungen Schauspieler, um den sich Berlin und Hamburg reißen."

Rebecka an Fanny.

Sorrent, den 30. Juni.

„Liebe Fanny, schamrot ergreife ich die Feder, um Dir zu gestehen — daß wir noch einen Monat hier bleiben. Ich habe angefangen, Seebäder zu nehmen, und die bekommen mir, trotzdem daß ich mit dem größten Widerwillen daran gegangen bin, ganz vortrefflich. Da haben wir uns denn nach langem Hin- und Herreden, denn mir lag das Musikfest doch sehr in den Gliedern, eine luftige Wohnung gemietet und wollen noch den Juli hier grasen. Es ist hier ganz göttlich schön, allein, ich weiß nicht, meine Reisewonne ist vorüber, und ich sehne mich schrecklich nach Dir und den Geschwistern. Es geht mir eigen mit Neapel, es ist mir von allen italienischen Schönheiten am wenigsten simpatica, und nun müssen wir so lange in der

Gegend bleiben und doch am Ende die Hauptsachen ungesehen lassen; es ist unmöglich, in dieser Hitze Pläsier auszustehen; heut sind 28 Grad hier, in Neapel 31. Doch ist es, die paar Mittagsstunden abgerechnet, nicht drückend, die Morgen und Abende kühl und frisch, das Bad zwischen den großen Felsstücken erquickend und dabei auf eine Weise naiv, die unglaublich ist. Man zieht sich auf dem Strand am Wasser aus und geht hinein, angesichts aller Fischerkähne, und ebenso wieder hinaus. Der Glanz aber und die warme Frische des Wassers sind von unbeschreiblicher Schönheit. Hier zu Lande wird einem der Homer erst recht mundrecht, mit allen Grotten und heiligen Hainen. Bei Meta, nahe bei Sorrent, stehen zwei uralte Olivenbäume, von denen gesagt wird, sie seien dieselben, zwischen denen sich Odysseus bettete, als er das Land der Phäaken betrat. Andere verlegen die selige Insel nach Sizilien.

Du wirst einen großen Unterschied finden zwischen meinen Römerbriefen und diesen hier, die gar nichts enthalten; aber Du glaubst nicht, wie dieses Nichtreisen — doch Reisen — doch Baden — doch Bleiben — diese Ungewißheit über unsre nächste Zukunft mich präokkupiert und nun liegt mir der Umzug, die Zeit, ehe man ein wenig eingewohnt, dann wieder einpacken, noch in Neapel ein paar Tage besorgen, sehen usw., dann die große Reise in den Gliedern. Die Kinder sind sehr vergnügt hier, nur hat Walter den Kummer, daß er nicht baden soll, weil er sich neulich auf einer Partie nach der blauen Grotte rote Augen geholt hat, und Ernst den, daß er baden soll, was alle Morgen ein Zetergeschrei setzt. So ist der Mensch nimmer zufrieden, was hätt' ich in Berlin drum gegeben, mit den Meinigen einen Sommer in Sorrent zu sein, und nun ich hier bin, sehne ich mich mit aller Macht nach

Hause. Und wieviel wird mir da fehlen, wenn ich nicht wieder ins Haus ziehe. L. hatte doch recht, als er gern seine verfluchten Gefühle auf das infame Instrument ausdrücken wollte. Ihr glücklichen Musiker macht aus solcher Stimmung und Umgebung ein Lied ohne Worte, zur Freude der Menschen; ich muß garstige Prosa mit Worten schreiben und mich am Ende noch von Euch auslachen und undankbar schelten lassen, gegen mein Schicksal, das mir nach vielen Jahren Plackerei und Sorgen vergönnt, eine Zeit gesund ganz nur für unser Vergnügen zu leben."

Rebecka an Fanny.

Sorrento, Villa grande Guerracina 6. Juli.

„Dem neugeborenen Funfziger*) Gruß und Glückwunsch. Hab' ich Euch jemals hergewünscht, so ist's jetzt. Denkt Euch nur, wir vier Dirichlets in einer Wohnung, ungefähr wie Felixens in Berlin, mit einem Saal, in dem funfzig Paare tanzen könnten, neun verhältnismäßige Stuben daran, eine Halle mit Arkaden längs der ganzen Wohnung, die mit einer bedeckten Loggia schließt, die wieder die ganze Wohnung überflüssig macht, denn ich habe Sofa, Tisch und Stühle heraussetzen lassen und nun wird draußen gegessen, getrunken, gelehrt, geschlafen, Besuch angenommen (gäb' es dergleichen), Wäsche getrocknet, wie z. B. jetzt, wo Dirichlets Badehandtuch sich sonnt; es fehlte nur, daß wir auch in der Loggia badeten, doch dazu müssen wir erst ein Stück Weges gehen und dann hundert Fuß herabsteigen durch Grotten der Nymphen, um uns dann in der Unendlichkeit auszuziehen und den Fischerbarken ein Schauspiel für Götter zu geben. Und aus jeder der Arkaden ist eine Aussicht! Ich sage Dir, ich gönne sie mir nicht; könnt' ich Euch nur mit

*) Wilhelm Hensel.

dem Telegraphen holen lassen und in meine drei unbesetzten Betten legen. Von einer dieser unbesetzten Stuben führt eine Türe in den oberen Garten; es sind zwar nur ganz gemeine Zitronen- und Weingärten, in denen die Kinder mit herabgefallenen Zitronen Ball spielen und die Limonade jeden Tag frisch gepflückt wird; außerdem aber enthalten diese Gärten auch noch höchst klassische Früchte, von denen uns der alte Padrone jeden Morgen eine Schüssel voll sehr zierlich arrangiert und uns immer vertröstet, die Feigen würden nun jeden Tag besser werden — überhaupt weiß ich erst jetzt, was ein Padrone di casa ist, er sorgt wirklich väterlich für uns. Hühner mit Eiern und Kühe mit Milch sind auch im Hause; von den Gärten aus führt eine heimliche Tür auf den Berg, von dessen Spitze man beide Meerbusen von Salerno und von Neapel sieht, und zwar führt der Weg ausnahmsweise nicht zwischen Mauern, sondern angesichts des Meeres und des ganzen, in Grün fast erstickenden Piano von Sorrent (hätt' ich nur eins in der Wohnung!) und durch ein kühles, schattiges Kastanienhölzchen, kurz, von solchem Schlaraffenleben hat man keinen Begriff. Als Zugabe liegt das Haus sehr hoch und es weht uns das erquickendste fritto misto von Berg- und Seeluft um die Nase, so wenig heiß, daß ich meiner Kleidung, die wirklich bis auf eine Hülle zusammengeschmolzen war, noch eine zugelegt habe. Und als Staffage erwarten wir Herrn Kestner im violetten Samtschlafrock, der Dirichlet porträtieren will, Herz, was verlangst Du noch mehr? Als würdige Beschäftigung der Bewohnerin dieser fürstlichen Räume stricke ich seidene Strümpfe für Walter, da ich neulich ganz Neapel vergeblich nach Strickbaumwolle durchlaufen habe, und flicke, angesichts des Vesuv, unsere, von der gestern jährig ge-

wordenen Reise ziemlich invalide Wäsche, lese Boccaccio, Goethe, Homer und Robinson suisse, denn ein Tag, der um sechs anfängt, dauert wenigstens sechsundzwanzig Stunden, abends kann man gar nicht zu Bette gehen, denn bei klarem Wetter liegt Neapel mit seinen Lichtern bis zum Posilipp wie ein Brillantdiadem gegenüber, und durch's ganze Piano schimmern die Lichterchen der Berge hinan, bis wo die Sterne anfangen. Die Beleuchtung am Tage ist leider so brillant, daß Walter noch immer kauzige Augen hat und von Dirichlet nach dem Gehör unterrichtet wird. Sein Geburtstag ward durch einen herrlichen Eselritt mit Nerenzens Kindern, Kuchen und Aprikosen gefeiert; wir haben ihm Darstellungen neapolitanischer Szenen geschenkt, die Euch auch sehr amüsieren werden, und einen Zeichenkasten aus Olivenholz; man macht hier nämlich sehr hübsche Tischlerarbeiten, außerdem ernährt sich die Bevölkerung von Gartenbau, Seidenzucht, Prellerei und rohen Gurken.

Nun genug Narrenspossen! Vor einigen Tagen habe ich einen Brief von August Elsasser bekommen; der ist überglücklich, daß Paul das Bild gekauft hat, bittet mich, ihm seinen Dank zu sagen für die „großmütige" Art und Weise, wie Paul ihn „beglückt" hat, und zugleich um Verzeihung zu bitten, daß er das Bild nicht gleich abschicken kann, weil er für den König von Württemberg erst eine Kopie anfertigen will. Er hat aber durch Kaselowsky auf der Rückseite des Bildes bezeugen lassen, daß das für Paul das wahre Original ist. Das ist doch ein echter Elsasser! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich freue und Paul danke, daß er sich und uns den Genuß dieses wundervollen Bildes verschafft hat. Elsasser wollte Paul selbst schreiben, bereite ihn doch darauf vor, daß er kein richtig Wort schreiben kann, so wenig als sprechen,

und daß man sich nicht darüber mokiere. Vielleicht hilft ihm auch Julius Elsasser dabei, der war gerade in Arricia, um Studien zu malen. Eigentlich war auch unser Sinn nach Arricia und Frascati gerichtet, nun müssen sich die pauvres hommes mit Sorrent behelfen.

Die Antwort auf diesen Brief erbitte ich nach Zürich poste restante. Das andere Bündel Heu, das Musikfest in Zweibrücken, kann der Esel noch gar nicht eigentlich verkneifen. Indessen Italien ist eine schöne Gegend und wer weiß, ob wir so jung, oder viel älter wieder hinkommen. Wir machen zwar schon wieder Pläne über vier Jahre! —"

Felix an Rebecka.

Soden bei Frankfurt a. M.,
den 22. Juli 1844.

(Mit einer Vignette von Cecile.) „Dies sind Feldblumen aus dem Taunus, von Cécile nach der Natur gemalt. Orangen und Zitronen gibt es hier nicht, aber solcher Blumen viel, wenn Du es nicht glaubst, so komme und sieh sie Dir an. Das ist eigentlich das Thema dieses Briefes. Gar zu prächtig wäre es, wenn wir hier zusammenstießen, und ich halte es nun wirklich für wahrscheinlich. Diese ruhigen Tage und dies herrliche fruchtbare Land machen mir gar zu viel Freude; solange ich nur irgend kann, bleibe ich, und wenn Ihr zum Schluß noch erscheint, gibt's ein wahrhaftes Bukett (in allen Sinnen). Schmecken wird Euch die Gegend nach Palermo und Sorrent nur wenig, — und doch sollte man das eigentlich nicht sagen und glauben. Wer das eine Schöne wahrhaft fühlt, wen es wahrhaft beglückt, dessen Sinn wird gewiß nicht enger, nur weiter dadurch, und muß sich an allem freuen, was echt schön ist. Es ist mein ewiger

Ärger, wenn die einen nur Beethoven und die anderen nur Palestrina, und die dritten nur Mozart oder Bach gut finden, — entweder alle vier oder keiner, woraus hervorgeht, daß der Fußweg von Soden nach Altenhain gefallen muß. Echte Kastanien und Nüsse die schwere Menge — aber die seid Ihr besser gewöhnt — tausendjährige Eichen und Kornfelder und Brombeeren — die haben wir wieder besser — und Rhein und Main dazu im Hintergrund und unglaubliche Äpfel- und Birnbäume. Palmen haben wir nicht, dafür aber sehr gute Mehlspeisen. Schätzest Du das gering, so frage Walter, der schlägt sich auf Seite der Deutschen. Daß hingegen der Vesuv besser klappt, als es das Musikfest in Zweibrücken tun wird, glaube ich selbst eigentlich; Breiting singt auf letzterem wahrscheinlich, — ob er aber so gut konserviert ist, wie Pompeji in seiner Art, weiß ich nicht. Der Konditor verkauft hier auch Hemdenknöpfe, die Polizei ist der Mann der Kochfrau, in der Kirche zu Neuenheim ist um acht katholischer, um neun protestantischer Gottesdienst, der Feldberg ist zwei Stunden Weges, es gibt auch viel Esel hier — auch eine Herzogin — Hoffmann von Fallersleben wohnt uns gegenüber, Freiligrath in Kronthal, Lenau ist in Frankfurt, — das alles sind Anziehungspunkte für Dirichlet, wenn er sich noch ein deutsches Herz im Busen bewahrt hat (eine Redensart, über die Cécile außer sich gerät, „es ist so hochmütig", sagt sie). Sie hat sich von ihrer Krankheit gut erholt und sieht wieder gesund aus, auch die Kinder sind wieder braun und prächtig. Nach meinem tollen, allertollsten Leben in England (denn es ist noch niemals so arg dort zugegangen wie in dieser Saison), nachdem ich keine Nacht vor halbzwei zu Bett gekommen war, drei Wochen voraus keine freie Stunde an keinem Tag hatte, nachdem ich in den zwei Monaten

mehr hatte Musik machen müssen als im ganzen übrigen vergangenen Jahr, — da tut das Sodener Leben, Essen und Schlafen ohne Frack, ohne Klavier, ohne Visitenkarten, ohne Wagen und Pferde, aber auf Eseln, mit Feldblumen, mit Notenpapier und Zeichenbuch, mit Cécile und den Kindern, doppelt wohl.

Die letzten Nachrichten von Pauls und Fanny lauteten auch ganz gut; welche Freude ist das Töchterchen für uns alle! Ich wette, es gibt auch noch Geschwister für das Kind und Neffen für uns; darüber will ich noch mit Dirichlet das Nähere besprechen. Herr Babbage hat mir eine Broschüre für ihn mitgegeben, sie ist hier in Soden und handelt von der analytischen engine; er gibt unglaublich große Soiréen mit indischen Prinzen, Herrn von Gerlach, wunderschönen Frauen, Lord Ossulstone und mir. Kann man solch einen Brief nach Mailand an das Sposalizio schicken? Nein, aber an Dich daselbst poste restante; bekomme ihn in Heiterkeit und Wohlsein, sag all den Deinigen unsere herzlichsten Grüße und besuch uns im Taunus oder in Frankfurt (hier sind wir nur eine Stunde davon), da's nun einmal nicht Zweibrücken sein kann. ‚Sie kann nicht enden' — ich muß aber.

Dein Felix."

Fanny an Rebecka.

Berlin, 29. Juli 44.

„Heut erhielt ich Deinen lieben Brief vom zwölften, in dem Du wie die Heiden trachtest, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? habe somit zwei zu beantworten, nämlich auch den sehr schönen von Hensels Geburtstag. Es freut mich sehr, daß ich Deine meisten Kommissionen schon auswendig gespielt habe, wie ich Dir sogleich berichten werde. Vorerst muß ich nur be-

merken, daß ich es äußerst pfui von Euch finde, daß Ihr erst Ende September wiederkommen wollt, wo Kuckuck wollt Ihr Euch denn noch so lange herumtreiben? Ich dachte, einmal aus Rom, würde das geliebte Vaterland ziehen, es scheint aber nein! Daß Du See badest, billige ich höchlich. Ein Musikfest in Deutschland kannst Du jedes Jahr haben, ein Seebad in Sorrent schon weniger; von den Seebädern dort schwärmt Hensel noch immer, er behauptet, Menschenfleisch noch nie in einer ähnlichen Verklärung gesehen zu haben, als in jenen Grotten, und doch war es nur Kopischs Menschenfleisch, was er sah. — — Ich glaube, ich habe immer vergessen Dir zu erzählen, was vielleicht schon die Augsburger Allgemeine getan hat, daß die Antigone in Paris mit immer steigendem Beifall immerfort gegeben wird, und sogar auch schon in den Provinzen. Jetzt soll eine Aeschyleische Trilogie an die Reihe kommen, wie mir wenigstens Bunsen sagt, ich bin aber so modern, daß mir Sophokles zehnmal besser gefällt als Aeschylos, der ist mir zu gruselig.

Wenn Ihr jetzt noch die heißeste Zeit unter Dach bleibt, wird das vielleicht die Folge haben, daß Ihr dann zu Lande zurückkommt, und das wäre mir sehr lieb, denn ich fürchte die See für Dich. Aber dann kommt Ihr ohne Aufenthalt nach Hause, nicht wahr?"

Rebecka an Fanny.

Sorrent, den 3. Aug., mit einem Fuß fort.

„Ich glaube, Du hast was vom Propheten an Dir, liebste Fanny; wer hat Dir denn gesagt, daß ich neulich auf einer Fahrt nach Capri so elend und noch Tage lang nachher so miserabel war, daß wir die Seefahrt entschieden aufgegeben haben und uns zu Lande bei langsamem Feuer braten lassen werden. Nun ist aber eine schöne Geschichte. In der festen Voraus-

setzung, zur See zu gehen, haben wir unsern ziemlich knackschäligen Wagen in Neapel für hundertundzwanzig Dukaten losgeschlagen und müssen uns also nun von Konstantinopel nach Adrianopel und dann weiter hopeln und popeln bis Berlin. Es ist aber nicht so sehr arg. Angrisanis Nachfolger, Parete, der à deux mains als Post und Vetturin zu brauchen ist, stellt etwas teurer als die andern sehr gute Wagen, Pferde und Fütterung von einem Ende Italiens zum andern, und Deutschland ist ja in dem Jahr eine wahre Flickendecke von Eisenbahnen geworden. Schön ist eine Rückreise von Italien doch nicht, ich wollte, wir könnten mit einem Ruck Oberitalien, die Schweiz und den Rhein überspringen und bei Euch sein.

Vor Rom grault mir förmlich, und ich umginge es gern, wenn's irgend möglich wäre.

— — — Antigone in Paris habe ich schon durch die Allgemeine erfahren, es haben sich sogar einige Staatszeitungen bis hierher verirrt. Hab' ich Euch denn nie aus Rom geschrieben, wie Antigone in Paris debütiert hat? Im Atelier des Malers Henri Lehmann unter Direktion von Julius Stern. Lehmann hatte für sechsunddreißig Taler Blumen geliehen, sein Atelier damit dekoriert, halb Paris eingeladen und die Antigone aufgeführt. Das habe ich damals durch den Bruder Lehmann brühwarm erfahren; es soll ein wahres Zauberfest gewesen sein. Bunsen soll ja nach der Allgemeinen die Trilogie des Äschylos in eins zusammengezogen haben, zum Schluß wird die königlich preußische Liturgie gesungen. Euer schlechter Sommer betrübt mich, die Neapolitaner nennen diesen hier auch schlecht und können sich in den Betten nicht erwärmen und setzen die Seebäder aus, Du kannst also denken, wie schön das für Forestiere oder ‚Ingresi' ist*).

*) Neapolitanischer Dialekt für „Inglesi".

Rom, den 12. Bis hier habe ich diesen Brief mitgenommen, in Neapel war mir's nicht möglich, zu schreiben, das Klima oder die Stadt haben wieder ihren alten Zauber auf mich ausgeübt, daß ich jämmerlich war und weder ausgehen noch etwas tun konnte. So bin ich nun dreimal in Neapel gewesen und habe nicht einmal die Studii gesehen und alle Korallen und Lava ungekauft lassen müssen. Gottlob, daß ich's hinter mir habe! Wir sind Extrapost in zwei Tagen hergefahren, haben wenig von der Hitze gelitten, es war immer luftig, in den Sümpfen sahen wir die grün und gelben giftigen Dünste aufsteigen, in Velletri begegneten wir einem heftigen Platzregen, dem ersten seit zwei Monaten, den wir mit Wonne begrüßten, das ganze Gebirge und die Campagna fanden wir durch den Regen erfrischt, der Lateran begrüßte uns im glühendsten Sonnenuntergang — Schöneres gibt es doch in der Welt nicht. Kaselowsky war uns bis halb Wegs Albano entgegengekommen, hatte uns Wohnung bestellt, wir wohnen uns gerade gegenüber, also im Schatten. Moser fanden wir in der Wohnung, wo er uns seit Mittag erwartete, übrigens reisen wir inkognito, es ist auch kein Mensch hier. Ihr habt unterdes schöne Geschichten gemacht, auf Landesvatern geschossen? Kommt Ihr auf die Sprünge? Die Mode ist ja längst in Frankreich und England vorbei. Addio! Auf baldiges Wiedersehen! —"

Rebecka an Fanny.

Motto: „Ich bin nicht schwarz von Gemüt, obschon gelb an den Beinen. —"

Rom, den 22. August.

„Das paßt aber eigentlich nicht auf mich, denn ich bin allerdings schwarz von Gemüt, und das kommt davon, daß ich nicht nur gelb an den Beinen, sondern

auch an den Armen, im Gesicht, in den Augen, kurz, wo Du willst, bin, kurz, daß ich mir, um das angenehme Andenken an Neapel vollständig zu machen, eine recht ausgebildete Gelbsucht von da mitgebracht habe, und daß wir darum, sehr verdrießlich, hier festsitzen; gestern hat endlich die Fakultät, Alerz und Caspar, den Ausspruch getan, in vierzehn Tagen würden wir reisen können. Gott gebe es, ich brenne seit Palermo auf zu Hause. Das hab' ich aber nicht gewußt, daß die Gelbsucht, neben der äußern Schönheit, die ich wahrscheinlich unbeschädigt nach Hause bringe, denn die Spuren sollen sehr lange bleiben, eine so sehr fatale und schmerzhafte Krankheit ist, Du glaubst nicht, was ich in den letzten vierzehn Tagen in Sorrent ausgestanden habe; seit vorgestern geht es etwas besser, Mine behauptet, weil sie und die Wirtin mir eine Sympathie beigebracht haben, worin die besteht, darf ich aber nicht wissen. Ein Glück bei allem Pech ist, daß wir hier sind, — unter guten Bekannten, in einem ruhigen Hause, wo ich mir mein bißchen Essen kann zu Haus kochen lassen, denn außer einem Brunnen gibt es nur sehr schmale Kost, wo bleibt all mein schönes Fett? Jetzt sind sie alle so klug, es vorher gesagt zu haben, Alerz versichert, hätte ich ihn vor der Reise nach Neapel konsultiert, so würde er sie nicht zugegeben haben; Caspar ist auch in einem höchst jämmerlichen Zustand von Castellamare zurückgekommen, hat mich aber, trotz meiner Unseligkeit, gestern sehr zu lachen gemacht, indem er mir ganz genau vormachte, wie mir zumute wäre, er hat auch lange an diesem infamen Übel gelitten. Ich kann gar nicht ausgehen und befinde mich am erträglichsten lang auf dem Sofa ausgestreckt, so verbringe ich die Zeit in der ewigen Roma, gestern ist's mir wie ein Stein auf die Seele gefallen, daß wir nun zu spät

kommen, um Bohnen für den Winter einzusalzen, und ohne die weiß ich wirklich nicht, wie ich Großmutter Dirichlet satt kriege. Wenn es noch Zeit ist, so bitte ich Dich flehentlich, opfere Minna und Sophie einen Tag auf und laß mir einen Scheffel einsalzen. Töpfe, Steine, Lappen usw. müssen sich unter meiner Küchenrobe befinden. Wir können jetzt schwerlich vor Ende Oktober in Berlin sein, o pfui, es ist recht eklich, daß die schöne Reise ein so klägliches Ende nimmt. —"

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 4. Sept. 1844.

„Ich habe Dich für viel zu originell gehalten, als daß Du uns alles nachmachen und nun noch zum Schluß und Überfluß wie der arme Sebastian à la limonade zu Hause kommen solltest; Du armes Kind! Wie leid tust Du mir und wie fatal, daß Deine Rückreise nun abermals verschoben worden. Daß Du aber dann noch sechs Wochen dazu rechnest und daß sie Dich nach überstandener Krankheit noch vierzehn Tage da behalten wollen, begreife ich nicht recht. Ich glaube mich übrigens zu erinnern, daß nach der Appetitlosigkeit, die während der Gelbsucht stattfindet, das gerade Gegenteil eintritt, und hoffe, Du wirst wieder Fleisch ansetzen, wenn Du welches einnimmst. Laß es Dich nur nicht ärgern, wenn Deine Epidermis etwas angegriffen ist, wir wollen alles auf das südliche Klima schieben. — Du findest jetzt Deinen Weg mit alten verwelkten Briefen bestreut. In Zürich schlage ich Dir vor, Mama mit Minna, die am Rhein ist, zurückkommen zu lassen. In Mainz erfährst Du, daß Ernstchen, wie ich hoffe, eine brauchbare Bonne in Gestalt eines netten französischen Schweizer-Bedienten vorfinden wird, in Freiburg habe ich Nachrichten für Euch an Woringens gerichtet. In Mailand findest Du einen

Brief, der, wenn ich nicht irre, zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben ist und Neuigkeiten aus dem Jahrhundert seiner Absendung enthält, die ich nicht mehr weiß. Noch eine Übereinstimmung zwischen unsern beiden Reisen ist die, daß Europa wieder dieselben höchst unangenehmen Gesichter schneidet wie damals, und daß England jetzt singt: ‚Sie sollen ihn nicht haben, den freien Deutschen‘ — ach nein, Tanger ist ja nicht deutsch und England singt nicht a capella, sondern mit Begleitung von so und so vielen Brummdampfböten; so Gott will, werden sie noch einig, ehe es zu spät ist. Aber die Sache sieht bedenklicher aus denn je. Ach! wäret Ihr doch erst wieder hier, die Zeit wird mir doch recht lang! Und Deine Möbelpolitur wird wieder blind und auf den gewaschenen Sofa setzen sich die Fliegen und der schöne grüne Platz vor Deinem Fenster, der die Aussicht so freundlich macht, wird ja alt und grau, wenn Ihr so lange macht.

Gestern hat die Kunstausstellung angefangen; diesmal sind den alten Senatsperücken, die das Aufhängen und Würgen, kurz das Abschlachten der Bilder in jedem Sinn zu besorgen haben, ein paar jüngere Zöpfchen von Mitgliedern angehängt worden, welche als die rechten braven fünften Räder am Karren denselben noch etwas tiefer desselben Weges geführt haben, den er gewöhnlich zu gehen pflegt. Hensel war gewählt, der Kommission beizutreten, hat es aber abgelehnt, was mir sehr lieb ist, denn obwohl er sich so schon genug ärgert und mit vollem Recht über die Art, wie dies und jenes placiert ist, so würde er sich doch noch zehntausendmal mehr haben ärgern müssen, wenn er sich viele Tage lang hätte mit diesen ledernen, mit Kalbshaaren ausgestopften Puppen, die sich Herr Künstler so und so schimpfen lassen, umherbalgen

müssen. Und da er eben einmal solche ehrliche Haut ist, so würde er sich nicht, wie diese Herren Ledermänner, begnügt haben, für sich und die Seinigen zu sorgen, sondern sich für jeden Kollegen herumgebissen und gebalgt haben. Das Bild von Riedel ist so ziemlich das schönste oben, eine schöne kleine Landschaft von Elsasser, vieles ist noch nicht da. Da Du doch wahrscheinlich, so wie Du zu Hause kommst, darauf brennen wirst, die Merkwürdigkeiten von Berlin in Augenschein zu nehmen, so ist es gut, daß wir dann zwei Ausstellungen haben werden. Die Gewerbeausstellung ist übrigens sehr amüsant, höchst bedeutend und bringt eine große Lebendigkeit hervor. Es sollen zahllose Fremde deswegen hier sein, sehr viele auswärtige Regierungen, Zeitungen usw. schicken Berichterstatter her, zu der Lotterie, welche die Vorsteherschaft aus Gegenständen veranstaltet, die von der Ausstellung selbst gekauft werden, sind zwanzigtausend Lose schon jetzt verkauft, und bei dem allen ist es ein halb improvisiertes Unternehmen, da die Regierung bei ihren ersten Bekanntmachungen ungefähr sagte: ‚Wir wollen eine Ausstellung machen, wer sich aber einfallen läßt, etwas dazu herzuschicken, kriegt ein paar Maulschellen'. Ziemlich so einladend waren die Bedingungen. Erst als sie sahen, daß wirklich niemand schicken wollte, fingen sie an, gute Worte zu geben. Wenn ein solches Unternehmen einmal gehörig vorbereitet stattfinden wird, kann es überaus glänzend werden. Auch die gleichzeitige Blumenausstellung, obgleich nicht einmal sehr ausgezeichnet, war von zwölf- bis vierzehntausend Personen besucht. Berlin wird eine große Stadt. —

Der Wilhelmsplatz ist die schönste Marzipantorte geworden, schauderhaft steif, aber schöne, feste Kieswege, und das ist nicht etwas, sondern viel. Über-

haupt ist Deutschland jetzt wirklich sehr blühend, desto erbärmlicher sieht es aber in den inneren politischen Zuständen aus. Dieser Mensch, der Eichhorn, scheint wirklich jeder freien geistigen Bewegung den Tod geschworen zu haben, vor jeder Maus fürchtet er sich. Gott! was muß der preußische Staat für ein erbärmliches Gebäude sein, wenn er wirklich Gefahr läuft zu wackeln, sobald drei Studenten einen Verein bilden oder drei Professoren eine Zeitschrift herausgeben. Er ist aber selbst nur ein Werkzeug, leider kommt der Ärger von oben. Das ewige Verbieten, sich in alles Mischen, Argwöhnen, Vorbeugen ist wirklich jetzt im tiefsten Frieden und bei den ruhigsten Dispositionen der ruhigen Deutschen auf eine Höhe gekommen, die ganz unleidlich ist. —"

Verlassen wir auf einige Zeit die Korrespondenz, um manches nachzuholen, was sich aus den Briefen nicht ergibt. Mendelssohns Verhältnis zu Berlin nahete sich im Herbst 1844 der entscheidenden Krisis. Er selbst allerdings hatte sie schon vorhergesehen und war wohl schon bei seinem Fortgang im Frühjahr 1844 fest entschlossen, nicht wieder dauernd dahin zurückzukommen. So erklärt sich auch sehr leicht, was Fanny wiederholentlich in Briefen und Tagebüchern bedauert und was ihr unzweckmäßig und schlecht eingerichtet vorkommt; das Weggehen von Cécile und den Kindern, was allerdings unter der Voraussetzung, daß im Herbst die Familie wieder nach Berlin zurückkehren würde, ein reines Rätsel gewesen wäre. Mendelssohn hatte sich im Winter 1843 bis 1844 überzeugt, daß er in Berlin nicht dauernd ersprießlich würde wirken können. Die Verhältnisse waren zu kraus und verschroben; an allen Ecken karambolierte er mit andern „Ressorts"; bald gab es Reibereien mit der Singakademie und

deren Dirigenten, bald mit der Bühnendirektion, bald mit der hohen Geistlichkeit. Und da sich immer klarer herausstellte, daß diese Hemmnisse nicht zufällige, sondern notwendig begründet in dem Umstand waren, daß seine Stelle eine künstlich geschaffene war, eingeschoben zwischen andere, die sich breit und naturgemäß entwickelt hatten, so war auch keine Hoffnung vorhanden, daß mit der Zeit die Schwierigkeiten sich vermindern würden; im Gegenteil, je energischer, je gewissenhafter und vollkommener er seinen Platz ausfüllen wollte, desto stärker mußten die Reibungen von allen Seiten werden. So war's denn bei ihm schon beim Weggehen beschlossene Sache, nicht dauernd wieder zurückzukehren. Bestärkt wurde er gewiß in diesem Vorsatz durch die warme, ja enthusiastische Aufnahme in England. Seine künstlerische Wirksamkeit war dort auf den höchsten Grad gesteigert, und dabei wurde ihm alles so leicht gemacht, nichts von den kleinen Hindernissen, die sich in Berlin so unangenehm fühlbar machten, — der Vergleich fiel allerdings sehr zu Ungunsten Berlins aus. Bestärkt wurde er außerdem durch die Korrespondenz mit Bunsen über die Komposition der Äschyleischen Trilogie*), die ihm, wie er am Schluß sagt, aufs neue bewies, daß seines Bleibens auf so gefährlichem Boden, unter so schwierigen Verhältnissen, nicht sein könne; ein „kühler, zweifelhafter, heimlich verdrossener Arbeiter" wollte er dem Könige nicht sein, und so mußte denn der Sache ein Ende gemacht werden. Zu diesem Behufe kam er am 30. September, nachdem er sich nur denselben Morgen angemeldet, allein nach Berlin. Er stellte dem König abermals, wie im Jahre 1843, den Antrag, sein Gehalt zu vermindern, ihn von bestimmten Leistungen und der Verpflichtung, in Berlin zu wohnen,

*) Briefe, Bd. II, S. 401 ff.

loszusprechen und ihm nur einzelne Aufträge zu geben. Darauf ging der König ein, das Gehalt wurde auf 1000 Taler festgesetzt und er war nun wieder frei hinzugehen, wo es ihm beliebte, wozu er sich vor der Hand Frankfurt ausersehen hatte. Fanny bemerkt bei dieser Gelegenheit im Tagebuch: „Wenn ich ihn darüber höre, kann ich wirklich nicht umhin, ihm recht zu geben, seine Motive als durchaus edel und seiner würdig anzuerkennen, aber es ist und bleibt schade; es ist eine harte Entbehrung für mich, die ich das Glück, in seiner und der Seinigen lieben Nähe zu leben, so sehr genossen habe. Und alle Musik, auf die ich mich so gefreut hatte! Ihn selbst werden wir am Ende kaum weniger sehen, denn wenn er, wie er denkt, ein paarmal im Jahre auf einige Zeit herkommt und dann unser Gast ist, wie jetzt, so genießen wir ihn allerdings mehr, als wenn er, hier wohnend, doch die meiste Zeit abwesend ist und den übrigen Teil verdrießlich. Aber Cécile und die Kinder sind nun ganz für uns verloren, und ich habe sie doch gar zu lieb. — Felix ist jetzt wieder überaus liebenswürdig und sein Spiel, glaube ich, herrlicher als je. Der ganze Dilettantenplunder wird einem wirklich ekelhaft verächtlich, wenn man wieder einmal sieht, was Kunst ist. Wenn ich nicht alles liegen lasse, so kommt das einesteils daher, daß ich mir, wenn Felix nicht da ist, doch gar nicht so plundrig vorkomme, sondern mich schon mehr achte, dann aber kann ich es meinem Mann nicht zuleide tun, der außer sich sein würde. — Wie sie sich hier bemüht haben, vom ersten Dompfaffen bis zum letzten Orchesterdiener, Felix Hemmschuhe anzulegen (freilich mit einigen Ausnahmen), und wie so ganz die kleinen Rücksichten und Gefälligkeiten, an die er überall gewöhnt ist, hier wegfallen, das ist eine lange und unangenehme Geschichte. —"

Mendelssohn dirigierte noch einige Konzerte und mußte schließlich, auf speziellen Wunsch des Königs, noch vierzehn Tage zugeben, um den Paulus noch einmal aufzuführen. In diesen vierzehn Tagen malte Hensel das durch den Stich bekannte Porträt von Felix, welches, ursprünglich für den russischen Obersten Lvoff bestimmt, als es recht ähnlich wurde, von Paul Mendelssohn genommen ward.

Fanny an Cécile (teilweis).

Berlin, den 19. November 1844.

„— — Was Dich betrifft, liebe Cécile, so glaubst Du wohl nicht im Ernst, daß ich Dir jemals einen Vorwurf daraus machen würde, daß die Sachen so gekommen sind, wie sie jetzt sind. Daß dazu nichts zu tun war, weiß ich wohl. Ob es mir im Herzen weh tut, ist eine andere Sache, und darüber hast Du wohl auch keinen Zweifel. Was mich aber wirklich überrascht hat, war diese schnelle Auflösung, denn daß Ihr noch diesen Winter hier sein und Eure kaum eingerichtete Wohnung noch bis Ostern benutzen würdet, bezweifle ich nicht. Natürlich, in dem Augenblick, wo ich über Horchheim hörte, Du würdest nicht mitkommen, war mir auch gleich alles klar. Es ist wirklich traurig, daß das Leben so hingeht, ohne daß man es miteinander genießt, besonders nachdem so alle Aussicht und Hoffnung dazu war. Bei dieser jetzigen Einrichtung gehst Du und die Kinder mir erstlich ganz verloren, glaube mir, daß ich noch jetzt nicht ohne Tränen daran denken kann, nachdem ich schon so viel daran gedacht, und daß ich Euch viel mehr liebe, als ich aussprechen kann, zweitens glaube ich, das Ganze beruht auf einer Täuschung, so vage, unbestimmte, in der Luft schwebende Verhältnisse können auch nicht von Dauer sein, und ich werde mich nicht einen Augen-

blick wundern, wenn diese Probe nicht länger dauert als die frühere. Ich glaube, ich würde mich leichter darin finden, wenn irgend ein wirkliches greifbares Hindernis vorhanden wäre, aber diese innerlichen Anstöße sind nicht zu überwinden und schwer zu verstehen. Was ist, ist vernünftig, das muß wohl wahr sein, ich kann aber gar nicht einsehen, warum es nicht viel vernünftiger wäre, wenn wir unser Leben zusammen abspinnen und uns einander alt und die Kinder jung werden sehen könnten, es wird wohl so recht sein. Du wirst Dich natürlich darüber nicht beklagen, denn Du bleibst vor der Hand bei Deiner Mutter, der ich es denn auch von ganzem Herzen gönne und mich mit ihr freue.

Felix wird Dir wohl seine Not geklagt haben, daß Hensel ihn malt, er findet sich aber ganz leidlich in dies Unglück. Ich muß ihn überhaupt bewundern, wie er sich bei der Trennung von Euch in guter Laune erhält und wie liebenswürdig er ist. Ich wollte nur, er hätte sich und uns nicht dieses Opfer auferlegt."

Am 30. November verließ Felix Berlin, nachdem die Paulusaufführung sich noch zu einer Art Abschiedsfest gestaltet hatte. Nach der Generalprobe brachten ihm nähere musikalische Bekannte ein sehr hübsches Ständchen, das mit „Es ist bestimmt in Gottes Rat" schloß; nachher gab es, wie Fanny schreibt, „Butterbrot und Baumkuchen und Punsch, und Lustigkeit und viel Tränen, alles durcheinander." In der Aufführung war alles bis auf die äußersten Winkel dicht besetzt, das ganze musikliebende Publikum Berlins hatte sich eingefunden, alles war bewegt und betrübt über sein Fortgehen, während doch alles oder fast alles dazu beigetragen hatte, dieses Fortgehen herbeizuführen. Mendelssohn mußte seine Reise sehr beschleunigen, denn er bekam die Nachricht, daß sein jüngstes

Kind, der kleine Felix, der schon die Masern am schwersten durchgemacht hatte, in Frankfurt heftig erkrankt sei. Das Kind erholte sich nach banger, sorgenvoller Zeit zwar wieder, war aber nie recht gesund und starb früh, wenn auch erst nach des Vaters Tode.

Als die ersten Krankheitsberichte aus Rom von Rebecka ankamen, schienen ernstliche Besorgnisse ungerechtfertigt. Allerdings standen die Dinge schlimmer, als man ahnte. Die Krankheit, an welcher Rebecka litt, war die Schwarzsucht, eine höchst potenzierte Gelbsucht, die gewöhnlich einen tödlichen Ausgang nimmt. Zugleich war sie seit Sorrent in anderen Umständen, ohne daß dies erkannt worden wäre; im Gegenteil leugneten die römischen Ärzte ganz entschieden diese Möglichkeit und kurierten auf Gelbsucht allein, wodurch sie der Kranken die entsetzlichsten Qualen bereiteten. Indes war das alles noch zu ertragen, solange Dirichlets in Rom bei Bekannten wohnten und, von Freunden umgeben, die Nachteile der Fremde nur halb fühlten. Da aber trat eine höchst unglückliche Komplikation der Verhältnisse ein: Dirichlet erkrankte sehr heftig an dem schnell dahinraffenden römischen Fieber. Die Ärzte bestanden auf sofortiger Luftveränderung, und so wurden sie krank von Kaselowsky eingepackt und nach Florenz begleitet. Von dieser Reise hat Rebecka stets vermieden zu sprechen; auch in den Briefen gleitet sie über die erlittenen Schrecken nur leise hin; doch sagte sie später einmal mit Schaudern, daß sie dem Wahnsinn nahe gewesen sei und keinem Menschen schildern könne, was sie in jener Zeit gelitten.

In Florenz blieben sie liegen, denn Dirichlets Zustand verschlimmerte sich. Kaselowsky blieb einige Wochen dort, mietete eine Privatwohnung, mußte aber, als er sie in dieser etabliert hatte, wieder nach

Rom zurück. Nach Berlin schrieb Rebecka in dieser Zeit nur kurze, wenig erklärende Briefe; namentlich erwähnte sie ihrer eigenen sehr bösen Krankheit und des Zustandes, in welchem sie sich befand, gar nicht, so daß die Familie monatelang nicht recht wußte, woran sie war. Unterdessen liefen von andern Seiten, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, allerlei widersprechende Nachrichten ein, bald der beunruhigendsten Art, bald doch auch wieder viel bessere; die Ungewißheit, das Hin und Her, dauerte fort. Fanny gab sich alle Mühe, ruhig und heiter klingende Briefe nach Florenz zu schreiben, obgleich die Aufzeichnungen im Tagebuch ganz anders lauten. Und als sei es an den schon vorhandenen Gründen der Angst und Sorge nicht genug, erkrankte Ende Oktober das Töchterchen von Paul sehr heftig und war mehrere Tage aufgegeben. Und gerade in dem Moment der höchsten Angst um das Kind kam der Absagebrief von Dirichlet, sie müßten seiner Krankheit wegen den Winter noch wegbleiben! — Es wurde nun sofort mit seinen Freunden beraten, was zu tun, wie namentlich schwere pekuniäre Opfer von ihm abzuwenden seien. Hierbei zeigte sich vor allen Jakoby als treuer, zuverlässiger Freund; er übernahm ohne irgend welche Entschädigung die Hauptvertretung für Dirichlet an der Kriegsschule und Universität, so daß wenigstens nicht zu den bedeutend gesteigerten Ausgaben noch erheblich geschmälerte Einnahmen kamen. Ein sehr beunruhigender Brief von Kaselowsky, den er gleich nach seiner Rückkehr nach Rom an Fanny Hensel geschrieben hatte, steigerte die Besorgnisse und brachte den Entschluß, auf alle Fälle zur Hilfe hinzureisen, zur Reife; ein Entschluß, der vollkommen befestigt wurde durch die erste genaue Kunde von Rebeckas Zustand, die durch einen Brief der Köchin an ihre Freundin nach Berlin

kam. Nun war der einzuschlagende Weg (wenn sich die Nachricht bestätigte) klar, und Fanny schrieb daher sofort, verlangte ganz genaue Nachricht über alles und schloß folgendermaßen:

„Ich mache Dir heut im Verein mit Hensel folgenden Vorschlag. Unser Hinkommen zu Euch, im Fall Eure Krankheiten es wünschenswert gemacht hätten, war keine flüchtige Anwandlung, sondern ist unsäglich erwogen, mit den Brüdern hin und her besprochen und allerseits gut geheißen worden. Tagelang haben wir darüber zugebracht und Nächte nicht geschlafen. Für Hensel wäre eine solche Reise kein Querstrich, eher das Gegenteil, da er mehrere italienische Bilder zu malen hat; daß es Sebastian nicht schaden würde, darüber ist auch alles einig, Dirichlet würde ihm wohl im Latein etwas nachhelfen können, und wenn er ein Jahr später eingesegnet wird, schadet das nichts. Nun kommt aber die Hauptsache: Eure Gesundheit scheint, Gott sei Dank! ein *schleuniges* Kommen nicht mehr zu erfordern, bist Du aber wirklich gesonnen niederzukommen, so wäre es Dir vielleicht lieb, mich da zu haben (ich bin so frei, mir das einzubilden), und dann schreibe uns ein Wort, bestimme möglichst genau die Zeit, damit wir uns die möglichst wenig unbequeme zum Reisen aussuchen können, und wir machen uns auf und helfen niederkommen und taufen. Wünschenswert wäre es freilich, daß Ihr dann nachher nicht die schrecklichste Eile nötig hättet, zu Hause zu kommen, denn sind wir erst einmal so weit, so möchten wir uns auch wohl noch ein *wenig* (nicht lange) umsehen; und mit oder vor Dir wieder hier sein müssen wir auf jeden Fall. Du siehst, es kommt alles auf eine präzise Antwort auf diesen Brief an. Möglich aber, daß die ganze Sache eine Phantasmagorie ist und an gar kein Kind zu denken ist, und daß Ihr uns mit

dem ersten Frühlingswind frisch und froh hergeweht werdet, und das wäre freilich das beste. Nur Rückhalten, siehst Du, geht nicht mehr, also bitte, schenke uns klaren Wein ein. Ist es Dir selbst zu beschwerlich, Dirichlet zu langweilig, Walter gar unmöglich, so laß Mine erst eine Gans rupfen und dann ihren Kiel führen, sie ist ja dessen mächtig, und auf eine oder die andere Art laß mich Genaues wissen. — Was mich betrifft, so kannst Du glauben, daß die Winterreise mir kein Opfer und kein Hindernis sein würde, um Dich früher wiederzusehen und Dir vielleicht nützlich sein zu können, und Hensel denkt ebenso und hat Dich wohl beinahe so lieb als ich.

Gestern, an meinem Geburtstag, war die zweite Symphonie-Soiree, die letzte, die Felix dirigiert hat, und worin die C-Moll von Beethoven, Coriolan und Euryanthe sehr schön gegeben wurden. Nachher ging es mir schlecht, es stürzten so viele Bekannte auf mich zu und bejammerten mich, daß Ihr nicht kämt und Felix wieder ginge, daß ich meine etwas lose sitzenden Tränen nicht halten konnte und mich schrecklich in Acht nehmen mußte, keine Szene zu machen! — Fange auch wieder an, mir Ernstgeschichten zu schreiben, ach! so kinderlos bin ich lange nicht gewesen, denn mein langer, mir über den Kopf gewachsener Junge ist kaum noch ein Kind, aber ein lieber, guter, angenehmer Bursch. Adieu, mein geliebtes Herz, wann werden wir einmal so au fait über Euch sein, daß wir nicht mehr jedem folgenden Brief mit der ängstlichsten Spannung entgegensehen? —"

Innerlich war Fanny, als sie diesen Brief schrieb, schon ganz auf die Reise vorbereitet, jetzt machte sie, während sie die Antwort erwartete, auch alle äußeren Vorbereitungen; ebenso Hensel. Dieser hatte ein Bild für eine Engländerin schon vor längerer Zeit über-

nommen, eine römische Szene, das er in Italien auszuführen beschloß. So harrten nun alle begierig der entscheidenden Antwort aus Florenz, die Mitte Dezember eintraf:

Rebecka an Fanny.

Florenz, den 25. November.

„Ich weiß zwar lange, wie wir miteinander stehen, und daß ich's ebenso machen würde, aber jede neue Bestätigung Deiner Liebe rührt und erfreut mir doch das Herz aufs neue. So Dein gestriger Brief, daß Ihr Euch entschlossen habt, im Winter die große Reise zu machen, um mir Trost und hoffentlich Glück zu bringen. Zum ersten Male freue ich mich nun beinahe über meine wahrscheinliche Lage, denn recht gewiß kann ich noch immer nichts entscheiden, sonst hätt' ich's Euch ja lange geschrieben, anstatt Euch über meine Krankheit zu ängstigen. Dirichlet hat Felix eine Relation meiner ganzen Krankheit geschickt, ich will Dir in aller Kürze noch einmal die greuliche Geschichte erzählen, überlegt dann selbst, wie viel Aussicht zu einer fröhlichen Kindtaufe ist, sowie den großen Entschluß, mitten im Winter als Krankenwärter von Berlin nach Florenz zu reisen." (Folgt ein Bericht, der im wesentlichen das oben Erzählte enthält.) — — „So befinde ich mich nun in dem Fall, den ich immer für unmöglich gehalten habe, nicht zu wissen, ob ich seit wenigstens fünf Monaten in andern Umständen bin oder nicht. Gestehe, daß dies allerdings eine kuriose Geschichte ist; was ich gelitten habe, das schreibt sich nicht, das sagt sich kaum. Daß ich alle diese Zweifel, dieses nicht — doch — diese verrückte Reise nicht so ruhig ertragen habe, als ich jetzt davon schreibe, sondern vielmehr Agitato ma troppo, und auch zuzeiten Furioso ma non tanto, das kannst Du wohl denken! —

Geht alles von jetzt an gut, so rechne ich auf die Katastrophe spätestens Anfang April. Ich werde mich so ruhig als möglich halten, es kann vielleicht noch alles besser werden, als ich denke, und welch ein Trost, welche Hilfe Du mir in jedem Falle wärest, das kann ich nicht ausdrücken. Ich fange jetzt an zu begreifen, daß Ihr vielleicht herkommt, zuerst konnte ich den Gedanken gar nicht klein kriegen und fange an, mich rasend auf Augenblicke zu freuen. Heut Nacht wachte ich auf und ging in Gedanken Hensels ganzen Eßkatechismus durch; ich weiß ihn noch sehr gut und kann alle Artikel pünktlich befolgen, also vielleicht auf Wiedersehen in Florenz, ich fange an zu hoffen."

Fanny an Rebecka.

Berlin, den 13. Dezember 44.

„Mein liebes Beckchen, da habe ich nun endlich einmal Dein pater peccavi. Warum dies nicht schon längst erfolgt ist, warum Du uns nicht wenigstens die Möglichkeit hast durchblicken lassen, davon wollen wir nicht weiter reden, da ich mir zu einer neuen Lebensregel gemacht habe, über geschehene Dinge kein Wort zu verlieren, genug, die Fabel kehrt sich um, Apollo flieht und Daphne setzt ihm nach, Ihr könnt nicht kommen, also werden wir kommen und falls nicht ganz unberechenbare Kunden von Euch (denn bis jetzt war noch alles unberechenbar, was in den letzten drei Monaten geschehen ist), oder ganz unvorhergesehene Ereignisse uns abhalten, so denken wir zwischen Weihnachten und Neujahr aufzubrechen, so daß also eine Antwort auf diesen Brief uns nicht mehr hier treffen würde. Kaselowsky wird wohl dort sein*) und ein

*) Derselbe war nach Besorgung seiner notwendigsten Angelegenheiten mit einem zu malenden Bilde wieder nach Florenz geeilt, um Dirichlets dort behilflich zu sein.

wenig nach einer Wohnung sich umsehen, conditio sine qua non ist natürlich möglichste Nähe, sonst braucht sie wenig Eigenschaften zu haben, denn ich nehme mir vor, nicht viel zu Hause zu sein und desto mehr bei Dir. Hensel wird malen, er bringt ein unangefangenes Bild mit (dafür wird Kaselowsky wohl auch Rat wissen) und Sebastian, nun, der kriecht wohl unter. Dagegen wünschen wir nicht, daß Ihr eher mietet (es müßte denn ein ganz besonderes Paradies verloren gehen), als bis nach meinem nächsten Brief, der hoffentlich den Tag unserer Abreise bestimmen wird. Möglich, daß sich auch nach Weihnachten das ganz entsetzliche Bärenwetter ändert, das wir seit vierzehn Tagen haben, selten ist doch ein ganzer Winter hier so übermäßig streng. Also Beckchen, halte Kriegsspiel und Mühle in Bereitschaft, schaffe entsetzlich viel zu essen an, stelle drei Stühle mehr ans Kamin, denn wir kommen. Hörst Du? Wir kommen. Wenn Du's nicht glaubst, so wirst Du's sehen. Und das ist diesmal mein Weihnachtsgeschenk an Dich; hoffentlich kommt dieser Brief gerade zu Weihnachten an. Hensel grüßt, in Erwartung baldigen Sprechens wird ihm das Schreiben noch schwerer als sonst und ebenso wird es mir. Gebe Gott, daß alles nach Wunsch gelingen und wir alles bei Euch gut und vortrefflich finden mögen. Grüße Mann, Kinder und Kaselowsky. Hätte ich mir nicht zur Regel gemacht, keine ‚hätte' und ‚wäre' mehr zu sagen (eine Regel, von der ich mir jeden Tag einige Ausnahmen gestatte), so würde ich wie ein Kachelofen seufzen, daß Ihr nicht in Rom geblieben seid; da wären wir wie zu Hause, o Rom, mein Rom! und in Florenz sind wir die Mädchen aus der Fremde.

Sprich mir nur niemals mehr von Deiner Gesundheit; wenn nach allem was vorgegangen, alles jetzt

gut geht, so hast Du eine so unerhörte Pferdenatur, wie sie, glaube ich, nicht oft vorkommt. Es gehe und werde alles gut! —"

Felix an Rebecka

Frankfurt, den 10. Januar 45.

„Liebe Schwester! diese Zeilen bringt Dir Fanny. Damit ist schon gesagt, welche Zeit zwischen unsern letzten Briefen liegt. Fanny wird Dir erzählen, in welchen schweren Sorgen wir die letzten Monate zugebracht haben; da tauge ich wenig zum Briefschreiben und wollte Dir auch zu Deinen vielen ernsthaften Besorgnissen nicht noch die meinigen aufbürden. Gott sei Dank! es geht, wenn nicht alles täuscht, mit unserm lieben, kleinen Kindchen zur Besserung; der Arzt sagt es, der Augenschein lehrt es und wir dürfen wieder hoffen. Dafür danken wir dem Himmel täglich und stündlich. Cécile hat der Sommer in Soden, wie es scheint, ganz wieder hergestellt; sie ist wohl, sieht munter und blühend aus und hat mich in den schweren Tagen gleich nach meiner Ankunft (wo das Kind schon verloren schien) durch ihr liebes, stilles, gutes Wesen aufrecht gehalten, sogar erheitert. Die drei ältesten Kinder gedeihen nach Wunsch. Karl lernt, Marie näht, Paul tobt, daß ihnen und uns der Kopf kracht. Ich denke, Du würdest Freude an ihnen haben. Ich selbst bin, wie Du mich kennst, nur was Du nicht an mir kennst, daß ich seit einiger Zeit das Bedürfnis nach äußerer Ruhe (nach Nicht-Reisen, Nicht-Dirigieren, Nicht-Aufführen) so lebhaft empfinde, daß ich ihm nachgeben muß, und so Gott will, meine Lebenseinrichtung in dem ganzen Jahr danach zu treffen gedenke. Daher ist mein Wunsch, Winter, Frühjahr und Sommer hindurch hier ruhig zu bleiben, sans Reise, sans Musikfest, sans every thing und wenn

wir nicht der Gesundheit wegen in ein Taunusbad müssen, so wird auch das schwerlich geschehen. Deshalb habe ich schon alle Einladungen der Art ausgeschlagen (darunter eine, die mir außerordentlich schmeichelte, nach New York zu einem Musikfest). Das ruhige einförmige Leben ist mir den Sommer in Soden so lieb geworden und die Tage, an denen jetzt mit dem Kinde sich Besserung zeigte und wir wieder freier atmen konnten, haben mir wieder so wohl getan, daß mir jene Absagungen wahrlich kein Opfer waren, und daß ich eigentlich glaube, zu solch einer stillen ruhigen Existenz geboren zu sein. Wenigstens fühle ich mich dann gesünder und fleißiger und mehr an meinem Platz als sonst wo.

Daß ich die Berliner Stelle aufgeben mußte, hat Dir Fanny geschrieben. Es war mir nicht möglich, mit gutem Gewissen an der Spitze eines öffentlichen Musikwesens zu bleiben, das ich für schlecht halte und zu dessen Besserung die Macht nicht in mir, sondern dort allein in dem Könige liegt, der freilich an andere Sachen zu denken hat. Mündlich mehr davon, soviel Du nur irgend wissen und still halten willst.

Und laß uns in dem neuen Jahre hier am Rhein wieder zusammenkommen; froh und glücklich und unverändert, das gebe der Himmel! Fanny wird Dir meine Idee vom Familienkongreß am Rhein erzählen; Paul kommt gewiß; denkt daran, Gott lasse es gelingen.

Auf frohes Wiedersehen, liebe Schwester!"

Dein Felix.





Wiedersehen in Italien

Um einige Tage wurde die Abreise aus Berlin verschoben durch den ersten Anfall eines Übels, das Fanny an demselben Tage befiel, an dem sie ihre Absicht zu reisen gemeldet hatte. Es bestand in heftigem unstillbaren Nasenbluten, was Tag und Nacht ununterbrochen bis zu 36 Stunden dauerte und für die Umgebung etwas sehr Ängstliches hatte. So sehr ihre Angehörigen diese Anfälle fürchteten, so hat sich doch schließlich gezeigt, daß sie eigentlich keine Krankheit waren, sondern eher das Gegenteil.

Nach Weihnachten legte sich die große Kälte, und am 2. Januar 1845 fuhren Hensels per Eisenbahn nach Leipzig, von da Extrapost im eigenen Wagen. Bis München machten sie starke Tagereisen, den zweiten und dritten Tag bis Mitternacht, in München fanden sie beruhigende Briefe vor und beschlossen daher, da im Gebirge bei Nacht und Glatteis das Fahren gänzlich untunlich war, kleinere Tagereisen zu machen. Durch Tirol über Innsbruck und Bozen war das Wetter ebenso günstig. Sie wählten den Brennerpaß als den niedrigsten und gefahrlosesten; eine halbe Stunde leichten Schnees, des einzigen, den sie auf der ganzen Reise hatten, störte nicht; ein wunderbar herrlicher Anblick aber waren die in ungeheueren Eismassen in den phantastischesten Formen von den Bergen herabhängenden gefrorenen Wasserfälle. Die ganze

großartige Gebirgseinsamkeit sieht noch großartiger und einsamer aus als in der guten Jahreszeit.

Mit der Fahrt über die Alpen war das Schwerste, das einzige, was eigentlich gefährlich an der Reise hätte sein können, überstanden. An der päpstlichen Grenze machte man Schwierigkeiten — weil das Visa des päpstlichen Nuntius in München auf dem Paß fehlte, und es bedurfte zweistündiger Verhandlungen, um die Erlaubnis, bis Bologna zu fahren, auszuwirken, wo die Reisenden gegen Mitternacht, überhungert und übermüdet, ankamen. Hier mußte Hensel, ehe er etwas genoß, in der Nacht zum Polizeidirektor, um die Erlaubnis, am andern Tage die päpstlichen Staaten wieder zu verlassen, auszuwirken. Als der Wagen im Dunkel der Nacht in Bologna einfuhr, schienen die Straßen auf beiden Seiten wie mit hohen Mauern weiß schimmernd besetzt — es war Schnee, der acht Tage vorher so reichlich gefallen war, daß die ganze Kommunikation unterbrochen war. Ein solcher Schneefall in den Alpen hätte die ganze Reise unmöglich machen und jedenfalls zum Umweg über Frankreich zwingen können.

Von Bologna eilten Hensels über den Apennin, übernachteten zum letztenmal vor dem Wiedersehen in Caviglliaja und fuhren Sonntag, den 19. Januar, nach Florenz hinab. Über Rebecka erschrak alles im ersten Augenblick sehr, so übel sah sie aus und so entstellt waren ihre Züge. Auch hatte sie eben erst die letzten Anmeldungszeilen aus Verona bekommen und war sehr aufgeregt. Dirichlet war auch sehr verändert, jene eigentümliche Fieberfarbe ließ ihn elend aussehen.

Sehr bald organisierte sich nun aber ein behagliches Leben. Die Henselsche Wohnung lag der Dirichletschen gerade gegenüber, so daß sie sich über die Straße „guten Morgen" zurufen konnten und sich auf Deutsch

ohne Gefahr die größten Geheimnisse hätten mitteilen können. Rebecka sammelte in guter Pflege schnell neue Kraft, so daß sich alles über Erwarten freundlich gestaltete, nur mußte leider Hensel die Seinigen bald verlassen. Alle Versuche, sich Kostüme oder ein brauchbares Modell zu verschaffen, schlugen fehl, und so machte er sich schon nach wenigen Tagen auf und ging allein nach Rom, um dort zu malen. Die Zurückgebliebenen lebten indessen ruhig und in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Ein Klavier, das Rebecka gemietet hatte, um, wie sie sagte, das Angenehme mit dem Angenehmen zu verbinden, vermehrte die Behaglichkeit sehr und verschaffte ihr lange entbehrte Genüsse.

Felix an die Schwestern.

Frankfurt, den 29. Januar 45.

„Nun schreibe ich Euch Doppelbriefe, seit heut früh die sehr willkommene Botschaft vom 21. hier ankam. Gottlob, liebe Fanny, daß Du uns beruhigende Nachrichten geben konntest. Seit ich nun Euch Hensels in Florenz weiß, ist mir wieder viel ruhiger, einfacher und natürlicher zumute; es ist wohl wahr, daß einer dem andern in allen Hauptsachen nichts helfen kann (das kann der liebe Gott ganz allein), aber die vielen Nebensachen sind eben so verzweifelt wichtig, daß auch eine Hauptsache daraus wird — und dann betrachte ich Euch jetzt als eine Reisegesellschaft, — und denke, daß Ihr manche vergnügte Stunde dort haben müßt, — und hoffe auch für Euch eine vergnügte, glückliche Rückreise — und sehe wieder mit recht viel Zuversicht und Hoffnung der Zukunft entgegen, seit ich Euch wieder zusammen weiß.

Gottlob, ich kann Dir von uns recht gute Nachrichten geben; der Kleine hat sich seit den letzten drei

Wochen sehr merklich gebessert, wir dürfen wieder Hoffnung und Mut fassen und danken Gott täglich und stündlich dafür. Ich habe den dummen Streich gemacht, die letzten vierzehn Tage recht ernstlich unwohl zu sein, daher geht es mit meinem Briefschreiben noch ziemlich schlecht; ich kann jetzt eigentlich nur essen, trinken und schlafen, um das Versäumte wieder nachzuholen. Seit vier Tagen bin ich als geheilt entlassen, gehe spazieren und will sogar Freitag auf einen Ball gehen; Cécile läßt sich ein weißes Kleid dazu machen mit Rosen; und kurz, wenn ich durch Braten und Wein und Schnarchen alles das wieder gewonnen habe, was ich in Seufzern und Klagen und Fluchen ausgehaucht habe, so ist bei uns alles beim alten und alles munter. Wie sehr Cécile Euch grüßt, das wißt Ihr wohl; sie bleibt bei ihrem alten Satz, den sie mir neulich nach Berlin schrieb: ‚Fanny und Beckchen gehören zusammen', und ich neige mich auch sehr zu dieser Meinung. — Ich soll Euch von unserm Leben hier schreiben? Morgens früh arbeite ich immer, um zehn setzt sich Karl auf eine Stunde zu mir und liest und rechnet, nachmittag um fünf versuche ich ihm allerlei orthographische und geographische Begriffe beizubringen — ich muß aber eine andere Natur haben als Du; während Du beim Griechischen findest, daß Du eigentlich nichts vergessen hast, finde ich bei meinen Lektionen, daß ich nichts behalten habe. Marie lernt die C-Dur-Tonleiter. Sogar die wußte ich nicht mehr recht und ließ sie beim vierten Finger untersetzen, bis Cécile dazu kam und außer sich war. Nun lebt wohl, Ihr lieben Schwestern; Du, liebe Fanny, sage mir, wie es eigentlich mit der Zeitrechnung steht, die uns jetzt alle beschäftigt. —"

Wie aber alles bei dieser Geschichte unberechenbar gewesen war, so sollte es auch diese Zeitrechnung sein.

Die Katastrophe wurde anfangs April erwartet. Am 13. Februar aber stellten sich die deutlichsten Anzeichen ein, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei, und zwar ging alles so schnell, daß kaum die notdürftigsten Anstalten gemacht werden konnten. Eine Stunde lang wartete Fanny mit wahrer Todesangst auf den Arzt, und fast mit ihm zusammen erschien Florentinchen (denn mit diesem Namen war das erhoffte Mädchen schon lange, ehe es da war, bezeichnet worden) lebendig und gesund am Licht der Welt. Die Überraschung, die Freude, aber auch die Verwirrung der ersten Augenblicke war unbeschreiblich. Die von Berlin geschickten Kindersachen waren noch nicht da und es fehlte buchstäblich an allem. Am andern Tag hatte Fanny alle Hände voll zu tun, das notwendigste Zeug für das Würmchen zu machen und anzuschaffen, Briefe nach allen Seiten zu schreiben und die Mahlzeiten einzurichten. Wunderbarerweise war Rebecka wie mit einem Schlage von allen ihren Leiden befreit und so wohl und vergnügt wie möglich. Nach einigen Tagen kamen nun die erfreuten und überraschten Antwortbriefe, zuerst aus Rom, später von allen andern Seiten; es zeigte sich jetzt, daß eigentlich niemand an die Möglichkeit eines lebendigen, gesunden Kindes gedacht hatte.

In einer Beziehung war für Hensels die bedeutend verfrühte Geburt des Kindes sehr wichtig. Fanny beschloß, ihres Mannes Ankunft in Florenz nicht abzuwarten, sondern, als alles auf das vortrefflichste ging und Flora am 12. März getauft war, am 15. nach Rom nachzureisen und noch einige Wochen römischen Aufenthalts mitzunehmen. Sie und ihr Sohn fuhren mit der Diligence über Siena. In Rom angekommen, erfuhren und sahen sie zu ihrem großen Schrecken, daß Hensel eigentlich die ganze Zeit recht

ernstlich krank gewesen war, sein Leiden aber beharrlich verschwiegen hatte, um seine Frau nicht zu ängstigen und zu voreiligem Verlassen der Krankenpflege in Florenz zu bewegen.

Jedoch arbeitete sich seine gesunde Natur wieder durch, und da sah auch die Welt gleich ganz anders aus, und Fanny, die während der Krankheit recht niedergeschlagen gewesen war, schrieb an Rebecka auf einem Bogen, der vorne eine allerliebste Randvignette von Geyer und folgendes Gedicht von Hensel trägt:

Tausend Blumen auf den Fluren,
Sommerwarm und tauerfrischt,
Bleichen Winters letzte Spuren
Hat ein linder Hauch verwischt.

Rings im Grün der Vögel Feier
Ob des Lenzes Wiederkunft,
Und die Seele stimmt die Leier
Zu des Waldes Liederzunft.

Alle Sorgen, alle Schmerzen
Sind verweht und abgetan:
Offen stehn die seel'gen Herzen
Um den Frühling zu empfahn.

„Auf diesem allerliebsten Frühlingsblättchen sollst Du auch nichts als angenehme Nachrichten zu hören bekommen. Gesundheit, schönes Wetter, alles ist auf einmal wiedergekehrt, und es hat mich ordentlich lachen gemacht, daß Du in Deinem gestrigen Brief für Rom besorgt bist, daß es mir nicht gefalle. Der alte Junge schafft sich schon recht, und gestern und vorgestern haben wir hands geshaket und Frieden gemacht. Nun muß ich mich aber noch eigens über meine bisherige Mißstimmung bei Dir entschuldigen. Hensels Krankheit, die ein paarmal recht bedrohliche Gesichter schnitt und mir gleich den Eintritt so verbitterte, schlechtes

Wetter, Mangel an weiblicher Bedienung, der mir im ersten Augenblick sehr empfindlich war, woran ich nun aber ganz gewöhnt bin und Dir sehr schöne Geschichten davon mündlich liefern werde, eine Wohnung im Verhältnis zu unserer Florentiner so groß, daß sie mir erst wüst vorkam, bis ich nun auch diese Dimensionen gewohnt worden bin und sie sehr schön finde, wie sie auch wirklich ist. Auch die Straße war mir erst unheimlich, und jetzt bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß sie von der Natur dazu bestimmt ist, eine der schönsten Roms zu werden (Nicolo di San Tolentino), wäre ich Spekulant, ich kaufte alle die Löcher und führte schöne Häuser da auf, und kein Fremder würde wo anders wohnen wollen. Die Lage ist gut, dicht am Pincio und an Fontana Trevi, die elegante Passage geht den ganzen Tag an uns vorüber, nach Porta Pia, es fehlen nur Wagen auf Piazza Barberini und die Sache ist abgemacht. So wahr ist es, daß dieselben Dinge schwarz und weiß sind, je nachdem man sie betrachtet. Bei uns sieht es endlich aus, wie bei Leuten, die die schönen Künste treiben; ein Flügel steht da, ungestimmt, steht einen halben Ton zu tief und klingt wie eine Pelzmütze auf einer Friesdecke, und was besser ist, Hensel hat heut angefangen zu malen, vormittags Modell gehabt, und hat es nachmittags wieder bestellt, und es geht gut und greift ihn nicht an. Die Modellwirtschaft ist jetzt übrigens hier so arg als möglich, Chiaruccia ist bis Ende Mai alle Tage besetzt, Mariuccia gar schon auf den Januar vergriffen, eine andere -uccia will mit dem Wagen abgeholt sein und bekommt noch außerdem zwei Skudi für den Tag, kurz, die schönsten sind nicht zu haben. Auch meinem Kaliban muß ich die größte Ehrenerklärung liefern; er tut alle Arbeit, die bei uns in Berlin Heinrich, Sophie, die Colberg mit

vieler Nachhilfe von Minna liefern, ganz allein, hat das Essen pünktlich halb zwei fertig, hält die Zimmer und Sachen sehr gut rein, läuft alle Gänge, holt nach löblicher römischer Gewohnheit jede Apfelsine und jedes Reiskorn apart, rennt wie ein Windhund, so daß er von der Rotonda im Nu wieder zu Hause ist, dazwischen hat er noch immer eine halbe Stunde Zeit, um hochtrabende Reden zu halten. Das hindert ihn aber nicht, in seiner Erscheinung die vollendetste Karikatur zu sein, ich möchte ihn wohl einmal mit Heinrich zusammen bei Tisch aufwarten sehen, es müßte ein Schauspiel für Götter sein.

Felix an die Schwestern*).

Frankfurt, den 25. März 1845.

„Dein soeben angekommener Brief hat den Frühling mitgebracht. Heut ist zum erstenmal jene bewußte Luft draußen, in der alles Eis und alle Winterkälte schmilzt und alles mild und warm und vergnügt wird; wenn Ihr aber keinen Eisgang in Florenz habt, so müßt Ihr uns beneiden, statt umgekehrt, denn es ist ein herrliches Schauspiel, und die Spree kann es bekanntlich nicht zuwege bringen. Wie das Wasser hier unter der Brücke springt und sprudelt und stürzt, und die großen Blöcke und Scheiben durcheinander wirft, und sagt: packt Euch, mit Euch ist es fürs erste vorbei. Feiert auch seinen Frühlingstag und zeigt, daß es unter der Eisdecke noch Kraft und Jugend behalten hat, und läuft noch einmal so schnell und springt noch einmal so hoch, als in den vernünftigen Tagen anderer Jahreszeiten; das solltest Du einmal sehen. Die ganze Brücke und der ganze Quai sind schwarz von Menschen, die haben alle das schönste Schauspiel umsonst, und die Sonne bescheint sie dabei

*) Teilweis in den Felixschen Briefen.

noch, auch umsonst. Das ist ja eben das Elend, daß ich von der Poesie des Frühlings gar nicht spreche, sondern immer nur von seiner Holzersparnis, und Lichtersparnis und Überschuhersparnis, und davon daß es überall viel besser riecht, und daß es so viel gute Sachen mehr zu essen gibt, und daß die Frauenzimmer wieder helle und bunte Kleider tragen, und daß die Dampfboote wieder den Rhein hinunterfahren statt der Schnellpost usw. usw.

Aus obigem ersiehst Du und Fanny ebenfalls (denn Du mußt ihr alle meine Briefe, in denen nichts steht, nach Rom schicken), daß es Gott sei Dank bei uns nichts Neues gibt, d. h. daß wir alle wohl und munter und Euer eingedenk sind. Gestern abend kam ich mit Schlemmer um eins aus einer musikalischen Punschgesellschaft, wo ich erst die Beethovensche Sonate 106 aus b gespielt, und dann 212 Gläser Punsch aus ff getrunken habe, wir sangen das Duett aus Faust auf der Mainzer Gasse, weil es so wunderschöner Mondschein war, und heut habe ich ein wenig Kopfweh. Diese Stelle suche aber auszuschneiden, ehe Du den Brief nach Rom schickst, einer jüngeren Schwester kann man schon so was vertrauen, aber einer älteren, päpstlichen beileibe nicht. — Eduard Magnus, der eben auf der Durchreise von Paris hier ist, malt uns den Karl und hat den Bengel schon sehr niedlich und ähnlich untermalt. Karl zeichnet sich aus, sitzt sehr geduldig, springt nur ab und zu mal auf Paul oder Marie los, die auf der Erde sitzen und mit Bewunderung zusehen, und sitzt dann wieder eine Stunde vernünftig. Ich lese dabei mit allgemeinem Beifall das Rumpelstilzchen. Kennt das Ernst? Und Walter? Und Du? Wo nicht, so lese ich es Euch auch vor, und Ihr müßt es goutieren, Paul macht das Manöver am Schluß, wo Rumpelstilzchen mit

dem einen Bein in die Erde fährt und sich beim andern anfaßt, sehr schön nach, ich empfehle Ernst ein gleiches.

N. habe ich den ganzen Winter dreimal gesehen, obwohl er uns gegenüber wohnt; er ist leider gar zu wenig umgänglich, es geht mit dem besten Willen nicht, und ich glaube, es ist schlimmer gerade in dieser Zeit als seit vielen Jahren damit. Wer sich irgend im mindesten mit den konfessionellen Skandalen des Augenblicks einlassen will und nicht standhaft alles und jedes abweist, was Skandal gibt und hervorruft, der wird so tief hineingerissen, daß er von Freuden und Freunden getrennt ist, ehe er sich's versieht, und davon fangen in Deutschland die Beispiele in allen Kreisen zu spuken an. Ich schwanke immer in meinem Innern, welches von den beiden Extremen mir widerlicher ist, und kann darüber immer noch nicht ins reine kommen. — Seht doch zu, ob Ihr Euch dort nicht die Nummer des ‚Punsch' vom 18. Januar verschaffen könnt; darin ist ein Bericht von Antigone im Covent-Garden mit Illustrationen, namentlich mit einer Darstellung des dortigen Chors — über die habe ich drei Tage lang gelacht. Der Chorführer, dem die schottischen Hosen unten herausgucken, ist ein Meisterstück, und so alle in ihrer Art, und dabei so lustig. Man schreibt mir Wunderdinge über diese Darstellung und namentlich den Chor, — denkt Euch, daß beim Bacchuschor das ganze weibliche Corps de Ballet erscheint, und hüpft, und springt. Das ist kein Spaß. Trotz alledem haben sie bei mir anfragen lassen, wann sie den Ödipus geben könnten, weshalb ich sie an den König von Preußen verwiesen habe. Meine Partitur ist seit einigen Tagen fix und fertig, und wenn mir die Musik so lieb bleibt, als sie es jetzt ist, so denke ich, sie wird Euch auch gefallen, wenn ich sie Euch in Soden vortrommle. Auch die sechs Orgelsonaten sind fertig;

wollt Ihr die auf der Orgel von Ober-Liederbach hören? Der Schulmeister ist ein freundlicher Mann und erlaubt es recht gern. (Eben holen mich die Kinder, weil sie einen großen Turm gebaut haben, und das platte Dach mit ihren Mußstullen verziert. Eine schöne architektonische Idee.) Eine Symphonie und ein Trio sind angefangen — auch ein neuer Oratorienplan, aber alle Leute schreien und plagen mich um eine Oper — ja! wer nur so einen rechten Stoff bekäme oder fände! Aber das will mir bis auf heutigen Tag noch immer nicht gelingen, und ohne den allerschönsten Stoff, d. h. einen, der mir so erscheint und mich ganz durch und durch freut, tue ich es nicht, denn es muß damit, wie mit allen andern Musikstücken gehen, sie müssen nicht für die anderen Leute, sondern für's eigene Gewissen gemacht sein. Gestern hörte ich wieder eine neue Oper, ganz deutsch, wo der Text nach Scribe, und die Musik nach Auber war, und eben deshalb wahrhaftig viel besser als Aloys Schmitt und die anderen echt deutschen. O weh, es ist schlimm damit, aber warum gibt der König von Preußen auch keine Verfassung — kannst Du Dir die Berliner Stände in Musik gesetzt denken? Wohin gerate ich? (Quo me rapis? würde sich Sebastian ausdrücken), vale, adieu, mehr Latein kann ich nicht."—

Rebecka lebte unterdessen ganz still in Florenz, Dirichlet hatte sie schon Anfang April verlassen müssen, um sich nach Berlin behufs Wiedereröffnung seiner Vorlesungen zu begeben. Die Überschreitung der Alpen beschreibt er folgendermaßen: „Da wäre ich also in Chur und liefere so den Beweis, daß der Weg über die Alpen wirklich offen ist. Schon in Mailand erfuhr ich, daß alles, was man in Florenz über die unterbrochene Kommunikation auf der Gotthardstraße

erzählt hatte, nichts als Fabel ist und daß den ganzen Winter hindurch die Diligencen über den Simplon, Bernhardin, Splügen und Gotthard alle Tage, und der Kurier selbst einmal die Woche über den Stelvio gegangen ist. Nachdem ich diese Notiz erhalten, und daß nie ein Unglück, nur zuweilen einige Verspätung in der Ankunft durch frischgefallenen Schnee eingetreten ist, hätte ich gern den Weg über den Gotthard als den kürzeren gewählt, aber zu meinem Glück waren für Freitag schon alle Plätze genommen, und so mußte ich mich denn zu dem kleinen Umweg über Chur entschließen. Ich sage, zu meinem Glück, denn wie sich am folgenden Tag zeigte, war am Donnerstag und Freitag so viel Schnee in den Alpen gefallen, daß der Übergang über den Splügen dadurch um mehrere Stunden verspätet wurde und der Weg über den höheren und rauheren Gotthard wahrscheinlich einen ganzen Tag mehr erfordert haben würde. Eine solche Alpenreise im Winter ist zwar keine Partie de plaisir, aber doch in ihrer Art interessant genug, um die damit verbundene Unbequemlichkeit gern einmal sich gefallen zu lassen. Von der Masse Schnee, die sich im Laufe des Winters in diesen hohen Regionen anhäuft, hat man wirklich keine Idee. Die Spitzen der Barriere, welche die Straße vom Abgrund trennen, sieht man nur hier und da achtzehn bis zwanzig Fuß unter sich aus dem Schnee hervorstehen, so daß man also augenscheinlich zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Schnee unter sich hat. Ist dieser ganz fest, so geht die Schlittenfahrt vortrefflich und schneller als sonst mit dem Wagen, aber ganz anders verhält sich die Sache, wenn, wie gestern, auf frisch gefallenem Schnee erst Bahn gemacht werden muß. Da ist man jeden Augenblick in Gefahr, ellentief in den Schnee zu versinken, und man muß sich glücklich preisen, wenn man wie ich nur zwei=

mal umgeworfen wird. Ein Mailänder, den ich heute morgen hier beim Frühstück traf und der tags vorher denselben Weg gemacht hat, ist nicht so glücklich gewesen und hat sich nicht weniger als fünfmal tief in den Schnee gelegt. Ein Teil der Fahrt hat mich sehr amüsiert, es ist dies das Hinunterfahren oder vielmehr -stürzen auf der sogenannten Winterstraße, die mit der gebauten Straße aber nichts gemein hat und auf der man gerade den Berg hinunter dem Pferde am Schlitten ganz freien Lauf läßt, gerade so, wie man es am Aschenkegel des Vesuv mit seinem eigenen Individuum macht, so daß man auf diesen unendlichen Schneefeldern lebhaft an den Vulkan erinnert wird."

Felix an Rebecka.

Frankfurt, den 11. April 1845.

„Sehr viel tausend Glückwünsche zum Geburtstag, mein sehr viel liebes Schwesterlein. Wie viel lieber möcht ich Dir's sagen als schreiben. Ja, könnte ich nur bald wieder Dir ein goldnes Nixchen und ein silbernes Warteweilchen zum Angebinde bringen — aber halt, heut habe ich doch ein recht hübsches Angebinde, über das Du Dich gewiß sehr freuen wirst, eine sehr vergnügte Nachricht: Klingemann ist Bräutigam mit Sophie Rosen in Detmold (holt sie im Mai ab, verspricht als Neuverheirateter dann sogleich hier durchzureisen) und ist überglücklich, und ich habe vor Freuden fünf Minuten lang im Zimmer getanzt, als ich vor einigen Tagen den Brief bekam. Denn ich habe die Braut vorigen Sommer in England kennen gelernt (wo er sie auch kennen lernte) und weiß daher, daß die Partie ganz trefflich und passend ist; sie hat ganz das Still-Liebenswürdige ihres verstorbenen Bruders, ist auch so bescheiden und doch tief- und wahrfühlend, durch und durch gebildet und dabei sehr

hübsch und angenehm; sie trägt blonde, glatte Scheitel, hat ganz was man ein echt deutsches Gesicht nennt, rund, blauäugig — da habt Ihr einen wahren Steckbrief. Als Klingemann seine Winterreise machte, kam er durch Detmold, da hat er sie wiedergesehen und sich mancherlei überlegt, aber keine Andeutung, kein Wort gesprochen; jetzt von England aus hat er geschrieben, und nun ist Klingemann verlobt! Mir macht die Sache ein ganz unglaubliches Behagen.

Jetzt ist der 12. geworden und Dein lieber Brief mit dem von Fanny gekommen, da steht überall zwischen den Zeilen, daß Du wieder munter und gesund bist. Gott sei Lob und Dank dafür! Sympathie gibt es offenbar in der Welt, denn seit vier Wochen sprechen die Kinder von gar nichts als von Rumpelstilzchen, und nun fängt Dein Brief gar damit an! —

Eben habe ich eine Stunde Klavier geübt, weil ich morgen in einem Konzert für die Überschwemmten privatim Beethovens C=Dur=Sonate im Cäcilien=Verein spiele. Wir haben jetzt auch eine Frühlingsluft und ein Grünen und Veilchenblühen, das den ganzen Menschen um und um kehrt; das große Wasser war aber erschrecklich; ein großes Stück Brückenpfeiler liegt jetzt noch im Main, und ich habe dem Senat sagen lassen, er möchte es doch bis zum Juli liegen lassen, es würde Euch interessieren. Der Senat antwortete sehr höflich: es würde ohnehin geschehen sein, also um so mehr. Schoten, die mir zu teuer sind, haben wir hier auch, das ist keine Kunst. Aber wohlfeile! Das ist ja der ganze Reiz des Frühlings! Also nun kommt Dirichlet schon? Wir erwarten ihn nicht wenig, das kannst Du wohl denken!"

Felix an Fanny.

Frankfurt, den 20. April 1845.

„Liebe Fanny!

Dieser Brief soll an Dich sein, aber er muß doch gleich an Beckchen mit gerichtet werden, nicht bloß weil ich Deine Adresse in Rom nicht weiß, sondern weil Dirichlet gestern munter und wohl den Rhein herunter gefahren ist, nachdem er einen Tag mit uns zugebracht hatte, und weil er mir auf die Seele gebunden hat, gleich nach seiner Abreise zu schreiben. Alle seine hiesigen Bekannten wollten ihn gar nicht wieder erkennen, wegen des ungeheuren Bartes und zugleich weil er so viel wohler, dicker und jünger aussieht als sonst. Er war sehr munter, den Abend brachten wir bei Mme. Jeanrenaud in Gesellschaft zu (für welchen Zweck ich ihm seine Halsbinde anders binden mußte), wie wir ihn ausgefragt haben, könnt Ihr Euch denken. Er konnte gar nicht begreifen, weshalb ich Deinen Brief, liebe Fanny, nicht bekommen hätte, bis sich's endlich fand, daß er selbst ihn mir mitbrachte. Tausend Dank dafür.

Bleibt Ihr dabei, wie Ihr jetzt sagt, Mitte Juni von Florenz zu reisen, so trifft alles in bezug auf unsern Familienkongreß auf das schönste zu; ein Zimmer, worin man malen kann, wird sich ja wohl in Soden auch finden lassen, d. h. nördlich gelegene Zimmer mit einem Fenster, — an denen fehlt es nicht — auch an gutem Licht nicht. Ich kann freilich kein ordentliches Atelier in Soden anpreisen, aber wie gesagt, kommt nur erst, und dann wollen wir das beste Malzimmer, was dort aufzutreiben ist, gleich in Beschlag nehmen.

Der Himmel gebe uns allen nur Gesundheit und Tage wie heute, wo die warme blaue Luft einem

den Schreibtisch, die Tinte und alles Sitzen und Hocken verleidet. Drum müßt Ihr auch mit den flüchtigen Zeilen vorlieb nehmen; ich möchte gern bald wieder hinaus und mir die grünen Blätter und die Blütenansätze besehen. Die vier Kinder sind schon lange draußen; Nachmittag wollen wir in einem Familienwagen in den Wald.

Eben wandert das Manuskript meiner sechs Orgelsonaten zum Notenschreiber, von da zu Breitkopf und Härtel und in Ober-Liederbach will ich sie Euch vorspielen — das heißt drei, alle sechs machen mich zu müde, das habe ich neulich erfahren, als ich's versuchen wollte. Ein Heft Lieder ohne Worte werde ich wahrscheinlich auch wieder drucken lassen und Klingemanns Braut zueignen. Das Trio ist ein bißchen eklig zu spielen, aber eigentlich schwer ist es doch nicht: ‚Suchet, so werdet Ihr finden.'" —

Hensels beschleunigten ihre Rückkehr nach Florenz möglichst, zu der sie den von Dirichlets eingeschlagenen Weg über Perugia wählten. Am 20. Mai kamen sie bei guter Zeit in Florenz an, fanden alle wohl und vergnügt, verlebten daselbst noch einige sehr behagliche Wochen und verließen es mit Rebecka und den drei Kindern am 15. Juni.

Fannys Tagebuch.

„Am 16. Juni fuhren wir nach Pisa, woselbst abends die weltberühmte und nur alle drei Jahre stattfindende Luminara, eine feenhafte Beleuchtung der ganzen Stadt, zu Ehren irgend eines Schutzheiligen stattfinden sollte. Die Stadt soll gewöhnlich sehr ernst und still, beinahe öde sein; wir fanden sie durch die große, zur Luminara zusammengeströmte Menschenmasse außerordentlich belebt. Unser erster Gang war

nach dem Domplatz. Der Dom selbst ist ein herrliches Bauwerk, mit uralten Mosaiken und merkwürdigen Skulpturen. Unser Hauptinteresse erregte aber das Campo Santo, der Gegenstand jenes Bildes von Elsasser, das durch Rebeckas Vermittelung in Pauls Besitz gekommen war. So war für uns im Campo Santo viel persönliches Interesse durch Elsasser mit im Spiele. Wir bewunderten lange den schönen Raum; viel stritten wir über den Punkt, von dem Elsasser es aufgenommen und vereinigten uns endlich in der Meinung, daß er nicht streng einer Ansicht gefolgt sei, nicht eine ‚Vedute‘ geliefert, sondern aus den ganzen Räumen das Schönste und Interessanteste zusammengestellt und daraus ein eigenes Kunstwerk geschaffen habe. Wie kann man dagegen hart genug über den schiefen Turm urteilen, der einen höchst peinlichen Eindruck macht und sonst durch seine reinen edeln Verhältnisse eines der schönsten Bauwerke Italiens sein könnte.

Nachmittags erfuhren wir zu unserm großen Bedauern, daß des unsichern Wetters wegen die Luminara aufgeschoben worden sei; das gab nun endlose Debatten und Überlegungen. Endlich wurde beschlossen, nach Lucca zurückzukehren und am andern Tage, wenn das Wetter günstig wäre, wiederzukommen. Die Rückfahrt war ganz zauberhaft, wie aus Tausendundeiner Nacht. Das ganze Land, jedes Haus auf dem ganzen Wege bis Lucca hin war erleuchtet, Millionen Glühwürmer dazu, und der schönste Mond- und Sternenschein; rings um uns und über uns ein flimmerndes, endloses Lichtermeer. Der andere Tag war schön und klar und nachmittags ging's wieder nach Pisa. Zuerst nach den Kamelen, von denen sich in Pisa, als dem einzigen Ort in Europa seit den Kreuzzügen, eine Herde erhalten hat. Wir fanden einige

im Stall, man sagte uns aber, eine Viertelstunde weiter im Walde würden wir vielen begegnen. Und so war es denn auch, auf einer offenen Waldwiese mit einzelnen prächtigen Bäumen graste eine Herde von vierzig bis fünfzig Tieren, es war höchst eigentümlich, was man bis jetzt nur in Menagerien, eingesperrt im dumpfen Raum, der freien Bewegung beraubt, kennen gelernt hatte, hier unter freiem Himmel behaglich gelagert und frei zu sehen. Die Tiere waren äußerst phlegmatisch und zahm, sie rührten sich kaum aus der einmal eingenommenen Stellung, stehend, liegend, kniend, meist wiederkäuend, sahen sie uns mit ihren kuriosen Physiognomien an. Das Ganze hatte etwas so fremdartig Besonderes in der tiefen Ruhe und Abgeschiedenheit des Waldes, daß wir uns nur schwer davon trennen konnten, die Kinder wären am liebsten gar nicht fortgegangen. Und nun in die Stadt, auf den Domplatz, auf dem man sich nur mit Mühe durch die dichte lärmende Menschenmenge drängen konnte. Wir durchzogen noch einmal Dom und Campo Santo, und als wir wieder hinaustraten, war das Dunkel hereingebrochen und die Lampen wurden angezündet, die Luminara begann. Der Hauptschauplatz ist der Lungarno, die Straße, welche auf beiden Seiten des in einem weiten Halbkreis dahinfließenden Arno, an schönen Quais, meist aus schönen Palästen bestehend, gebaut ist. Wo große Gebäude fehlen, werden zur Luminara mehrere Häuser durch mächtige davor gebaute Gerüste anscheinend in Palastfassaden verwandelt und diese beleuchtet; die Illumination erstreckt sich auf alle Stadtteile, selbst auf die entlegensten Gassen. Die Brücken, die Quais, die Schiffe und Boote, alles strahlt im blendendsten Licht, und namentlich von der Mitte des Lungarno aus gesehen ist es der wundervollste Anblick."

Von hier ab gingen die Reisenden dann möglichst schnell und ohne Unfall über Genua, Mailand, den Splügen, durch die Schweiz nach Freiburg im Breisgau, wo sie Woringens trafen; den Tag nach ihnen kamen Felix und Paul zu dem lange besprochenen Geschwisterkongreß; alle zusammen blieben sechs Tage da und reisten dann den Rhein hinunter nach Mainz und nach Soden, wo bei Felixens reizende vierzehn Tage verlebt wurden.

Während dieser Zeit entschied sich, daß Felix wieder in seine alte Stellung nach Leipzig zurückkehren sollte. Den 2. August langten Hensels und Dirichlets wohlbehalten in Berlin an.





Schluß

Es bleiben nun noch zwei Jahre ruhiger, aber außerordentlich glücklicher Häuslichkeit zu schildern. Die italienische Reise war, bis auf einige Tage in Leipzig, das letztemal, daß Fanny das Haus und den Garten verließ.

Es war ein wunderschöner und sehr früher Frühling 1846 und Fanny genoß ihn mit vollen Zügen. Schon Anfang März war vollständiger Sommer, am 17. März blühten die Mandeln und Ende April schreibt sie: „Jetzt schon den vollen Sommer im Garten zu haben, die Obstbäume abgeblüht, Flieder und Kastanien in Pracht, das ist ganz etwas Seltenes. Mir tut dieser Frühling unbeschreiblich wohl, ich fühle mich wie neugeboren und genieße die Herrlichkeit unseres Gartens, der immer schöner wird, wie ein Glück, das uns stets zu entschlüpfen im Begriff steht. Auch haben wir im Winter genug in der Wohnung zu leiden, so daß uns wohl eine Entschädigung zu gönnen ist. Die Musiken haben wieder angefangen und es ist ein paarmal recht hübsch gelungen. Der Gartensaal in dieser Jahreszeit gibt ihnen wirklich einen eigentümlichen Charakter. Es wird mir doch sehr ernsthaft zumute, wenn ich ein paar Jahre weiter blicke und eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse kommen sehe. Unser näherer Umgang hat sich auch wieder etwas rekrutiert. Jakobys sind mir ein überaus angenehmer Gewinn; sein überlegener Geist zeigt sich in jeder Art, und da er uns

gern zu haben scheint, benimmt er sich gegen uns aufs liebenswürdigste; unter anderem kann man nicht mit mehr Verständnis Musik hören, als er. Ein anderer, sehr angenehmer Umgang für die Musik ist Herr von Keudell*), der so Musik hört, wie ich es seit Gounod und Dugasseau nicht wieder gefunden habe, und dabei vortrefflich spielt, überhaupt ein sehr lebhafter und liebenswürdiger Mensch. Behr, Borchardt und andere junge Leute machen unsern Kreis jetzt frischer und angenehmer, als er lange war. —**)"

R. v. Keudell war um diese Zeit bei Hensels eingeführt worden und gehörte bald zu den intimsten Hausfreunden, und es verging selten ein Tag, wo er nicht auf ein Stündchen vorsprach, etwas musizierte, oder den Abend bei ihnen zubrachte. Auf Fanny Hensel wirkte dieser tüchtige Musiker sehr anregend. „Keudell", schreibt sie Ende Juli 1846, „erhält mich, was das Musikmachen anbetrifft, sehr in Atem und in beständiger Tätigkeit, wie früher Gounod. Er sieht mit äußerstem Interesse, was ich irgend Neues schreibe und macht mich aufmerksam, wenn irgendwo etwas fehlt und in der Regel hat er recht!" Es befiel ihn eine ernste Krankheit, während deren er die beste Pflege durch Hensels hatte. Am Schluß seiner Krankheit bemerkt Fanny im Tagebuch: „Ich kann wohl sagen, ich habe ihn sehr vermißt, sein musikalischer Umgang hat mir an allen Ecken und Enden gefehlt. Man kann kein wohlwollenderer und zugleich strengerer, aufmerksamerer Kritiker sein, er hat mir stets die allerbesten Ratschläge gegeben. —"

*) Der jetzige Botschafter in Rom.

**) Eine andere epochemachende musikalische Erscheinung in dieser Zeit war Jenny Lind, die häufig das Henselsche Haus besuchte und namentlich mit Felixens sehr befreundet war.

Sein Zureden war auch wohl für sie bestimmend bei dem Entschluß, der jetzt zur Ausführung kam, mehreres herauszugeben. Schon in viel früherer Zeit war wiederholt davon die Rede, wie Teil II, Seite 73 erwähnt wurde. Jetzt machten ihr zwei konkurrierende Berliner Verleger so glänzende Anerbietungen, daß sie sich dazu entschloß, eine Auswahl zu treffen. Sie war übrigens weit entfernt davon, dies Unternehmen sehr ausdehnen zu wollen, obgleich die Verleger ihr gern recht viel abgenommen hätten, denn bei ihrem musikalischen Ruf in Berlin und dem Weltruf ihres Bruders wurden sehr gute Geschäfte mit den herausgekommenen Heften gemacht. Einstweilen freute sie sich, ihre besten Sachen erschienen zu sehen und hat auch in der kurzen Zeit, die ihr noch zu leben vergönnt war, nichts als Freude von ihrer Autorlaufbahn gehabt. — Felix hatte seine Ansicht über das Publizieren nicht geändert und es ging ihm etwas „gegen den Strich", wie er erfuhr, daß sie sich dazu entschlossen. Lange ließ er nichts darüber verlauten, so daß Fanny schon etwas verstimmt zu werden anfing, bis sich am 14. August folgende Notiz im Tagebuch findet: „Endlich hat mir Felix geschrieben und mir auf sehr liebenswürdige Weise seinen Handwerkssegen erteilt; weiß ich auch, daß es ihm eigentlich im Herzen nicht recht ist, so freut mich doch, daß er endlich ein freundliches Wort mir darüber gegönnt!"

Der betreffende Brief lautet folgendermaßen:

Leipzig, den 12. August 1846.

„Mein liebster Fenchel, erst heut, kurz vor meiner Abreise, komme ich Rabenbruder dazu, Dir für Deinen lieben Brief zu danken und Dir meinen Handwerkssegen zu geben zu Deinem Entschluß, Dich auch unter unsere Zunft zu begeben. Hiermit erteile ich ihn Dir,

Fenchel, und mögest Du Vergnügen und Freude daran haben, daß Du den andern so viel Freude und Genuß bereitest, und mögest Du nur Autor-Pläsiers und gar keine Autor-Misere kennen lernen, und möge das Publikum Dich nur mit Rosen, und niemals mit Sand bewerfen, und möge die Druckerschwärze Dir niemals drückend und schwarz erscheinen, — eigentlich glaube ich, an alledem ist gar kein Zweifel denkbar. Warum wünsche ich Dir's also erst? Es ist nur so von Zunft wegen, und damit ich auch meinen Segen dazu gegeben haben möge, wie hierdurch geschieht.

Der Tafelschneidergeselle

(L. S.) Felix Mendelssohn-Bartholdy.

P. S. Herr von Keudell, der neulich hier war, hat mir sehr gut gefallen und wird Dir wohl von der musikalischen Soiree erzählt haben, in der er uns begriffen fand, wo die Klarinette abermals das leichte Trio von Mozart nicht ganz im Takt richtig herausbrachte. O Jemine! —

Gedankenspan.

Warum machst Du an einem Deiner Sonntage des nächsten Jahres nicht einmal Musik mit Begleitung von Blaseinstrumenten? Ein Quintett von Mozart, ein ditto von Spohr, ein ditto von Beethoven würde sich schön ausnehmen, von Deinen seelenvollen Fingern fürgetragen. Diese Idee gebe ich Dir nur unter die Hand, denn ich habe sie noch niemand anderm unter den Fuß gegeben, indem ich sie selbst einmal ausführen will.

Die Amme war sehr liebenswürdig*) und als sie die Treppe hinunterging und sagte: tanti baci a Fiora, und dabei zu weinen anfing, hätte ich beinahe mitgeweint. Sie hat hier zu Mittag gegessen, und ich habe sie dabei italienisch unterhalten, so daß sie kaum einen Bissen hinunterbringen konnte. Warum schreibt aber Dirichlet niemals einem Schwager solche Briefe, wie er per Amme an Ohm schrieb (Du siehst, ich habe alles gelesen!) Ich habe sie an einen Eisenbahn-Offizianten empfohlen und ihr ein Billet-doux an die Post in Reichenbach „in die Hand gestopft", wie Cécile sich ausdrückt. — Dieser ganze Passus ist an Beckchen, wie ich eben bemerke, aber es schadet nichts; Ihr seid und bleibt die Fischottern, was ich unter anderm daher weiß, weil Cécile jetzt plötzlich die Flegeljahre mit Pläsier liest, und ich Euch da alle Tage auf dem Tisch liegen sehe. Aber genug! Grüßt mir Paul, der uns unglaubliche Freude mit seinem Besuch gemacht hat! So Gott will, sehe ich Euch im Herbst, und froh und vergnügt! —"

Aus einem Brief von Rebecka an Cécile.

Berlin, 14. August 46.

„Diesmal will ich aber nichts als mich bedanken für die freundliche Aufnahme, die Ihr der Amme habt zuteil werden lassen, das war ihr gewiß eine sehr unerwartete Freude, Euch noch einmal zu sehen, denn man hatte ihr gesagt, es wäre in Leipzig kein Augenblick Aufenthalt möglich. Alles was Post und Eisenbahnen betrifft, schwebt bei uns in rätselhaftem Dunkel. Wir haben alle die gute Amme recht ungern gehen sehen, sie war so angenehm um sich zu leiden, und

*) Die Dirichletsche Amme wurde nach Italien zurückgeschickt.

wie selten das ist, die entourage eines Kindes gern zu haben, das wirst Du wohl aus Erfahrung wissen, liebe Cécile, und diese war dem Kinde und uns allen so sehr anhänglich, und durch ihre Isolierung von den andern Domestiken schon mehr an uns gebunden, und die Sprache und die Erinnerung an Italien, es ist recht schade, daß ich sie nicht länger behalten konnte; das beste bei der Veränderung ist, daß die Kleine sich jetzt mit mir sehr befreundet.

Was sagst Du aber zu dem göttlichen Sommer? Ich bedaure nur, daß Du ihn in der Stadt Leipzig zubringen mußt; ich bin mit meiner Landwohnung in der Stadt sehr zufrieden, der Garten ist über alle Vorstellung schön, und ich habe mich besser erholt, als ich es nach dem letzten Winter vermuten konnte. Nächst sehr vielem Karlsbader und der schönen Luft, glaub' ich, tut auch das heitere Zusammenleben mit Fanny viel dazu. Du hast ja selbst einmal geschrieben, wir müßten zusammen sein und Du hattest sehr recht.

Eben spielt Fanny unter mir das Lerchenlied von Felix ganz langsam, und so oft, daß ich neugierig sie ans Fenster rief, um zu fragen, was die Bewegung bedeute, und es findet sich, daß sie Sebastian — den Baß einstudiert, dessen mächtige Stimme ich aber nicht gehört habe. Ist das nicht sehr komisch, daß Fanny schon einen Baßsohn hat?

Seid nochmals sehr bedankt für Diner, und italienische Unterhaltung und Brief und Billet-doux und daß Felix beinahe mitgeweint hätte, ich hab's wirklich getan — und für alles. — — —"

Fanny an Cécile.

Herbst 1846 (ohne Datum).

„— — Wie sehr bedaure ich Dich, daß Du diesen göttlichsten aller Sommer in der Stadt hast zubringen

müssen, wir haben ihn in unserm Garten so genossen, wie ich mich es noch kaum von irgend einer Zeit meines Lebens erinnere, und ich hätte wahrlich zu jedem Augenblicke meines Lebens sagen mögen: ‚Verweile noch*), du bist so schön!' — Darüber ist denn aber doch sachte der Herbst herangekommen, und schöne Tage werden von kühlen Morgen und Abenden eingeschlossen. Ich hätte es Dir recht gewünscht, dies ruhig vergnügliche Leben mit uns zu teilen; was Du von Magerkeit und Appetitlosigkeit schreibst, gefällt mir gar nicht, Beckchen ist hier so prächtig aufgegangen, und bis auf einige unwohle Tage in der vorigen Woche über Hoffen den ganzen Sommer frisch und munter gewesen, und so hätten wir Dich auch heranfüttern können. Nebenbei tut es mir immer so leid, daß Ihr doch auch gar keinen Genuß von dem Garten habt, da Ihr doch die Hauslasten mittragt. Wie mich der Garten in diesem Sommer beglückt hat, das kann ich gar nicht sagen. Unsere ganze Lebensart hängt so sehr mit dieser Lokalität zusammen, daß ich wirklich mit Schrecken daran denke, einmal wo anders unterkriechen zu müssen."

Felix war, als er den zuletzt mitgeteilten Brief schrieb, im Begriff, nach England abzureisen, wo in Birmingham der Elias zum erstenmal aufgeführt werden sollte. Die Komposition dieses Oratoriums hatte ihn das ganze Jahr hindurch unausgesetzt beschäftigt. Mit welchem Ernst und mit welcher Gründlichkeit er sich den Text zusammenstellte, sehen wir unter anderm aus den Briefen an Schubring vom 23. Mai 46 und aus dem nach dem großen Erfolg in Birmingham geschriebenen an Bendemann, vom 9. November 46. Die Aufführungen von Oedipus und Athalia machten,

*) In Goethes Faust lautet dies „geflügelte Wort" zweimal „Verweile doch! du bist so schön". —

zu Fannys großer Freude, seine öftere Anwesenheit in Berlin notwendig. Im Juni aber hatte er eine sehr lustige Reise an den Rhein gemacht, wo das Pfingstfest in Aachen, das Fronleichnamsfest in Lüttich und das große Männer-Gesangsfest in Köln schnell aufeinander folgten. Er hatte für Lüttich ein Lauda Sion für Chor, Solo und Orchester, für das deutsch-vlämische Sängerfest in Köln einen Festgesang „An die Künstler" komponiert, zu den Schillerschen Worten: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, — Bewahret sie" usw. Zurückgekehrt nach Leipzig, schrieb er über diese Rhein- und Hollandreise:

Leipzig, den 27. Juni 1846.

Liebe Fanny!

„— Wer solchen Beschwörungsmitteln, wie Du sie angewendet hast, um mich zu einem langen Brief zu bringen, widerstehen kann, der muß der Satan selbst sein oder der Kuckuck. Also wird großes Format genommen und geschrieben, obwohl mir eigentlich das Feuer so arg auf den Nägeln brennt, wie noch nie; denn ein ungeheuer großes Stück vom Elias ist noch aufzuschreiben und in England probieren sie schon am ersten Teil, und erst heut früh ist Spohr von hier abgereist, den wir alle Mittag und alle Abend beleben mußten und der wenig Tage nach meiner Ankunft hier ankam, dem wir ein Konzert mit seinen Kompositionen im Gewandhaus gaben, mit dem alle Trios, Quartette und Doppelquartette durchgespielt wurden, der mir immer eine liebe, willkommene und erquickliche Erscheinung ist, der aber diesmal noch dazu beitrug, meinen Kopf ganz schwindlich drehend zu machen — da es um mich so endlos und unordentlich aussieht, wie in dieser Periode (die ich aber gern zu Ende

bringen möchte), da ich nach der Rheinreise eigentlich erst acht Tage hätte ausruhen müssen, statt neue Festivitäten zu erleben und anzuordnen — und nun soll ich noch dazu einen langen Brief schreiben. Das miß Dir aber selbst zu, Fenchel, wenn er konfus und dumm wird, ich bin auch gerade so; aber diese vier Seiten schreibe ich voll, das schwöre ich bei meinem Bart; und wenn das geschehen ist — von morgen früh an — schließe ich mich ein und muckse nicht eher wieder, als bis der Elias fertig ist, was aber noch gute drei Wochen dauern kann, das schwöre ich auch bei meinem Bart.

Du willst etwas vom Rhein her wissen; nun ist aber das Malheur, daß sich Céciles Brief, in dem sie auf meine Bitte meine sehr ausführlichen Reiseberichte an Paul mitteilte, mit Deinem gekreuzt hat und daß ich nun unmöglich herauskriegen kann, was Du weißt und was Du nicht weißt. Das beste wird sein, ich schreibe lauter Sachen, die Cécile nicht geschrieben haben kann und die Du nicht wissen kannst — denn die Auswahl habe ich allerdings. So gepfropft volle drei Wochen, wie die waren, habe ich noch nicht erlebt, immer um Mitternacht oder ein Uhr ins Bett und gegen sechs wieder heraus, und von einhalb sieben Uhr ging der Trouble wieder los und dauerte bis Mitternacht oder ein Uhr. Die Hauptsache in Aachen bleibt doch, daß der Marquis von Sassenay und der Bürgermeister Nellesen alles aufgeboten haben, um mir Milchreis kochen zu lassen (weil die Lind gesagt hatte, den äß' ich gern), daß es ihnen aber nicht gelang, weil ihre französischen Köche immer was anderes, Feineres daraus machten, was aber kein Milchreis war. Dann nahm ich einmal ein Bad, und als ich drin saß, merkte ich, daß es Aachener warmes Wasser war, und davon wurde ich so dämelig, daß ich den ganzen Tag nahe am Einschlafen war. Ein Franzose aus Paris

fragte am Sonntag: Qu'est-ce qu'elle chante ce soir, Mlle. Lind? Darauf sagte ich: La création. Darauf fuhr er mich an und sagte: Comment peut-elle chanter la création? La dernière fois que j'ai entendu chanter la création en France c'était une basse-taille qui la chantait! — Die Chöre gingen aber wirklich sehr schön, und wenn Paul die Lind im Alexanderfest die beiden ersten Arien hätte singen hören, so hätte er wieder geklatscht, wie damals im Konzert. Onslow hat sich mal wieder meinen Taktstock ausgebeten, und ich mußte etwas darauf schreiben, dann hat er seinerseits einen Artikel in die französischen Journale geschrieben und sein Porträt in Gips im grand monarque für mich deponiert, damit ich es hier vervielfältigen lasse und seinen Freunden Gelegenheit gebe, es bei Kistner zu bekommen. Kyllmann war wieder der Alte, Liebenswürdige, Unveränderte. In dessen Haus brachte ich einen vergnügten Tag zu und dachte an die Zeit, wo wir da mit den Eltern waren. Gott sei Lob und Dank, daß so ein paar gute, liebe Menschen unverändert dieselben bleiben ihr lebelang! Es sind deren wenig genug, aber wenn auch! Am Sonnabend vor Pfingsten war erst Simrock eine Stunde bei mir, wegen Elias, dann um acht fing die Probe an und dauerte bis halb zwei; um zwei war ein großes Diner, wo ich sein m u ß t e, das dauerte bis halb fünf, um fünf fing die Generalprobe der Schöpfung an, die dauerte bis gegen neun, um neun war ich bei dem schwedischen Professor Geyer (Du erinnerst Dich von Lindblad her), da wurde ein wenig musiziert, ich spielte die Cis-Moll-Sonate, Lieder ohne Worte usw. usw. — Und nach Aachen kam Düsseldorf, da brachten sie mir zwei Ständchen, weil die beiden Liedertafeln, die dort sind, einander so sehr hassen, daß sie nicht zusammen singen wollten. Bei Düsseldorf wird's mir ernsthaft zumute,

denn allerdings schmeckten die paar Tage meines Aufenthalts dort etwas bitter nach Vergangenheit. Dazu kam, daß Rietz, von den dortigen Musikern gekränkt, verhetzt, maltraitiert, nun entschieden fort will, und daß ich auch hoffe, es wird dazu kommen, daß einige der frühern, lustigen Kumpane wirklich recht verändert sind, und daß nur wenige ganz dieselben geblieben. Daß unter den letzten Hildebrand ist, brauch ich nicht erst zu sagen; auch Lessing, der nach wie vor eisern fleißig und rastlos arbeitet, und außerdem still vor sich hin bleibt. Hasenclevers sahen sehr nett zusammen aus, ich meine, sie hätten sich beide zu ihrem Vorteil geändert. Rietz' Konzert war sehr voll, aber auch das hatte einen Anstrich, der mir gar nicht wohlgefiel, — nicht gemütlich, nicht heimisch und auch nicht vornehm und nicht ordentlich. Zum Glück kam darauf der schöne halbe Tag bei Kyllmann, wo wir auf seinem neuen Erard rasend musizierten, und dann die Witwe Cliquot eine gute Frau sein ließen. A propos, das ist ein Hauptresultat meiner Reise; ich kriege alle Jahr zwei Dutzend Flaschen von dieser Witwe — das will was sagen! Wieso? Das erkläre ich Dir mündlich. Abends war ich wieder in Köln, andern Tags in Lüttich; von den Orbans hat Cécile gewiß alles geschrieben; auch von dem Fackelzug mit meiner Meeresstille, und mit dem deutschen Lied: ‚O Belgique!‘ —

Daß ich nicht dirigierte, geht sehr natürlich zu: ich kam eine Viertelstunde vor der Generalprobe an und hatte nie daran gedacht, dort auch wieder Takt zu schlagen, nun stürmten sie alle zwar sehr auf mich ein, aber ich war zum Zuhören gekommen und blieb meinem Plane treu. Zudem waren die Mittel, die ihnen die Bischöfe zugestanden hatten, höchst mangelhaft, und damit wäre auch in der einen Probe gar nichts zu machen gewesen. Statt dessen habe ich mich

beim Zuhören sehr gut amüsiert und kann mir jetzt doch ganz genau vorstellen, wie mein Lauda Sion bei guter Aufführung klingen müßte. Einiges daraus hätte Dir gefallen, glaub' ich, und ich freue mich darauf, es Dir vorzuspielen. Auf der Rückreise war Diner in Düren bei Wergifosse, und Frau Iven sang Lieder vor Abgang der Eisenbahn. Wenn da Dirichlets die Ohren nicht geklungen haben, dann bekommen sie nie Ohrenklingen. Abends war in Köln die erste Probe auf dem Gürzenich, wo ich meinen Schillerschen Festgesang zum erstenmal hörte und dirigierte. Er klingt recht flott. Andern Tages kamen die Zweitausend an. Wie das klingt? Nicht schärfer stark, als jeder andere Chor (und darüber wundern die Leute sich immer), aber an dem gewissen Schwirren und Sausen merkt es jedes geübte Ohr — gerade so wie dreißig Geigen nicht gerade stärker als zehn, aber anders, eindringlicher, massenhafter klingen. Ich habe große Freude gehabt. Und Seydlitzens (die Tochter und Witwe von Verkenius, Du weißt doch), wo ich wohnte, waren gar zu lieb und freundlich. Und dann machte mir's auch einen sehr tiefen, freudigen Eindruck, daß die Leute in Deutschland mir so viel Ehre antaten und mir so viel Freundlichkeit erwiesen; wo ich mich nur sehen ließ, fast in den ganzen drei Wochen, aber am meisten während dieser Kölner Tage, waren sie lustig und jubelten, und wie die große Mehrzahl von den zweitausend Sängern mein Volkslied auswendig anstimmten, war mir's auch eine sehr frohe Empfindung und machte mir gar zu große Freude! davon kann ich Dir mündlich noch manche lustige Momente erzählen, geschrieben nimmt sich dergleichen gar zu wenig aus. —"

Unterdessen war auch der Elias seiner Vollendung nahe gerückt; er wurde am 25. August 1846 zum ersten=

mal in Birmingham aufgeführt. Felix berichtet darüber in zwei veröffentlichten Briefen an Paul und Mme. Frege in Leipzig.

Von den Anstrengungen dieses Sommers erholte er sich in der gewohnten Weise schnell durch Ruhe. Er schreibt am 29. September, gleich nach der Rückkehr nach Leipzig, an Fanny:

„Ich kann mich bis jetzt noch weder zu einer Reise, noch zu irgend etwas anderem entschließen, sondern vegetiere wie ein Strauch nach dem angestrengten Sommer und dem vielen Hin- und Herreisen. Seit ich bei der Ankunft auf den ersten Blick hier alles wohl und munter fand, tue ich den ganzen, lieben, langen Tag nichts als Essen, Spazierengehen und Schlafen, und habe noch immer nicht genug an allen dreien. Ich sollte den Elias nun zur Herausgabe fertig machen, sollte die Stimmen nach Bonn schicken, den deutschen Text darunter legen lassen, damit eine Aufführung hierzulande recht bald möglich werde, aber wie gesagt, erst muß ich noch ein bißchen müßig gehen. Eigentlich faulenze ich schon seit dem Moment, wo der letzte Ton in der town-hall gespielt und gesungen worden war. Ich sollte nach Manchester zu zwei Konzerten kommen, ich tat's aber nicht und ging nach London, wo mein einziges, wichtiges, wahres Geschäft ein fishdinner bei Lovegrove in Blackwall war, dann blieb ich wieder vier Tage in Ramsgate, um Seeluft zu trinken und Krabben zu essen, und mit den Beneckes mir gütlich zu tun, wie in London mit den Klingemanns, dann blieb ich in Ostende einen Tag, weil ich schläfrig war, dann blieb ich einen Tag in Köln bei den Seydlitzens, weil ich zu müde war. Dann blieb ich vier Tage in Horchheim; da führte mich Onkel in der Mittagshitze durch die Weinberge, anderthalb Stunden lang, und lief so, daß ich immer

sagen wollte, ich könne nicht mitkommen. Ich schämte mich aber und stopfte mir den Mund mit blauen, warmen Trauben. Dann blieb ich einen Tag in Frankfurt wegen Ermüdung, und seit ich nun hier bin, ruhe ich mich aus. —"

Ganz still, recht als Kontrast zu diesem bewegten Leben des Bruders, verfloß der Sommer für Fanny. Aber sie fühlte sich so glücklich, wie selten in ihrem Leben, und gibt dem in ihrem Tagebuch bei jeder Gelegenheit Worte. So am 14. August: „Die unendliche Behaglichkeit, die mich diesen Sommer durchweht, dauert fort, sowie der wunderschöne Sommer selbst, dessen gleichen keiner von uns erlebt hat. Diese Stimmung droht mich egoistisch zu machen, weil ich durchaus nicht Lust habe, mich durch fremdes Leid in meinem innern Behagen stören zu lassen, und darüber mit Wilhelm streite, der leider von seinem Übelbefinden im Frühjahr eine nervöse Reizbarkeit übrig behalten hat, die ihn krank macht bei jedem Verdruß, bei jedem Mitleiden, wozu sich denn verschiedener Anlaß gefunden. Doch tut ihm auch der warme Sommer sehr gut, indessen es hat, was er selbst auch mit Bedauern fühlt, seine Elastizität im Arbeiten sehr nachgelassen. Ich bin übrigens fortwährend fleißig und fühle, daß mir manches gelingt, und das, verbunden mit dem wunderbar herrlichsten Sommer, macht mich so innerlich und äußerlich zufrieden und beglückt, wie ich vielleicht nie, außer kurze Zeit während unseres ersten Aufenthalts in Rom, gewesen."

Während des Winters hatte sich Fanny Hensel, ermutigt durch das Gelingen vieler Sachen, die sie komponiert hatte, an eine größere Arbeit, ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell, gemacht, welches

am 11. April (Rebeckas Geburtstag) zum Anfang der Sonntagsmusiken gegeben wurde und allgemein gefiel. Der Tag war ein sehr lebhaft bewegter: der vereinigte Landtag war eröffnet worden. Die letzten Seiten des Tagebuchs sind voll von Notizen über dies Ereignis. Fanny war entschieden auf der Seite der Opposition. „Nun ist die Politik für die nächste Zeit Alleinherrscherin, alles andere wird unmöglich sein", schreibt sie. Fortdauernd aber blieb das Gefühl des Beglücktseins, der vollen Zufriedenheit. Eine der letzten Aufzeichnungen spricht das noch aus: „Gestern war der erste Frühlingshauch in der Luft. Es war ein anhaltender Winter, viel Schnee und Kälte, allgemeine Teuerung und Not, eigentlich ein leidenvoller Winter. Wie kann man nur verdienen, zu den so wenigen Glücklichen in der Welt zu gehören! Wenigstens fühle ich es lebhaft und dankbar, und wenn ich des Morgens mit Wilhelm gefrühstückt habe und dann jeder an seine Arbeit geht, da empfinde ich mich mit wahrer Rührung glücklich, wenn ich an den kommenden Tag denke und an den vergangenen."

Mitte Mai 1847 hatte sie wieder einen Anfall ihres Nasenblutens gehabt, der aber diesmal durch ein neu angewendetes Mittel gestillt wurde. Freitag, den 14. Mai nachmittags, hatte sie Probe mit ihrem kleinen Chor zu der für Sonntag angesetzten Musik. Da wurde ihr plötzlich am Klavier während des Begleitens unwohl, die Hände versagten den Dienst, sie wurde sprachlos und bald bewußtlos — ärztliche Hilfe war sofort bei der Hand; aber ohne Erfolg — um elf Uhr nachts war alles vorbei. Ein Bluterguß ins Gehirn hatte sie getötet.

Im Gartensaal stand am Sonntag statt des Flügels der Sarg, in einem Wald der herrlichsten Blumen,

namentlich Deckers hatten das Schönste geschickt, was ihre reichen Treibhäuser boten. Wilhelm Hensel machte sich an die traurige Arbeit, die ihm wohl nie so schwer geworden, die Züge der Toten in einer seiner schönsten Zeichnungen festzuhalten. Er hatte alles verloren, sein wohlgeordnetes Familienleben war zerstört. In allen Lebenssphären, wo nicht die tägliche Arbeit auch das tägliche Leben fristen muß, wird fast immer der Tod der Mutter eine unersetzlichere Lücke reißen, als der Tod des Vaters. Selten aber wird dies so fühlbar hervortreten, als es hier der Fall war: Alle Geschäfte, die ganze Leitung des Hauses, die Vermögensverwaltung, die Erziehung des Sohnes, hatte sie besorgt, ihr Mann war in alledem vollkommen unerfahren und lebte nur seiner Kunst. Aber selbst in diesem seinem Schaffen war ihr Einfluß auf ihn größer gewesen, als er selbst es vielleicht ahnte; er war ganz zerrüttet, als sie ihm genommen war. Er, sonst der fleißigste, rastlos tätigste Mann, dem schöne Bestellungen Arbeit auf Jahre hinaus sicherten, der ein großes Werk (ein Bild für den Thronsaal in Braunschweig) der Vollendung nahe hatte, hat in den nahezu fünfzehn Jahren, die er sie überlebte, eigentlich nichts mehr gemalt, an dem eben erwähnten Bilde nicht mehr einen Strich. Er, der sonst abends förmlich aus dem Atelier getrieben werden mußte, um sich einige Bewegung zu machen, dem, einen Brief zu schreiben, die unangenehmste, stets aufgeschobene Pflicht war, verbrachte jetzt die meiste Zeit außer dem Hause oder mit Korrespondenz. Die Zeitung hatte er sonst bei Tisch durchflogen und um Politik sich wenig oder gar nicht gekümmert; jetzt bedeckten Journale seinen Tisch und er entwickelte in Vereinen und Versammlungen eine fieberhafte Tätigkeit. Eine Häuslichkeit hat er nie wieder gehabt.

Möge hier noch einmal der Eindruck der ganzen Persönlichkeit Fanny Hensels zusammengefaßt werden: Sie war klein von Gestalt und hatte — ein Erbteil von Moses Mendelssohn — eine schiefe Schulter, was aber wenig zu sehen war. Das Schönste an ihr waren die großen, dunkeln, sehr ausdrucksvollen Augen, denen man die Kurzsichtigkeit nicht ansah. Nase und Mund waren ziemlich stark, sie hatte schöne, weiße Zähne. Der Hand sah man die Ausarbeitung durchs Klavierspiel an. Sie war schnell und dezidiert in ihren Bewegungen, das Gesicht war sehr lebendig, alle Stimmungen spiegelten sich auf demselben treu wieder; Verstellung war ihr unmöglich. Es merkte daher jeder sehr bald, wie er mit ihr stand; denn so sicher sich die Freude über einen lieben, gern gesehenen Menschen sofort zeigte, so unheildrohend lagerten sich auch gewisse Falten um Stirn und Mundwinkel, wenn eine ihr unsympathische Erscheinung sie verstimmte. Wenige können sich so intensiv über alles Schöne: schönes Wetter, schöne Menschen, schöne Talente, schöne Natur, freuen, wie sie es konnte. Frische Luft atmete sie tief und voll ein und erklärte dies für einen der größten Genüsse. Ebenso intensiv war allerdings ihr Ärger über alles Häßliche, ihr Zorn über alles Schlechte. Gegen langweilige, fade, eitle und hohle Menschen war sie sehr intolerant, und hatte gewisse bêtes noires, gegen die sie ihre Antipathie durchaus nicht bemeistern konnte. Ihr Gesicht nahm dann bald einen Ausdruck so tiefen Unglücks an, daß sie ihre Umgebung häufig dadurch in die größte Heiterkeit versetzte, wenn die Ursache in so gar keinem Verhältnis zu der in ihr hervorgerufenen Stimmung stand. War diese verflogen, so lachte sie wohl selbst darüber und war doch das nächstemal ebensowenig imstande, sich zu bezwingen. Materielle Genüsse waren ihr ziemlich gleich-

gültig: gut Essen und Trinken, Bequemlichkeiten, Toilette, Luxus aller Art, waren nicht zu ihrem Leben notwendig; wohl aber Umgang mit gebildeten, klugen Menschen, im kleineren Kreis, und Kunstgenüsse. Ihr Freiheitssinn wurzelte tief in ihrer Natur: gegen den Adel und alle Prätensionen der Geburt und des Geldbeutels verhielt sie sich sehr zurückhaltend. Besuche und alle sogenannten „geselligen Pflichten" waren ihr sehr lästig, und sie entzog sich denselben soviel als möglich. — Aber sie war die treueste und unerschütterlichste Freundin aller derer, die sie für wert erachtet hatte, dem näheren Umgang anzugehören, und solchen gegenüber zu jedem Opfer fähig. —

Das war nun alles zerstört; und die Plötzlichkeit des Schlages raubte den gänzlich Unvorbereiteten alle Fassung. Wie Felix immer in Freud und Leid das tiefste, richtigste Gefühl hatte und ihm die schönste Form zu geben verstand, so auch diesmal. So war den Trauernden zumute, wie er ihnen damals schrieb:

„Wenn Dich meine Handschrift im Weinen stört, so tue den Brief weg, denn Besseres gibt es jetzt wohl nicht für uns, als wenn wir uns recht ausweinen können. Wir sind glücklich miteinander gewesen, nun wird's ein ernstes, trauriges Leben. Du hast meine Schwester sehr glücklich gemacht, ihr ganzes Leben hindurch, so wie sie es verdiente. Das danke ich Dir heut, und so lange ich atme, und wohl noch darüber hinaus — nicht mit bloßen Worten, sondern mit bitterer Reue darüber, daß ich nicht mehr für ihr Glück getan habe, daß ich sie nicht mehr gesehen, nicht mehr bei ihr gewesen bin. Das wäre freilich mein Glück gewesen, aber damit war sie ja zufrieden. Mir ist heut noch zu betäubt, als daß ich ordentlich schreiben könnte, und doch vermag ich nicht von Frau und Kindern wegzugehen, auf die Reise zu Euch mit dem Bewußt-

sein, daß ich weder Hilfe noch Trost bringen kann. Hilfe und Trost — das alles klingt ganz anders, als was ich seit gestern früh fühlen und denken kann. — Das ganze Irdische sieht uns anders aus, und wir wollen versuchen zu lernen uns einzuschränken, aber bis wir's gelernt haben, ist wohl auch unser Leben vergangen.

Verzeih, ich sollte anders zu Dir schreiben, aber ich kann nicht! brauchst Du einen treuen Bruder, der Dich von ganzem Herzen liebt, so nimm mich — ich werde gewiß besser werden, als ich war, wenn auch nicht so froh — aber was soll ich Dir sagen, Du lieber Sebastian? Es gibt ja nichts zu sagen und nichts zu tun, als das eine — Gott zu bitten, daß er uns ein reines Herz schaffe, uns einen neuen gewissen Geist gebe, vielleicht können wir hier auf Erden, und dann immer mehr, derer würdig werden, die das beste Herz und den besten Geist hatte, den wir je gekannt und geliebt haben. Gott segne sie, und zeige uns den Weg weiter. Keiner von uns kann den Weg sehen, und doch muß es wohl einen geben, denn Gott selbst hat uns ja diese Wunde für das übrige Leben geschlagen, und er möge sie wieder lindern. Ach, mein lieber Bruder und Freund, Gott sei mit Dir und mit Sebastian und uns drei Geschwistern." —





Der Sommer verging traurig. Felix und Paul mit ihren Familien trafen sich mit Hensel in der Schweiz und suchten sich am Anblicke der unvergänglichen Natur wieder aufzurichten und zurecht zu finden. Es gelang nicht. Wer die Briefe von Felix nach dem Tode Fannys liest, wer das tieftraurige, leidenschaftliche F-Moll-Quartett hört, welches er im Sommer 1847 komponierte, wird sofort empfinden, wie anders der Ton lautet, wie zum Tode betrübt. Merkwürdigerweise fand er zuerst nicht in seiner eigensten Kunst wieder einigen Halt, sondern in der Malerei. Die Aquarellen, welche er von seiner letzten Schweizer Reise mit nach Hause brachte, zeigen einen außerordentlichen Fortschritt gegen die früheren; in größerem Maßstabe angelegt, sind sie zwar ebenso liebevoll, sorgsam und sicher in der Zeichnung und der Beachtung der kleinsten Details, aber freier in der Behandlung, kräftiger, tiefer und harmonischer in der Farbe, mehr wirkliche Bilder, denen man den Dilettanten kaum noch anmerkt; kein Künstler hätte sich ihrer zu schämen brauchen.

Pauls und Hensels kehrten nach vierwöchentlichem Aufenthalt zurück, Felixens blieben bis zum September in der Schweiz. Allmählich wandte er sich auch der Musik wieder zu; große Pläne beschäftigten ihn. Ein — unvollendet gebliebenes — Oratorium „Christus", einige geistliche Kompositionen, instrumentale Sachen, einige Lieder, — vor allem aber die Oper „Loreley", für die Geibel ihm einen, ihn vollkommen befriedigen-

den Text geschrieben hatte. Es ist eigentümlich tragisch, daß sein immer gehegter Wunsch eines guten Operntextes sich erst erfüllen sollte, als seine Lebensuhr zum letzten Schlage ausholte. —

Bei seiner Rückkehr nach Leipzig fanden ihn seine Freunde zwar gestärkt, geistig unverändert, am Klavier oder wenn das Gespräch auf Musik kam, voll Leben und Feuer. Aber solchen Augenblicken der Erregung folgte tiefe Niedergeschlagenheit; er war dann menschenscheu und ließ sich selbst von Intimeren, Näherstehenden nicht gern sprechen. Sein Aussehen war doch merklich verändert, er war gealtert, blaß und abgespannt, er, der sonst rastlos und unermüdlich Tätige, konnte lange müßig sitzen und die Hände in den Schoß legen; sein schneller, elastischer Gang war schleppend und langsam geworden und seine Reizbarkeit gegen unangenehme Eindrücke übertrieben groß. Die Stadtluft bedrückte ihn, und er hegte eifriger als je den Plan, sich ganz von allen Geschäften loszumachen und in einer schönen Gegend am Rhein sich anzusiedeln.

Ein Besuch von einer Woche in Berlin, und der Anblick von Fannys Zimmern, die unberührt geblieben waren, — und unberührt blieben, bis das Haus verkauft wurde — regte ihn wieder heftig auf und zerstörte die wohltätige Wirkung der Schweizer Reise. Er entsagte der Leitung der Gewandhaus-Konzerte, gab die Direktion der Eliasaufführung in Berlin, welche für den 3. November 1847 geplant war, auf und hielt nur den Gedanken, den Elias in Wien persönlich zu dirigieren, fest; die Aufführung sollte am 14. November stattfinden und Jenny Lind darin mitwirken.

Am 9. Oktober machte er einen Morgenspaziergang mit Moscheles und seiner Frau, seine anfänglich sehr trübe Stimmung besserte sich, er wurde fast heiter.

Nachmittags begab er sich zu Frau Frege, mit der er die Auswahl und Reihenfolge eines neu herauszugebenden Heftes Lieder besprechen wollte; in solchen, anscheinend nebensächlichen Dingen war er ebenso sorgfältig und gewissenhaft, wie in allem Größeren. Eins derselben, das „Nachtlied", war zum Geburtstag für seinen Freund Schleinitz am 1. Oktober geschrieben und ist wohl Felix' letzte Komposition; er äußerte noch zu Frau Frege, es sei zwar ein wunderliches Geburtstagsgeschenk, aber er liebe es sehr, es gebe seine Stimmung wieder, er fühle sich so öde.

Frau Frege sang ihm die Lieder mehreremal vor, er wünschte noch einiges aus dem Elias zu hören, sie ging hinaus, um Licht zu holen, und fand ihn bei ihrer Rückkehr ins Zimmer auf dem Sofa frierend, mit kalten, steifen Händen und heftigen Kopfschmerzen. Er erholte sich zwar genug, um nach Haus gehen zu können, aber es war doch der Anfang des Endes. Die Anfälle wurden stärker und stärker; Paul reiste nach Leipzig an sein Krankenlager und war Zeuge des letzten, entscheidenden Anfalls, der ihn am 3. November traf und am 4. morgens seinem Leben ein Ende machte.

In Leipzig war die Teilnahme der ganzen Bevölkerung während der Krankheit und nach dem Tode eine selten allgemeine; nicht als ob ein Fremder gestorben sei, sondern als ob es sich um einen nahen, lieben Verwandten handle, so trauerte jeder. Bei der Leichenfeier am 7. November in der Paulinerkirche in Leipzig trugen Moscheles, David, Hauptmann und Gade die Zipfel des Leichentuchs. Abends wurde der Sarg nach der Bahn gebracht und in der Nacht nach Berlin übergeführt. In Köthen empfing ihn der dortige Gesangverein, in Dessau ließ es sich der greise Friedrich Schneider nicht nehmen, durch ein

Abschiedslied das Andenken des Verstorbenen zu feiern.

Felix liegt auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin neben seiner Schwester Fanny bestattet. —

Die folgende Schilderung von Felix' persönlicher Erscheinung ist im wesentlichen den Erinnerungen eines seiner intimsten Freunde John Horsley entnommen, mitgeteilt in A Dictionary of Music and Musicians, herausgegeben von G. Grove, dem die 2. Auflage dieses Buchs viele wertvolle Verbesserungen verdankt.

Felix Mendelssohn war klein und schlank gebaut, von geschmeidiger Gestalt und sehr behend und lebhaft. Sein Aussehen war brünett, von entschieden jüdischem Typus, das Gesicht ungewöhnlich beweglich und von ewig wechselndem Ausdruck. Dies mag, nebenbei gesagt, auch der Grund sein, warum alle Porträts von ihm nicht gelungen sind; das einzige wirklich gute Bild ist das auf dem Totenbett von Wilhelm Hensel gezeichnete, von dem eine Photographie den Felixschen Briefen beigegeben ist. — Voll von Heiterkeit und Leben war sein Gesicht, namentlich wenn er erregt war, und von einem unverkennbar genialen Zug. Er hatte einen frischen Teint mit ziemlich viel Farbe, schwarzes, dichtes, aber sehr feines Haar, welches er in natürlichen Wellen von der hohen, sehr entwickelten Stirn zurückgekämmt trug. Gegen das Ende seines Lebens war das Haar indessen stark mit Grau gemischt, und er fing an kahl zu werden. Der Backenbart war sehr dunkel, Kinn und Oberlippe glattrasiert und bläulich von der Stärke des Bartes. Der Mund war ungewöhnlich fein und ausdrucksvoll, meist mit einem freundlichen Lächeln in den Mund-

winkeln. Er hatte schöne weiße, regelmäßige Zähne, aber das Frappanteste in seinem Gesicht waren die großen, dunkelbraunen Augen. In der Ruhe senkte er oft die Augenlider, wegen seiner Kurzsichtigkeit; aber sobald seine Augen sich belebten, gaben sie dem Gesicht außerordentlich viel Feuer und hatten einen selten schönen Ausdruck. Wenn er improvisierte, oder sonst stark erregt war, erweiterten sie sich, die braune Iris bekam dann einen dunkeln, fast schwarzen Glanz. Er lachte oft und herzlich und hatte einen sehr entwickelten Sinn für alles Komische; wenn ihn etwas besonders belustigte, konnte er sich förmlich vor Lachen krümmen und schüttelte dann seine Hand im Gelenk in einer eigentümlichen Weise, um seiner Lustigkeit Nachdruck zu geben. Bei lebhafter Zustimmung nickte er heftig mit dem Kopf, so daß ihm das Haar ins Gesicht fiel. Überhaupt war sein Körper fast ebenso ausdrucksvoll, wie sein Gesicht. Die Hände waren klein, mit spitzen Fingern. Auf den Tasten erschienen sie fast wie selbständige und intelligente Wesen, voll Leben und Gefühl. Sein Benehmen beim Klavierspiel war ebenso frei von Affektation, wie alles andre, was er tat, und war sehr fesselnd. Zuzeiten, besonders an der Orgel, beugte er sich stark über die Tasten, als lauschte er auf die Melodien, die unter seinen Fingern entstanden; mitunter wiegte er sich hin und her, aber gewöhnlich war sein ganzer Vortrag ruhig und gesammelt. Äußerst interessant war er als Dirigent, gefürchtet, aber noch viel mehr geliebt. Sein sehr feines Ohr ermöglichte ihm, nicht nur die Instrumentengattung, sondern den einzelnen Spieler herauszuhören, der einen Fehler gemacht hatte, und so streng sein Tadel sein konnte, wenn, was allerdings nicht oft vorkam, Lässigkeit oder gar böser Wille vorhanden war, so ermunternd und erfreuend war sein

gern gespendetes Lob bei gutem Gelingen; die Freude war ihm dann auf dem Gesicht zu lesen. —

Nicht weniger bemerkenswert als sein Gesicht war sein Wesen. Die, welche es kannten, schildern es als besonders gewinnend, ja einschmeichelnd gegen Menschen, die er liebte. Aber auch außerhalb dieses engsten Kreises war er äußerst einnehmend, und so hingebend er von den Seinigen geliebt wurde, so hat es gewiß nicht viel Menschen gegeben, die nach außerhalb weniger Feinde hatten, als er. Die große Bewunderung, welche zwei so verschieden geartete Menschen wie Schumann und Berlioz, die ihn beide genau kannten, für ihn äußerten, zeigt uns, was für eine Basis von wahrer Güte seiner Liebenswürdigkeit zugrunde lag. „Seine Sanftheit und Weichheit," sagt einer seiner englischen Freunde, „hatten keine der schlechten Seiten, die sich oft bei diesen Eigenschaften finden, nichts Weibisches oder Krankhaftes. Es war eine Menge Mannhaftigkeit in seinen kleinen Körper gepackt." — In der Tat konnte er, wenn es notwendig war, sehr zornig werden. Niedrigkeit oder Betrug oder unwürdiges Benehmen irgend einer Art reizte seinen Zorn augenblicklich. Er konnte dann plötzlich Feuer fangen und sich auf dem Absatz herumdrehen, in einer durchaus nicht mißzuverstehenden Weise; überraschend genug für solche, die nur seine sanfteren Seiten kannten. Gegen Gedankenlosigkeit, Nachlässigkeit und Borniertheit war er sehr intolerant, und in solcher Art gereizt sagte er Dinge, deren Stachel noch lange nachher fühlbar gewesen sein muß, und welche er selbst bald bereute. Aber dies waren seltene Fälle; in der Regel erwarb ihm der Zauber seiner Persönlichkeit Freunde und sicherte ihm deren Beständigkeit. Und für Menschen, die er wirklich liebte, konnte es kaum einen bessern Freund geben. Die veröffent-

lichten Briefe an Weber, Verkenius, Klingemann, Schubring, Hiller, Moscheles zeigen eine wahre und warme Zuneigung, wie man sie selten trifft, welche ihn aber nie verleitet, in irgend einem ihm wichtig erscheinenden Punkt seine eigne persönliche Meinung fallen zu lassen. Immer war er bereit, Talent und Fleiß zu ermutigen, und die Fälle von Taubert, Eckert, Gade, Joachim, Rietz, Naumann, Hiller und dem anonymen Studenten, dessen Sache er so warm bei dem König von Preußen vertrat, zeigen, wie eifrig er immer war, die besten Interessen derer zu fördern, welche er solcher Förderung für würdig hielt. Aber es waren nicht bloß Genossen seiner Kunst, denen seine Hilfeleistung sicher war; Stand und Lebensstellung spielten hierbei keine Rolle für ihn. Für einen einfachen Schweizer Gebirgsführer verwendete er sich lebhaft, gute Dienstboten und tüchtige Handwerker waren seiner tätigen Hilfe stets sicher; seine Beliebtheit bei sogenannten „kleinen Leuten" war eine außerordentliche. Wie Kinder an ihm hingen, welches Fest es war, wenn er in Berlin erschien, und trotz aufreibender Arbeiten immer Zeit hatte, wenn irgend ein, noch so anspruchsvoller, kindischer Wunsch zu erfüllen war, dessen gedenkt der Verfasser dieses Buchs mit dankbarer Rührung.

Halten wir noch einen kurzen Überblick auf den weiteren Lebenslauf der anderen, in diesen Blättern vorkommenden — viel anders, als eine Gräberschau, ist kaum zu berichten.

Die erste, welche aus dem Leben schied, war Cécile, die Witwe Felix Mendelssohns. Sie lebte noch beinahe sechs Jahre, sehr still und zurückgezogen, bald in Berlin, bald in Frankfurt am Main, ihrer Vaterstadt, sich freuend an den herrlich blühenden Kindern, und ihrer Erziehung alle ihre Kräfte widmend. Der

Keim zu der zerstörenden Krankheit, der sie erlag, war wohl schon lange vorhanden; nach Felix' Tode machte die Schwindsucht schnelle Fortschritte; sie starb am 25. September 1853 in Frankfurt an einem Sonntag, da es gerade Mittag läutete, und liegt auf dem dortigen schönen Kirchhof, mit dem Ausblick auf das blühende, herrliche Land und das Taunusgebirge, begraben.

Dirichlets verließen im Herbst 1855 Berlin und siedelten nach Göttingen über, wo er den verwaisten Lehrstuhl von Gauß erhielt. Dirichlet war stets außerordentlich freisinnig gewesen; an der politischen Bewegung beteiligte er sich lebhaft, und Rebecka sympathisierte vollkommen mit seiner Auffassung der Dinge. Beide kamen dadurch in starke Opposition gegen den reaktionären Zustand Preußens der fünfziger Jahre, die Lehrtätigkeit an der Universität, namentlich aber an der Kriegsschule wurde ihm sehr verleidet, und er folgte dem ehrenvollen Ruf nach Göttingen mit Freuden, um sich aus Verhältnissen loszumachen, die sehr unerquicklich geworden waren.

Die Verwandten sahen diese Übersiedelung sehr ungern: abgesehen von dem unersetzlichen Verlust des täglichen Umgangs bezweifelte man, ob den Wegziehenden selbst ihre Hoffnungen sich erfüllen, ob sie nach der lebenslangen Gewöhnung an das großstädtische Leben sich in dem kleinen engumfriedeten Dasein glücklich fühlen würden. Dieser Zweifel erwies sich als ungegründet: die wenigen Jahre, welche Dirichlets noch zu leben vergönnt war, vergingen ungetrübt glücklich. Er fand einen Kreis ihm zusagender Kollegen, eine verständnisvolle Zuhörerschaft, und arbeitete glücklich und erfolgreich; sie fühlte sich in dem Haus und Garten, welches sie sich gekauft hatten, sehr behaglich, und ihre Briefe atmeten Freude und Zufriedenheit; zuweilen läuft auch wohl eine kleine,

gutmütige Spötterei über die Verhältnisse der kleinen Stadt mit unter; so schreibt sie einmal an ihren Neffen Sebastian Hensel: „Von Teilung der Arbeit wissen sie hier noch nichts, vom Hofrat (das Höchste auf Erden) bis zum Schuhflicker hat jeder sein Stückchen Feld und arbeitet vormittags Acker, nachmittags rät er Hof oder flickt Schuhe. Ich erlebe noch, daß ich auch meine Kartoffeln buddele." — Sie wurde bald der Mittelpunkt einer angenehmen Geselligkeit: „Vorgestern", schreibt sie an denselben, „haben wir unsern sechzig intimsten Freunden die Heimkehr vorgesungen. Der dicke Bodemeier mit seinem vortrefflichen Baß hatte mich dazu begeistert, und es fiel sehr gut aus; die Ensemblestücke gingen so hübsch, und das Ganze hatte solchen Zug und Leben, daß es mir selbst Vergnügen gemacht hat. Bodemeier Kauz wirklich prächtig, mit soviel gesundem und gutmütigem Humor, soviel musikalischem Verständnis und so sehr schöner Stimme. — Beim Nachtwächterlied habe ich manche Träne geweint, — das versteht niemand außer Dir. Die kleinen Soli im Chor, die beiden Sieboldschen Mädchen, was zweitens sehr hübsch aussah und erstens auch allerliebst klang. Zuletzt Abendbrot und zwei Kardinalbowlen und ungeheure Dankbarkeit, ausgedrückt durch furchtbares Essen und Trinken und mehrere Professorentoaste: Wirte, Gäste, Sänger, Musik, alles Mögliche. Die Proben waren das Netteste, wie die Musik ihnen so einging und lieb wurde, und wie wir dabei so gut Freund wurden. Ein Student Walter, der den Schulzen singen sollte, nahm es bei der ersten Probe offenbar übel, daß er nur einen Ton zu singen hatte; bei der zweiten wurde ihm aber sein Standpunkt klar, besonders weil ich ihm versicherte, die Rolle hätte immer den größten Effekt gemacht, und er machte seine Sache vortrefflich. „Laßt mich den Löwen auch spielen",

fehlte natürlich auch nicht, sowie „Stichwörter und den ganzen Plunder"; es war sehr hübsch, und ich fühle mich ordentlich zu Hause hier, seit hübsche Musik bei uns gemacht ist. Ja, ja! Wir füttern die Leute mit Brosamen unserer alten Herrlichkeit."

Sofort nach Fannys Tode hatte sich Rebecka ihres verwaisten Sohnes angenommen, was für ihn um so nötiger war, als sein Vater sich, wie oben erwähnt, nicht wieder eine Häuslichkeit schuf. Sie ersetzte ihm die verlorene Mutter in dem Unersetzlichsten, in der aufopfernden mütterlichen Liebe, und machte keinen Unterschied zwischen ihren eigenen Kindern und dem angenommenen. Nur wer ihr so nah stand, konnte wissen, was diese für kalt gehaltene Frau für ein reiches und weiches Gemüt hatte.

Im Herbst 1858 besuchte Sebastian Hensel mit seiner jungen Frau Dirichlets in Göttingen zum letztenmal und verlebte vier Wochen in ihrer behaglichen Häuslichkeit. Ganz besondere Freude mußte man an Dirichlets Mutter haben, die im neunzigsten Lebensjahre eine seltene Frische und Rüstigkeit zeigte; sie machte die angestrengtesten Bergpartien mit, war sehr entrüstet, wenn jemand ihr beim Klettern den stützenden Arm bot, war tätig und geschäftig im Haus und Garten und beteiligte sich noch abends an einem ab und zu improvisierten Tanz.

Nichts ließ beim Abschied ahnen, daß ein jähes Ende sowohl Rebecka als Dirichlet bevorstände: er war in den Ferien nach der Schweiz gereist. Er kehrte todkrank an einem plötzlich aufgetretenen Herzleiden zurück.

Rebecka pflegte ihn aufopfernd und hatte die Genugtuung, ihn bald auf dem Wege zur Besserung zu sehen, — da starb sie selbst ganz plötzlich ohne vorhergegangene Krankheit in derselben Weise wie ihre beiden

Geschwister am Gehirnschlag, am 1. Dezember 1858. Die Aufregung und der Schreck verschlimmerten den Zustand ihres Mannes derart, daß jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben werden mußte; er folgte ihr am 5. Mai 1859 nach.

Wie zerstört das Leben Wilhelm Hensels nach Fannys Tode war, ist schon gesagt worden, und wie auch er der Signatur der Zeit „Politik" verfiel. Leider war es ihm nicht vergönnt, die große Zeit Deutschlands zu erleben, sondern nur die kleine Preußens. Ohne recht eigentlichen Inhalt verfloß ihm das Leben in Erinnerung an die Verlorene und in aufopfernder Hilfsbereitschaft für andere. So wurde auch sein von ihm selbst längst ersehntes Ende herbeigeführt durch eine Verletzung, die er sich bei der Rettung eines Kindes, das in Gefahr schwebte, überfahren zu werden, zuzog. Er starb am 24. November 1861 und liegt neben Fanny begraben.

Paul und seine Frau Albertine überlebten die andern lange. Es ist in diesen Blättern weniger von ihm die Rede gewesen, als von den Geschwistern; das entsprach nicht sowohl seinem etwa geringeren Wert, als der durchaus stillen, wenig hervortretenden Art seines Wesens. Unzählig aber sind die Werke der Liebe und Wohltätigkeit, die er ausführte im Sinne des schönen Spruchs: daß die Linke nicht wissen solle, was die Rechte tut; er wetteiferte hierin mit seinem Vetter Alexander, dem Sohn von Joseph Mendelssohn, mit dem er auch im Beruf — sie waren lange Jahre hindurch die Chefs des gleichnamigen Bankhauses — eng verbunden war. Junge, aufstrebende Talente, begabte, aber nicht ihrem Wert entsprechend anerkannte Künstler, in Not geratene, tüchtige Menschen jedes Standes, alle Werke der Mildtätigkeit fanden an ihnen großartige, ganz und voll stützende

Freunde und Helfer. Beider Grundsatz war es, wenn sie unterstützten, so zu unterstützen, daß eine Existenz wieder lebensfähig wurde, daß kein Stück- und Flickwerk entstand. — Vor allen Dingen wurde Paul der Vormund und Vater der nach und nach verwaisten Kinder seiner Geschwister und der sorgsame und pflichteifrige Wahrer ihrer Angelegenheiten. Die Söhne Felix' nahm er in sein Haus auf, während die Töchter in der Obhut der würdigen und trefflichen Frau Jeanrenaud, der Mutter von Cécile, verblieben. Die Tochter von Rebecka verlebte ebenfalls mehrere Jahre in seiner Familie. Nicht am wenigsten fand Sebastian Hensel an ihm einen stets bereiten Freund und Berater in allen wichtigen Angelegenheiten seines Lebens.

Da Paul allem in die Öffentlichkeit treten abhold war, so ist es ihm doppelt hoch anzurechnen, daß er es über sich gewann, mit der Herausgabe der Felixschen Briefe vorzugehen, und dadurch so außerordentlich viel zur Richtigstellung des allgemeinen Urteils über diesen beizutragen. Der recht bedeutende Ertrag der Briefe wird zu Unterstützungen verwendet.

Leider war Paul ein Erbteil der Familie versagt, der schnelle schmerzlose Tod. Nach langen, schweren Leiden endete sein Leben am 21. Juni 1874. Seine Gattin folgte ihm am 17. Juli 1879 nach.

Die Worte, welche Felix am 7. Juli 1847 an Rebecka geschrieben hatte: „Ein großes Kapitel ist nun eben aus — und von dem nächsten ist weder die Überschrift, noch das erste Wort bis jetzt da. Aber Gott wird es schon recht machen; das paßt an den Anfang und den Schluß von allen Kapiteln," — diese Worte hatten nach Felix' Tode für die Familie eine noch tiefere, ernstere Bedeutung gewonnen. Das Kapitel, das Leben, wie es bis dahin geführt worden war, es

war allerdings für die Mendelssohnsche Familie aus, und für immer; mit Fanny und Felix war das frohe, künstlerische Element schnell dahingerafft. Aber auch für alle Deutschen war mit dem Jahre 1847 ein Kapitel aus und die Überschrift des nächsten lautete: Politik.

Was wir erlebt, es ist weltbekannt und gehört nicht in den Rahmen dieses Buchs. Wir besitzen ein einiges und geachtetes Vaterland, wir haben das Höchste errungen, was dem Menschen auf Erden beschieden sein kann, wir haben in einer großen Zeit gelebt. Aber dennoch blicken die Nachkommen der Mendelssohnschen Familie mit wehmütiger Rührung auf die ewig verschlossenen Pforten des Paradieses ihrer Jugend und auf die Freuden jener Zeiten zurück, die so nie wiederkehren werden, nie wiederkehren können.





Register

A

B.

H.

J.

M.

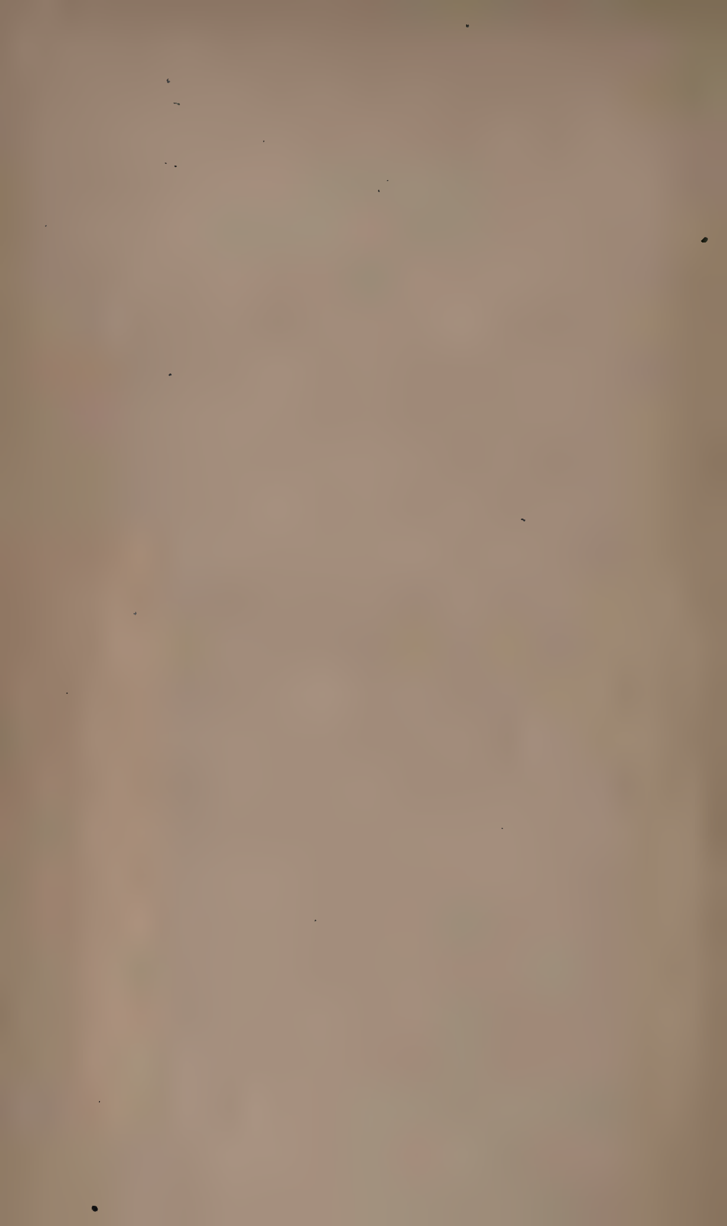
N.

S.

W.

Z.









Hensel, S.
Die Familie
Mendelssohn ...
ML
410
.M4
H4
Vol.2

